

Dichter und Apostel.

von
Ernst Willkomm.

1859. Verlag von Meidinger Sohn & Comp., Frankfurt
am Main.

ERSTES BUCH. DIE GEISTEIGENEN.

ERSTES KAPITEL. DIE ANSIEDLER.

Am dunkelgrünen Waldsaume des Eulenhholzes trabten zwei Reiter die sehr schlecht gehaltene Straße entlang. Es war ein heißer Junitag, die Luft klar und still. Ueber der dichten Tannenwaldung wölbte sich der Himmel so durchsichtig blau, wie im Süden jenseits der Alpen. Bei einer Biegung der sandigen Straße, auf welcher die trabenden Rosse schwere Staubwolken aufwühlten, ward über den Wipfeln der Bäume ein Strohdach sichtbar. Bläulicher Rauch qualmte unter der trichterartig geformten Ueberdachung des Schornsteines hervor, und schrille Hammerschläge zeigten an, daß sich hier eine einsam gelegene Waldschmiede befände. Von diesem Gebäude bog die Straße rechts ab in einen steilen Hohlweg und verlor sich in der Tiefe wieder zwischen hochstämmigen Bäumen.

»Halt!« sprach der eine Reiter, ein junger Mann von etwa dreiundzwanzig Jahren, mit offenen Zügen und lebhaften braunen Augen, indem er sein Thier anhielt, »hier müssen wir absteigen. Ich kenne von früher her diesen Hohlweg und seine Tücken. Stürzt das Pferd nicht auf diesem Steingerölle, so ist man doch sicher, in der nächsten Schmiede anhalten zu müssen, um es neu beschlagen zu lassen.«

Beide Reiter schwangen sich darauf behend aus dem Sattel und führten ihre Pferde vorsichtig am Zügel über das Steinbett der halsbrecherischen Straße hinab in's

Thal. Aus dem Walde, der jenseits einer schönen breiten Wiese die Höhen bedeckte, scholl jetzt das Geräusch von Axtschlägen. Die Reiter bestiegen wieder ihre Thiere und ritten im Schritt weiter, einen begrünten Seitenpfad mit der entsetzlich staubigen Landstraße vertauschend.

»Wenn die Wege in Deiner übrigens höchst romantischen Heimath sich nicht bald bessern, Paul,« sagte jetzt der andere um einige Jahre ältere Mann zu seinem Begleiter, »so erreichen wir heute nicht einmal Löbau. Du hast immer unsere schlesischen Straßen schlecht gefunden, hinter dem aber, was Ihr Lausitzer von dieser Sorte aufzuweisen habt, bleiben sie doch noch weit zurück.«

Paul lachte. »Nur Geduld, Freund Woldemar,« erwiderte er. »Liegt erst die Dresdener Haide glücklich hinter uns, dann sollst Du Deine Freude haben nicht blos an der Natur, sondern auch an den Wegen. In der Nähe unserer schönen Residenz glättet sich Alles. Da räumt die gute Gesellschaft, mit der sich unser allergnädigster Landesherr umgeben hat, so gründlich auf, daß die Bauern selbst des Nachts keine Ruhe mehr haben. Auf die Kosten achtet man da nicht. Der Churfürst braucht Geld, mithin muß es geschafft werden, und es wird geschafft, wenn auch das Land wenig Vergnügen davon spürt. Nur bis in unsere lausitzischen Wälder und in die wendischen Haiden dringt bis jetzt diese hauptstädtische Cultur noch nicht. Hier ist Alles ritterschaftliches Besitzthum, und weil unser Marggrafenthum seine eigenen Gesetze und seine eigene Regierung hat, geht die übrige Wirthschaft im Lande, mag sie gut oder schlecht sein, diese glückliche

Provinz nichts an. Sieh, Woldemar, dies Alles rund herum ist mein Grund und Boden.«

»Dein eigener?«

»Das heißt, er könnte es sein, wenn er nicht zufällig meinem lieben Vetter gehörte, und dieser sehr liebe Herr Vetter ein größerer Lebemann wäre.«

»Du speculirst wohl auf seine Freigebigkeit?«

»Würde wenig fruchten,« erwiderte Paul achselzuckend, »es sei denn, ich bequeme mich, Kopfhänger zu werden, täglich ein paar Kapitel aus der Bibel zu lesen, früh und Abends ein frommes Lied auf eine langweilige Melodie zu singen und statt des Rapiers den Federkiel zum Lobe Ehren Franke's und Consorten zu führen.«

»Hast Du denn unter Deiner Sippschaft einen Pfaffen?« fragte Woldemar verwundert. »Ich denke, Ihr seid Alle von altem Adel und habt diese jetzige gesellschaftliche Stellung den derben Fäusten Eurer schwertgewandten Vorfahren zu verdanken.«

»Freilich,« sagte mit komischer Geberde der lebenslustige Paul, »der gute Vetter ist nun aber einmal aus der Art geschlagen.«

»Wie heißt er denn?«

»Kann Dich das interessiren? Glaube mir, es ist ganz einerlei. Wäre mein Vetter nicht Graf, während ich einfacher Edelmann und leider Gottes ein sehr mittelmäßig Begüterter obendrein bin, es kümmerte sich kein Mensch um ihn, als seine Pfaffen und seine Betschwestern.«

»Dennoch möchte ich jetzt den Namen dieses Entarteten kennen.«

»Nun gut, er heißt Graf von Zinzendorf, und der Grund und Boden, den gegenwärtig die Hufe unserer Rosse stampfen, ist sein Eigenthum. Wozu denn? frage ich mich jedesmal, wenn ich dieses Weges ziehe. Was nützen dem Menschen Wälder, Wiesen, Jagdgehege? Er reitet nicht, er jagt nicht, ich glaube, er fährt nicht einmal gern. Und doch müssen solchem unadelig denkenden Menschen die prachtvollsten Ländereien, die wildreichsten Wälder zufallen.«

Während dieses Zwiegesprächs hatten die beiden Reiter, von denen Paul von Podewitz in Leipzig Camera lia studirte und Woldemar von Raschau als Gutsherr in Schlesien lebte, die Anhöhe erreicht. Der hier dichter an die nur schmale Straße herantretende Wald bot mehr Schatten, und die jungen Edelleute ließen ihre Rosse wieder austraben. Die Axtschläge vernahm man jetzt viel näher.

»Ich glaube wirklich, Vetter Zinzendorf läßt Holz schlagen in seinem Urwalde,« hob Paul auf's Neue an. »Ist das der Fall, dann bekehrt er sich nächstens zum Weltmanne, oder er geht damit um, eine Versorgungsanstalt für alte Betschwester zu erbauen.«

Ein starkes Geprassel ward hörbar und schwer wuch tend schlug eine gewaltig hohe Tanne, einige kleinere Stämme zersplitternd, wenige Schritte vor den Reitern nieder. Paul's Pferd scheute, sprang zur Seite und warf den jungen Mann mitten in die mit scharfkantigen Steinen bedeckte Straße, worauf es in wildem Galopp davonstürmte. Woldemar vermochte sein weniger feuriges

Thier noch zu rechter Zeit zu zügeln. Er stieg eiligst ab, um dem Freunde beizuspringen.

»Verdammte Bestie, oder vermaledeite Holzschlägerei!« fluchte Paul von Podelwitz, sich rasch wieder aufrichtend. Er blutete lebhaft aus einer Stirnwunde und als er aufstehen wollte, gewahrte er, daß sein rechter Fuß verstaucht war. Fortwährend über sein Mißgeschick grolend, hinkte er, auf die Schulter des Freundes sich stützend, auf den Rain am Walde, wo er sich verdüstert niederließ.

»Es ist nicht das Bischen Schmerz,« fuhr er fort, die bedauernde Rede Woldemars unterbrechend, »auch nicht das Loch über dem Auge, das meiner Physiognomie möglicherweise einen interessanten Ausdruck verleiht und dereinst mein Glück begründen helfen kann, mich verdriest nur, daß ich nun ein bis zwei Tage zu spät nach Dresden komme und dort vielleicht meinen köstlichen Kumpan nicht mehr antreffe.«

»Erwartest Du irgend wen so bestimmt?« fragte Woldemar.

»Du weißt es ja.«

»Meinst Du den tollhäuslerischen Christian?«

»Sprich lieber, den genialen, den einzigen, den göttlichen Christian! Ich mag's nicht leiden, daß man ihn vernachlässigt. Du und alle Deine Landsleute, Ihr werdet auf diesen Ausbund von Geist noch einmal stolz sein. Aber freilich, wenn diese Einsicht Euch nicht bald kommt, ist es auch möglich, daß der prächtige Junge inzwischen zum Teufel geht. Naturen von seiner Ursprünglichkeit,

Geister von seinem Talent und seiner Raschheit lassen nicht gerne lange mit sich scherzen.«

Woldemar blieb auf diese Expectorationen des Freundes eine Antwort schuldig, weil soeben einige Männer aus dem Walde traten, von denen Einer das glücklich eingefangene Thier, dessen Nüstern noch dampften, am Zügel führte.

»Da haben wir die Uebelthäter, die Schuld an meinem Unfall sind,« murrte Paul. »Sie sollen wenigstens tüchtig von mir zurecht gewiesen werden.«

Nur zwei der Männer schritten jetzt der Stelle zu, wo der verwundete Paul saß. Ihre Haltung hatte etwas Demüthiges, ja selbst Gedrücktes. Ihre Kleidung war überaus einfach und gab sie als Arbeiter oder Handwerker zu erkennen. Beide trugen blitzende Aexte und als sie die jungen Herren gewahrten, entblößten sie sogleich ihre Häupter.

»Wer seid Ihr?« herrschte der ärgerliche Paul die Männer barsch an. »Fällt Ihr auf Befehl des Herrn Grafen diese Bäume? Seht, was Ihr angerichtet habt!«

»Dieser Unfall betrübt uns sehr, lieber, junger Herr,« erwiderte auf diese harte Anrede der Aelteste mit mitleidsvoller Stimme. »Es muß aber doch der Wille des Heilands gewesen sein, welcher ein Straucheln für segensreich hielt, damit die Herzen der Jugend, deren Dichten stets böse ist, sich nicht überheben und übermüthig werden im Taumel eitler Weltlust! So wir dienen können mit unsern schwachen Kräften, sind wir dazu bereit und bieten uns den Herren zu jeglicher Hilfeleistung an.«

Paul's Aergerlichkeit wich bei dieser seltsamen Anrede sogleich der lustigsten Stimmung. Er gab Woldemar einen Wink und versetzte, dem Sprecher seine Hand reichend:

»Ihr scheint mir vom Stamme der Samariter zu sein, aus Eurer Rede zu schließen, und da Ihr mit so viel Liebe mir armen Verunglückten entgegen kommt, muß ich trotz Eurer Schuld doch wohl Gnade für Recht ergehen lassen. Aber nun sagt mir auch, was, zum Henker, fällt Euch denn ein, just hier an der Haupt- und Poststraße mitten im Eulenholze am hellen lichten Nachmittage die Bäume umzuschlagen? Mein Vetter, der Graf, hat das gewiß nicht angeordnet.«

War das Auftreten der Männer mit den Aexten bis jetzt etwas ängstlich gewesen, so gestaltete es sich nach diesen Worten weit zuversichtlicher.

»Der Herr sei gepriesen!« sagte der vorige Sprecher, beide Hände um den Stiel seiner schweren Axt haltend. »Ich werde ihn loben immerdar mit Mund und Herz, wenn er die ersten Schläge dieser Axt also segnen will, daß er einen jungen Verwandten des großmüthigen Herrn Grafen dadurch abwende dem Eitlen und Unbeständigen, und ihn zuführe dem, was da dauert und kein Ende nimmt in Ewigkeit.«

»Weißt Du was, Woldemar,« sprach Paul nach dieser zweiten Auslassung des Fremden, »wenn dieser gute Mann mit dem vierkantigen Gesichte nicht etwa dem Tollhause entsprungen sein sollte, so ist er sicherlich irgendwo an der Angel meines begüterten Veters hängen

geblieben. Seine Worte duften so recht lieblich nach dem Köder des Grafen. Diese Redeweise ist Weihrauch für seine Nase und Caviar für seine Zunge. Wenn mein Geschmack nun auch ganz anders geartet ist, so will ich mich doch mit ihm einlassen. Waldteufel von dieser Couleur können auch amüsiren. – Kennt Ihr den Grafen, lieber Mann?«

»Ob wir ihn kennen!« sprachen wie mit Einem Munde alle Drei, denn auch der Pferdebändiger mit dem jetzt völlig beruhigten Thiere hatte sich inzwischen zu seinen Gefährten gesellt.

»Der großmüthige Herr Graf ist unser Beschützer und Freund,« fuhr der Aelteste fort, »und unter seinem mächtigen Schutze wollen wir die Hände rühren mit Freudigkeit und anheben zu bauen eine Stadt, in der da wohnen können Alle, so nur Ihm dienen und nichts lieben als den Heiland, und die wir stellen wollen unter des Herrn Hut, daß er seine allmächtige Hand halte über sie bis an's Ende der Tage!«

Paul biß die Lippen zusammen, denn trotz seines heftiger schmerzenden Fußes und seiner noch immer blutenden Wunde kitzelte ihn eine fast nicht zu überwindende Lachlust. Woldemar bemerkte dies und um die Aufmerksamkeit der auch ihm seltsam vorkommenden Männer von dem Freunde abzulenken, warf er die Frage hin:

»Wer seid Ihr denn eigentlich, liebe Leute, und wie sollen wir Eure uns räthselhaft klingenden Worte verstehen?«

Der bisherige Sprecher legte seine Axt über die Schulter und erwiderte im Tone felsenfester Ueberzeugung:

»Um unseres Glaubens willen Verfolgte sind wir, Vertriebene, Blutzeugen Christi!«

»Und woher kommt Ihr? Wer hat Euch vertrieben?«

»Aus Mähren sind wir ausgezogen, um zu suchen eine Stätte, der wir beilegen können den Namen des neuen Bethel. Die aber, die uns aus unserer Heimath verjagt haben, führen wohl den Namen dessen, den wir Alle bekennen, ohne doch seine Worte in einem feinen Herzen zu bewahren!«

Paul hatte sich inzwischen wieder gefaßt, und da er einigermaßen mit den religiösen Bewegungen bekannt war, welche damals viel von sich reden machten, errieth er schnell den rechten Zusammenhang.

»Dann gehört Ihr wohl zu den mährischen Brüdern?« fragte er den ernstesten Mann mit der Axt. »Von dem Grafen, meinem Vetter, habe ich mehrmals von diesen sprechen hören.«

»Wir nennen uns Brüder aus Mähren.«

»Und Euer Name, lieber Mann?«

»Ich heiße David und bin ein Zimmermann meines Gewerbes,« versetzte der Mann mit der Axt. »Diese meine Gefährten aber sind zwei Brüder, Namens Augustin und Jacob Neisser.«

»Und wie kommt es, daß Ihr hier in meines Veters einsamem Forste so wacker mit der Axt hanthiert? Hat er Euch denn dazu bevollmächtigt?«

»Edler junger Herr,« sprach David, »so Jemand eines wahrheitliebenden Mannes Zusage empfängt und nicht darnach thut, würde man ihn einen Schalksknecht nennen müssen. Der fromme Herr Graf ließ uns durch den Mund eines vom Herrn Gesalbten als seine Schützlinge begrüßen und wies uns oben an dem kahlen Hügel, den man den Hutberg nennt, einen Platz an, daß wir aufrichten könnten daselbst unsere Hütte, um später daneben zu erbauen den Tempel des neuen Zion zur Ehre und zum Lobe Gottes.«

»Wenn dem so ist, dann seid Ihr gerechtfertigt und ich will Euch nicht länger mehr hindern in Eurer preiswürdigen Beschäftigung,« sagte Paul, einer größeren Ernsthaftigkeit sich befleißigend. »Eins aber möchte ich, ehe wir uns trennen, doch zu Eurem eigenen Besten noch bemerken: verlaßt Euch nicht gar zu sehr auf den Schutz meines frommen Veters! Graf Zinzendorf ist zwar ein Mann von Wort und ein vollkommen tadelloser Charakter, die Luft aber, die er am liebsten athmet und die er gern überall hin verbreitet, macht anderen Mächtigeren gar arge Beschwerden. Sollte ich Gelegenheit haben, alsbald meinen Vetter zu sprechen, so werde ich mich Eurer erinnern. Jetzt aber, Ihr guten Leute, bitte ich Euch, helft mir auf mein wieder sanft gewordenes Roß. Sitze ich erst fest im Sattel, so erreiche ich wohl die nächste Herberge, wo dann ein Bader sein Heil an meinem verstauchten Fuße versuchen mag.«

Bereitwillig kamen die Exulanten diesem Wunsche des jungen Edelmannes nach. Die Freunde grüßten die ernst mährischen Männer freundlich herablassend und ritten vorsichtig ihres Weges, der sie bald deren Blicken entzog. Als die Schatten des Waldes sie wieder umfingen, dröhnten auf's Neue gewichtige Axtschläge wiederholend durch den Forst, und über den Wipfeln der Tannen rauschte es, als ob gottbegeisterte Männer einen Ehoral feierlich anstimmten.

ZWEITES KAPITEL. WENDISCHE MUSIKANTEN.

Bald lichtete sich der Wald, zur Rechten zeigte sich die kahle Höhe des Hutberges und diesem zur Seite die Thurmspitze von Berthelsdorf. Die steinige Straße lief vielfach gekrümmt auf dem Saume des hohen Plateau's nördlich und gewährte wahrhaft bezaubernde Aussichten nach allen Seiten hin. Am schönsten war die Ansicht des malerischen Grenzgebirges mit seinen vielen Kuppen und waldigen Bergrücken, und der Einblick in das fruchtbare Tiefland der fleißig angebauten Thäler mit lang gestreckten Ortschaften.

»Der mährische Zimmermann hat Dich schweigsam gemacht,« redete Woldemar seinen jungen Begleiter an, »oder sind es die Schmerzen, die Dich so ganz verstummen lassen?«

Paul sah den Freund spöttisch an.

»Ich meine, Du solltest mich und mein Wesen besser kennen, um mir eine solche Albertiheit nicht einmal zuzumuthen,« erwiderte er. »Was mein frommer Herr Vetter auf seinem Grund und Boden beginnt, ob er die Wüsteneien zwischen seinen Forsten von Heiden oder Türken urbar machen läßt, ficht mich nicht an. Der Mann kann wohl nicht anders. Seine Natur ist einmal so zugeschnitten, daß sie offenbar besser für einen Superintendenten paßt, als für einen Justizrath. Wäre mein Vetter ein kleiner Souverän mit reichen Mitteln, er würde gewiß irgendwo in der neuen Welt ein Stück Land kaufen, um es zu colonisiren und eine Bevölkerung nach seinem Sinne dahin zu verpflanzen. Schade, daß der Mann nicht katholisch ist, er wäre unter den Generalen der päpstlichen Garde unbedingt der thätigste! Ich bin ganz anders geartet, und das war es, was mich so still machte.«

»Der mährische Bauer hat demnach mit seinen Worten Deine Seele geritzt?«

»Wie Du willst. Fürchte aber ja nicht, daß er mich bekehrt. Ich bin Weltmann und will es bleiben, und da ich, wie schon bemerkt, wenig irdische Güter besitze, will ich mein Leben und Streben so einzurichten suchen, daß ich in kluger Weise ihm abringe, was die Geburt mir zu geben versäumte. Um Carriere in der Welt zu machen, scheint mir ein Anschluß an die verschwenderischen Cavaliere des polnischen Königs jedenfalls geeigneter zu sein, als wenn ich Theilnehmer würde an den Betstunden meines Veters.«

»Du übertreibst auch gar zu sehr,« sprach Woldemar. »Ein kirchlich gesinnter Mann hält darum, weil er ein warmer Freund der Religion ist, noch keine Betstunden.«

»Nöthig wäre es allerdings nicht, dennoch thut es mein Vetter.«

»Mitten im Taumel des Residenzlebens?«

»Unter den Augen der Bewunderer Brühls.«

»Wie ist es möglich! Welche Widersprüche! und die vornehme Gesellschaft läßt es geschehen, ohne Einsprache zu erheben oder dagegen zu intriguiren?«

»Du berührst genau den Punkt, der eben auch mir zu denken gibt,« versetzte Paul. »Es bereiten sich Dinge vor in der Gesellschaft, wie in der großen Masse, Volk genannt, die schwerlich ohne Einfluß auf das Geistesleben unserer Nation bleiben werden. In Warschau und Dresden herrscht der Luxus, die Prunksucht, die maßloseste Verschwendung. An beiden Hoflagern ist die Bewunderung des Scheins zur Adolatrie gestiegen. Hier glänzt und schimmert Alles und doch findet sich nirgends ein wirklicher Lichtfunke, der diese flimmernde Nacht des Scheins erleuchten könnte. Im Volke dagegen regieren Einfalt, strenge Sitte, Sparsamkeit und nüchternes Wesen. Je mehr die Vornehmen schwelgen, desto mehr beschränkt sich das Volk. Jene leben in Saus und Braus, in einem ewigen Sinnentaumel, dieses lernt nur den Ernst, nicht die Freude der Welt kennen. Solche offen zu Tage liegende Widersprüche geben an sich schon zu denken, und gar oft geschieht es, daß gerade der gemeine Mann, dem man es gar nicht ansieht, bei seiner harten

Arbeit mehr darüber nachgrübelt, als der Genußmensch, der gar keine Zeit zum Denken findet. Es fehlt nur an einem Impuls, um den Geistern eine andere Richtung zu geben, und soweit ich die Zustände kenne und mein unmaßgebliches Urtheil reicht, bereitet ein solcher Impuls sich auf mehr als einem Punkte vor.«

»Ich gestehe, daß ich Dir nicht so viel Philosophie zugetraut habe,« sagte Woldemar. »Du gabst Dich mir immer als Lebemann und willst, wie Du eben äußertest, durch die Welt und ihren Leichtsinn Carrière im Leben machen. Was mich betrifft, so fehlt es mir an Zeit und Gelegenheit, so tief gehende Betrachtungen und Vergleiche anzustellen.«

»Nun, überheben will ich mich nicht,« erwiderte in heiterm Tone Paul, sein Pferd etwas rascher antreibend. »Ein ganz klein wenig pflüge ich wohl mit fremdem Kalbe. Ich halte dies für erlaubt, weil ich glaube, daß man nur durch Benutzung gescheidter Gedanken Anderer ein wirklich kluger Weltmann werden kann.«

Woldemar lachte und die beiden jungen Edelleute ritten wieder eine Zeit lang schweigend nebeneinander fort, bis sie die Thürme Löbau's am Fuße des Berges erblickten, der seinen Namen von dieser uralten Stadt entlehnt hat.

»Da beginnt die Wende!« sagte Paul, und wo wendisches Volk wohnt, gibt's hübsche Mädchen, Mädchen von Milch und Blut, wie wir Lausitzer sagen. Dort wollen wir's uns gemüthlich machen und ich will meinen Fuß wieder in Ordnung bringen lassen. Zeit wird es, das kann

ich merken. Er hängt wie ein Klumpen Blei im Bügel und fast fürcht' ich, man wird mir den Stiefel abschneiden müssen. Das hat man Alles diesen verdrehten Psalmisten aus Mähren und den gottseligen Neigungen meines nach Heiligkeit ringenden Veters zu danken!«

In der halb deutschen, halb wendischen Stadt angelangt, war schnell der Stadt- oder Rathschirurgus zur Stelle geschafft, der den schmerzenden Fuß des jungen Edelmannes untersuchte und diesen mit der tröstlichen Versicherung verließ, daß ein Tag Ruhe Alles wieder in Ordnung bringen werde. Der Unfall war durchaus von keiner Bedeutung. Dieser Ausspruch des verständigen Mannes erheiterte die Freunde sichtlich, und da nur Ruhe, nicht gerade Ausruhen im Bett vorgeschrieben war, so zogen die jungen Herren es vor, im Gastzimmer zu bleiben, um doch einige Unterhaltung zu haben, Diese fand sich auch alsbald und zwar in ganz unerwarteter Weise, indem ein Mann mit zwei halb erwachsenen Kindern eintrat, Platz an einem der Tische nahm und nach Landessitte einen Abendimbiß bestellte. Man brachte Roggenbrot und Semmel nebst frischer Butter und goldgelbem Honig.

Als er seine Kinder aufforderte, diesen guten Dingen zuzusprechen, geschah dies in wendischer Sprache. Woldemar horchte auf, denn er hörte dies ihm gänzlich unbekanntes Idiom zum ersten Male in seinem Leben, und er konnte nur mit Mühe ein Lächeln unterdrücken.

»Es ist unbedingt ein herumziehender Musikant,« flüsterte Paul dem Freunde zu. »Ich seh's an seiner ganzen

Art, sich zu haben. Auch die Packe, die sie da unter die Bank gestellt haben, verrathen es mir.«

»Was können sie enthalten?«

»Nichts anderes als einen Dudelsack, eine wendische Zither und eine Flöte.«

Woldemar ward neugierig und machte sich etwas in der Nähe der für ihn interessanten Leute zu schaffen. Der Mann war sehr redselig. Er sprach fortwährend bald mit seinen eigenen Kindern, bald mit der Kellnerin, der es auch nicht an Worten zu fehlen schien. Paul, des Wendischen zwar nicht mächtig, aber doch so weit damit vertraut, daß er einige Worte mit geborenen Wenden wechseln und sich zur Noth verständigen konnte, richtete nach längerem Sinnen ein paar Fragen in dieser Sprache an den Fremden, die auf die zuvorkommendste Weise und mit offenbarem Vergnügen beantwortet wurden. Der Mann schob den Rest der Speisen zurück, die Kinder folgten seinem Beispiele, und ein paar Minuten später erklang eine jener originellen, melancholisch-süßen Volksweisen im Gastzimmer, an denen die Wenden so merkwürdig reich sind, und die man bei Wanderungen durch ihre Dörfer und Feldmarken überall und fast zu jeder Tagesstunde anstimmen hört.

Dem schlesischen Gutsbesitzer machte diese Musik, die Art, wie die Wenden spielten und die ausdrucksvolle Geberdensprache namentlich des Dudelsackpfeifers viel Vergnügen. Da der Mann sehr gut Deutsch verstand und es ziemlich geläufig sprach, so ließ sich Woldemar später mit ihm in ein längeres Gespräch ein, um Näheres

über Sitten und Gebräuche dieses von Deutschen rund umschlungenen slawischen Volksstammes zu erfahren. Diese Fragen gefielen jedoch dem Wenden nicht. Er beantwortete sie kurz und ausweichend, und es würden höchst wahrscheinlich sehr bald empfindliche Worte gefallen sein, hätte Paul sich nicht in's Mittel gelegt, um den wißbegierigen Freund zu entschuldigen. Der wendische Musikant war auch auf der Stelle wieder besänftigt. Er reichte erst Paul, dann Woldemar die Hand, packte seine Instrumente wieder ein und rüstete sich zum Aufbruche.

»Wohin des Wegs?« fragte Paul, der es gern gesehen hätte, wenn der unterhaltende Mann noch länger geblieben wäre.

»Man erwartet mich in Berthelsdorf,« versetzte der Wende. »Ein junger Bauer hat sich eine Tochter unseres Landes zur Frau erkoren, morgen werden die jungen Leute getraut und da sollen wir sie, wenn sie zurückkehren aus der Kirche, auf ihrem Hofraume mit wendischen Volksklängen begrüßen.«

»Ist es nun nicht zum Verzweifeln?« sprach Paul, sich an Woldemar wendend. »Wie gern wäre ich mit Dir Zeuge dieser Hochzeit, auf welcher deutsche und wendische Ceremonien sich harmonisch in einander verschmelzen werden. Statt dieses Genusses muß ich hier hocken und kann zum Zeitvertreibe Grillen fangen.«

»Begleiten uns die Herren Edelleute?« sagte der Wende. »Mir wär' es ganz recht, denn man kann manchmal nicht wissen.«

»Was?«

»Bei Hochzeiten geht's immer hoch her, und da fällt zuweilen 'was vor.«

»Fürchtet Ihr, daß die Lust den fröhlichen Gästen zu Kopfe steigen könnte?«

»Wäre auch nicht das erste Mal! Habe ich's doch mit erlebt, daß nach einer recht tollen Hochzeit Tags darauf der Todtengräber bestellt wurde. Das gab damals eine böse Untersuchung, aber es kam doch nichts heraus. Wo gegen hundert aufgeregte junge Bursche sich im Finstern schlagen mit Schemelbeinen und Bierkrügen, da kann's wohl passiren, daß Einer und der Andere einmal zu weit ausholt und statt des Rückens die Schläfe eines armen Teufels trifft. Dergleichen geschieht jetzt wohl nicht mehr, und da drüben in Berthelsdorf schon gar nicht. Aber es kann dort andern Verdruß geben.«

»Doch nicht für Euch?«

»Gewiß, gnäd'ger Herr! Es ist dort nämlich ein neuer Pastor eingesetzt worden, und der mag alle Musik nicht leiden.«

»Das kann ihm doch gleichgiltig sein,« meinte Wolde-mar. »Eine Hochzeit ohne Tanz und Musik ist ja gar keine Hochzeit.«

»Der neue Herr Pastor ist aber anderer Meinung,« sagte der wendische Musikant. »Er will von weltlicher Musik gar nichts hören, nur geistliche Lieder, Psalmen und Litanenien liebt er sehr, und darum hab' ich Sorge, es könnte zu ärgerlichen Worten kommen. Denn wenn ich einmal

bestellt bin, um den Dudelsack zu spielen und die Huslje¹ dazu zu stimmen, dann laß ich mir ohne Widerspruch nicht in meine Angelegenheiten reden.«

»Wie heißt denn dieser merkwürdig strenge Mann?« fragte Woldemar.

»Der Name ist mir entfallen,« versetzte der Wende. »Er hat aber große Gewalt, wie ich höre, und einen sehr vornehmen Mann zum Beschützer.«

»Natürlich!« fiel Paul ein. »Wie konnte ich auch nicht gleich daran denken! Berthelsdorf gehört ja meinem Vetter!«

Der Wende trat offenbar erschrocken zurück. Er machte eine unbeholfene Verbeugung, indem er sagte:

»So hab' ich wahrscheinlich die hohe Ehre, einen hochgeborenen Herrn Grafen vor mir zu sehen?«

»Keineswegs, lieber Mann,« erwiderte dieser, »ich bin weder Graf noch hochgeboren, sondern ein Mensch wie andere. Wenn aber der Graf von Zinzendorf den Berthelsdorfern einen Prediger nach seinem Sinne gegeben hat, so kann dies kein anderer sein, als der von ihm so hochgeschätzte Pastor Rothe.«

»Es ist der nämliche Mann, der dem Herrn Grafen die Exulanten aus Mähren so dringend empfohlen hat, die sich nun auch in der Nähe anbauen sollen,« bemerkte der Wende.

»Habt Ihr von diesen Leuten auch in der Wendei schon sprechen hören? Sie gerade sind ja Schuld, daß ich hier

¹Wendische Geige.

sitzen muß und Eure lustige Hochzeit nicht mit feiern kann. Beim Himmel, ich vergesse es dem salbungsreichen Zimmermann nicht in zehn Jahren, daß sein fallender Tannenbaum mir in solcher Weise die Wege zu fröhlichem Lebensgenusse verlegt hat!«

»Von den Mährischen Exulanten ist schon geraume Zeit bei uns die Rede,« fuhr der Wende fort. »Verdenken kann man's den Leuten auch nicht, wenn man sieht, wie sie leben müssen. Es hat Mancher schwer zu tragen, um fortzukommen in der Welt, und bei uns zumal gibt's für den armen Mann noch arge Plackereien von Oben und Unten. Bitten und Predigen hilft nicht dagegen und die großen Herren nehmen sich nicht einmal die Mühe, auf armer Leute Reden zu hören. Da kommen nun Fremde in's Land von über den Bergen her. Exulanten heißen sie die Schriftgelehrten, Mährische Brüder nennen sie sich selber. Wenn es sich so verhält, wie man sich allerorten erzählt, so haben die armen Menschen wacker viel ausstehen müssen ihres Glaubens wegen, und es ist ihnen wohl zu gönnen, daß sie inskünftige Gott verehren dürfen, wie's ihnen der Geist sagt. Da hat denn der Herr Graf von Zinzendorf ein Einsehen gehabt und etwas Großes gethan, wie er diesen Vertriebenen seine Besitzungen öffnete und sie als Brüder willkommen hieß. Mag er sonst sein wie er will – Viele schelten ihn einen Kopfhänger – ein Herz für die Menschheit muß er doch haben, und darum ist seit der Zeit sein Name in Aller Munde. Was aber den Fremden ein einzelner vornehmer

Herr gewährt, danach sehnt sich umsonst mancher Einheimische. Die Mährischen Exulanten erhalten Land von dem Herrn Grafen unentgeltlich, Holz und Steine dazu, und wer weiß, ob der großmüthige menschenfreundliche Herr ihnen nicht auch Geld obenein gibt. Wir Andern müssen immer nur zahlen, heute dem Grundherrschaft und morgen der Regierung, und wenn ein Unglück vom Himmel fällt, hat kein Einziger mit uns Erbarmen.«

Der Wende sprach anfangs gelassen, ward aber immer lebhafter und wärmer, und den letzten Aeußerungen mischte sich einige Bitterkeit im Ton der Stimme bei. Paul hätte ihn gern noch länger festgehalten, da er noch mehr als eine Frage aus dem Herzen hatte, der Musikant aber wünschte den Fremden noch einen guten Abend, empfahl sich auf Wendisch dem Vetter des Grafen und verließ mit seinen Kindern das Zimmer, in welchem die jungen Edelleute allein zurückblieben.

»Siehst Du, Woldemar, daß ich Recht habe?« sprach jetzt Paul. »Die Geschichte beginnt zu rumoren. Das Landvolk spricht davon, und wenn der gemeine Mann von einer Sache spricht, so denkt er auch darüber nach. Es bedarf jetzt nur noch eines unbedeutenden Zufalls, um aus der Einwanderung dieser handvoll Männer ein wichtiges politisches Ereigniß zu machen. Wenn die Hochzeit, die morgen ein deutscher Bauer mit einem wendischen Mädchen feiert, Anstoß erregte und den glaubenseifrigen Pastor zu einem Verbot der Musik veranlaßte, meinst Du, daß dabei sich die Parteien beruhigten? Ein solcher Fall würde den heftigsten Prozeß hervorrufen, und dabei

würde die eigentliche Veranlassung des Streites nicht lange verschwiegen bleiben! Wahrhaftig, ich fange an, Theil zu nehmen an den mährischen Männern, und wenn nicht gewichtige Gründe mich andern Sinnes machen sollten, so verlasse ich Dresden nicht, ohne den Vetter Grafen gesprochen zu haben.«

Woldemar theilte die Ansicht seines Freundes. Der Graf von Zinzendorf, den er bis auf diesen Tag kaum dem Namen nach gekannt hatte, ward ihm plötzlich zu einer merkwürdigen Persönlichkeit. Er wünschte ihn zu sehen, seine Bekanntschaft zu machen. Gleichviel, über die Richtung, welche die religiöse Ueberzeugung dieses Mannes genommen hatte, billigen mochte oder nicht, schon die Thatsache, daß diese Richtung ein Gegenstand der Aufmerksamkeit für Viele ward, sprach für deren Berechtigung oder doch für eine tiefgreifende Wirkung.

»Ist Dein frommer Vetter leicht zugänglich?« fragte er Paul.

»Das weiß ich selber nicht.«

»Ihr kennt Euch doch?«

»Höchst oberflächlich. Seit fünf oder sechs Jahren haben wir uns nicht mehr gesehen.«

»War der Graf damals schon so fromm wie gegenwärtig?«

»Die Weltlust wenigstens reizte ihn nicht. Mir kam er spaßhaft vor, weshalb ich ihn denn auch tüchtig aufzog.«

»Und das duldet der fromme Mann?«

»Er war damals kaum siebenzehn Jahre alt.«

»So jung noch ist er?«

»Wir sind im Alter kaum ein halbes Jahr auseinander. Vor kurzem hat sich mein würdiger Herr Vetter verheirathet, und ich kann mir wohl denken, daß er seitdem noch viel gesetzter, gottergebener und psalmistischer geworden ist.«

»Willst Du mich ihm vorstellen?« fragte Woldemar.

»Warum nicht? Wenn ich nur wüßte, unter welcher Form dies geschehen sollte.«

»Da könnte ich vielleicht Rath schaffen,« sagte Woldemar nachdenklich. »Auch in Schlesien gibt es verschieden geartete Menschen, und wenn die Heiligkeit bei uns auch noch nicht so herrlich zum Durchbruche gekommen ist wie bei Euch, so befinden sich Einzelne doch schon auf gutem Wege. Ich kenne oberflächlich einen Grafen Reuß, einen von der Linie Reuß, die mit Zahlen vor der Stirn durch's Leben wandern, damit man sie nicht verwechseln möge. Dieser Mann steht ebenfalls in dem Rufe großer Religiosität. Auch ihm sagt man nach, daß er es für ein besonders gottgefälliges Werk halte, Religiöse zu unterstützen. Nur soll er dabei nicht immer Glück haben. Wenigstens behauptet die böse Welt, es verständen Heuchler und widerwärtige Frömmeler, diese schwache Seite des Grafen klug zu benutzen und Mancher habe ihn schon getäuscht. Von diesem Manne bringe ich Deinem Vetter einen Gruß, um mich einzuführen. Es ist das allerdings auch eine Täuschung, aber doch wohl keine sträfliche, weil ich zu solcher Nothlüge nur aus Wißbegierde meine Zuflucht nehme.«

Paul hatte den Freund ruhig aussprechen lassen. Jetzt sah er ihn mit seinen klaren Augen heiter an und sagte:

»Abrathen will ich Dir nicht, obgleich Dein Gedanke etwas in sich trägt, das mich fast beunruhigt. Die Frau meines Veters ist auch eine geborene Gräfin Reuß, also wahrscheinlich Deinem Grafen verwandt. Versuche denn, wenn Du über Nacht nicht andern Sinnes wirst, Dein Heil. Es ist ein Fädchen Deines Schicksals, das Du in die Luft flattern läßt, ob es sich irgendwo auf gutem Grunde festsetzen mag. So bildet sich unser Leben und so werden wir Diener der Nothwendigkeit, die so oft die Rolle der Allmacht übernimmt, um uns das schwere Geschäft zu erleichtern, immer aus freiem Entschlusse eine Wahl zu treffen.«

»Du sprichst ja fast wie ein Philosoph,« erwiderte Woldegar. »Was kann Dich, den Lebemann, den Verehrer der Weltlust, den ausgelassenen Studenten, der sich hundert toller Streiche rühmt, veranlassen, auf einmal doctrinär zu werden?«

»Unser heutiges Abenteuer, unser Zusammentreffen mit dem Musikanten und die Luft, die wir den ganzen Tag eingeathmet haben. Was macht die Sorben-Wenden, meine lieben Halbbrüder, so poetisch-melancholisch? Nichts als die Luft ihrer Haiden, ihre stillen Wasser zwischen Wiesenland und endlosen Waldungen, und das schattenhafte Bild einer sagenhaften Geschichte, die wie der trauernde Genius des ganzen Stammes in weißer Gewandung um die Hütten und Höfe mit ihren weit leuchtenden Herdflammen schleicht. Die Luft, die wir einathmen,

regulirt unsern Herzschlag. Ich bin überzeugt, müßte ich nur vier Wochen lang in einem Kloster leben, ich würde so mönchisch gesinnt, daß man mich ohne Bedenken gleich zum Prior machen könnte.«

Woldemar schüttelte den Kopf. Er wußte nicht recht, was er in den Aeußerungen Paul's für Ernst, was für Scherz halten sollte. Mehrmals schon hatte er Widersprüche in dem Charakter seines Freundes entdeckt, so schreiend aber, wie sie gerade heute sich zeigten, waren sie ihm noch nicht sichtbar geworden. Absichtlich gab er keine Antwort auf Paul's Bemerkungen. Es war ihm lieb, daß mehrere Personen eintraten und ein allgemeines Gespräch über alltägliche Gegenstände alsbald sämtliche Anwesende gleichsam zu einer Familie vereinigte.

Am andern Morgen fühlte Paul keine Schmerzen mehr an seinem Fuße, nur eine gewisse Spannung und eine unbedeutende Geschwulst, die ihn jedoch an willkürlicher Bewegung nicht hinderte, war noch geblieben. Auch die Wunde auf der Stirn hatte sich geschlossen. Man wartete den Wundarzt ab, um dessen Ausspruch zu vernehmen. Dieser lautete vollkommen beruhigend, was denn die Freunde veranlaßte, die für sie wenig interessante Stadt unverweilt zu verlassen.

Auf ihrer Weiterreise begegnete den jungen Edelleuten nichts Wichtiges. Nur ein langer Zug schwer beladener Frachtwagen, den sie hinter Bautzen trafen und von denen die meisten mit zehn bis zwölf Pferden bespannt waren, erregte kurze Zeit ihre Aufmerksamkeit. Dieser Wagenzug kam von der Leipziger Messe und war bereits

volle vierzehn Tage unterwegs, wie einer der stattlichen Fuhrleute, die truppweise nebenher gingen, den Herren mittheilte. Das Ziel dieser Wagen, die nur sehr langsam vorrückten, war die Stadt Zittau, wo Paul bei Verwandten ein paar Wochen gelebt hatte, um jetzt wieder auf die Universität zurückzukehren.

Ein zweites Begegniß von einigem Interesse hatten die Reisenden in der Dresdner Haide. Es war ein Reisewagen mit vier schönen Füchsen, der leidlich schnell im tiefen Sande an ihnen fast geräuschlos vorüberglitt. Ein junges Frauengesicht, fein, blaß und von mildem Ausdruck ward den rasch Vorübertrabenden erkennbar, und gab beiden Freunden geraume Zeit zu denken. Es machte ihnen Vergnügen, alle vornehmen Familien der Residenz, soweit ihnen diese bekannt waren, durchzugehen und dann Fragen an sich zu stellen, welcher von diesen wohl die blasse junge Frau angehört haben könne. Dies Räthselspiel verkürzte den jungen Edelleuten wenigstens in angenehmer Weise die Zeit; denn es gab Gelegenheit zu allerhand Anknüpfungen anderer Art, da mehr als eine Adelsfamilie in der prunkvollen Residenz August's III. lebte, die viel und mancherlei von sich sprechen machte. Nach langem Disputiren kamen Beide endlich dahin überein, daß die unbekannte Dame wahrscheinlich eine Reise auf ihre Güter unternommen habe; denn in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts genossen die jetzt so berühmten Bäder Schlesiens noch keines so weit verbreiteten Rufes, daß sie bei dem entsetzlichen Zustande der damaligen Straßen von entfernter Wohnenden oft besucht wurden.

Wer nicht eben durch unaufschiebbare Geschäfte genöthigt war, Reisen zu machen, der blieb lieber daheim, die vornehme Welt aber lebte größtentheils auf anmuthigen Besitzungen unfern der Residenz oder begleitete den Hof nach Warschau.

Die Freunde athmeten freier auf, als endlich die Thürme der Hauptstadt aus dem Elbthale auftauchten, das jetzt im schönsten Schmuck des Frühlings einem wahren Zaubergarten glich. Fröhlichen Herzens zogen sie hier ein, ritten über die belebte Brücke und stiegen in einem Gasthause der Altstadt ab, das vorzugsweise von Studierenden häufig besucht ward.

DRITTES KAPITEL. EIN GEISTEIGENER.

Die erste Frage, welche Paul an den ihm schon bekannten Wirth des Hauses richtete, das in einer schmalen Gasse lag und allen Comforts entbehrte, galt dem erwarteten Freunde, der aus seiner schlesischen Heimat zurückkehren und hier mit mehreren seiner Studiengenossen zusammentreffen wollte. Woldemar war neugierig, diesen Landsmann kennen zu lernen, von dem Paul so viel sprach, und den er jederzeit ihm und Andern als einen ganz singulären Menschen geschildert hatte. Zu großem Leidwesen der Edelleute hatte aber der Erwartete weder geschrieben, noch sich in Person blicken lassen.

Paul verstimmt diese Nachricht momentan, doch war er schnell entschlossen, zu warten, weil er bestimmt an das Eintreffen des Freundes glaubte.

»Was ist's denn eigentlich mit diesem Christian?« fragte Woldemar. »Du thust so geheimnißvoll, als verberge sich in Deinem Unbekannten wenigstens ein Prinz.«

»Ich möchte wünschen, er wäre es! Die Welt würde nur davon profitiren können! Sieh,« fuhr er mit glänzenden Augen fort, »wäre ich ein vermögender Mann, da würde ich meine Glücksgüter ganz anders anwenden als mein Vetter, der Graf, der uns die Tage her so viel beschäftigt hat. Ich würde dann jungen strebenden Leuten von Geist und Talent, die mit tausenderlei Widerwärtigkeiten zu kämpfen haben, darüber oft nicht zu sich selbst kommen oder auf die beklagenswerthesten Abwege gerathen, ein Asyl auf meinen Gütern anbieten, damit sie sich hier ausruhen, erholen, sammeln und ihres Geistes reiche Schätze zum Nutzen der ganzen Menschheit erschließen könnten. Solche Exulanten des Geistes, ausgestoßen, gehetzt, verfolgt, geschmäht und verlästert nur deshalb, weil sie anders fühlen und urtheilen als die große Masse, weil sie, originell in jeder Hinsicht, Anderer Art und Wesen sich nicht aneignen können, verdienen eben so gut Unterstützung, als Leute, die eines biblischen Ausspruches halber eine besondere religiöse Secte zu gründen im Stande sind. Ich möchte solche traurig Bevorzugte, denen der Stempel ihrer wahrhaft göttlichen Sendung deutlicher als tausend Andern ausgedrückt ward, *Geisteigene* nennen. Sie dienen immer nur ihren Ideen, sie sind ganz und gar Knechte des Geistes, der in ihren Köpfen leuchtet und brennt, und dadurch eingeborene Kinder Gottes.«

»Schade nur, daß mit so gearteten Geistern in der Regel auf die Dauer kein Umgang denkbar ist!« bemerkte Woldemar. »So sehr ich Deinen singulären Menschen kennen lernen möchte, so wenig, glaub' ich, werde ich Gefallen an ihm finden. Du sprichst so räthselhaft, immer nur in halben Andeutungen von ihm, daß ich beinahe fürchte, sein Leben ist schon jetzt nicht mehr ganz von groben Fehlern frei.«

»Ich maße mir darüber kein Urtheil an,« sagte Paul. »Ich wollte, er käme, Du sähst ihn in angeregter Stimmung und machtest einen guten Eindruck auf ihn. Letzteres ist allerdings nöthig, wenn er sich ungenirt in seiner eigensten Atmosphäre bewegen soll. Nur dann wird er liebenswürdig, und es dürfte Wenige geben, die er nicht bezauberte und unwiderstehlich an sich fesselte.«

»Ist er denn Student?«

»Ja, gewissermaßen, aber ein höchst unglücklicher!«

»Weil er studiren soll?«

»Auch diese Frage kann ich nicht verneinen.«

»Warum denn thut er es, wenn er keine Neigung dazu hat?«

»Wer sagt das! Unter tausend Studirenden beziehen nicht zehn die Universität mit so entschiedenen Anlagen zum Studiren, wie Günther. Freilich aber, wenn man einen Geist, welcher das Universum umspannen möchte, in ein Medizinglas einsperren will, da muß er wohl unruhig werden und zuletzt gewaltsam seinen Kerker sprengen.«

»Und in dieser Situation befindet sich Dein Freund?«

»Leider, leider!« seufzte Paul. »Und eben darum verzehrt mich die Unruhe um ihn! Ich muß wissen, wie die Sachen stehen, wie er sich mit seiner Familie abgefunden hat! Daß er weder schreibt noch kommt, macht mich noch um Vieles besorgter.«

»Wenn seine Aeltern verständig sind, werden sie den Sohn nicht zwingen, eine Laufbahn einzuschlagen, für die er keine Neigung hat.«

»Wenn! Wenn!« wiederholte Paul heftig. »Ueber solch ein Wenn kann auch der ehrlichste Kerl, namentlich wenn er Geist hat, den Hals brechen oder den Kopf verlieren. Es gibt kluge Väter, lieber Freund, und wieder höchst eigensinnige Väter. Ferner kann man Mütter finden, die weichherzig und liebevoll sind, über ihre Männer, aber gar keine Gewalt haben. Was beginnt dann ein Sohn, der vom Vater abhängig ist, wenn dieser befiehlt: ich will, daß Du ein Quacksalber wirst, wie ich, denn mit sothanem Geschäft verdient man ein leidliches Stück Geld!«

Woldemar machte ein höchst bedenkliches Gesicht. Dann sagte er ausweichend:

»Ich bin noch niemals in die Lage gekommen, darüber nachzudenken. Wenn jedoch Dein interessanter Freund sich in einer ähnlichen Situation befindet, so bedauere ich ihn. Es ist immer bedenklich, sich ernsthaft denen zu opponiren, von welchen wir lernen, deren Ansehen uns Achtung einflößen soll. Und wenn sich in solchem Falle überhaupt rathen läßt, möchte ich doch größte Vorsicht empfehlen. Oft täuscht man sich auch über sich selbst, und gerade die Begabtesten sind solchen Täuschungen

häufiger unterworfen, als Menschen mit alltäglichen Anlagen.«

»Du sprichst wie ein Buch,« sagte Paul. »Man hört es Dir an, daß Du nie etwas mit Leidenschaft ergriffen hast. Mit Recht kannst Du ausrufen: *Beatus ille, qui procul negotiis etc.* Dein Rittergut nährt Dich, kein Mensch hat Dir zu befehlen, und wenn Du nicht aufgelegt bist, mit selbsteigenen Händen der herrlichen Beschäftigung Adams sich hinzugeben, so kannst Du dies gegen Brod und Lohn Anderen überlassen.«

»Ein Landmann ist kein Philosoph und es gehört wenigstens zu den Ausnahmen, daß ein guter Schafzüchter, für den ich allerdings gelte, auch als Poet sich auszeichnet. Indeß bin ich mit meinem Loose zufrieden, da, wie Du ja weißt, der Sinn für das Schöne, für Kunst und Poesie mir wenigstens nicht ganz abgeht. Hat etwa Dein Freund – Günther nanntest Du ihn ja wohl – die Manie, horazische Oden in deutscher Sprache zu schreiben?«

»Christian Günther heißt mein Geisteigener,« sprach Paul. »Ob er sich in Oden versucht hat, weiß ich nicht, daß er aber ein Poet ist von Kopf zu Fuß, und daß er als solcher auf dem Capitol gekrönt werden würde, hätte er das Licht zufällig im Lande der Hesperiden, nicht in Schlesien erblickt, wo zwar ganz vortrefflicher Roggen gedeihen, der Wein aber sehr schlecht gerathen soll, werde ich so lange glauben, bis ein Mensch aufstehen und mir das Gegentheil beweisen kann.«

»Der Mann hat aber noch nichts von sich hören lassen, so viel ich weiß.«

»Es ist gut, daß Du dies selbst sagst,« erwiderte Paul. »Du sollst jetzt von ihm hören, wenn Du nach Leipzig kommst! Vorläufig wollen wir uns in Geduld fassen und hier warten. Es kommt auf ein paar Tage nicht an. Trifft Günther in dieser Frist nicht hier ein, so ist er wahrscheinlich ohne Aufenthalt durchgereist, um sein ihm so lieb gewordenes Leipzig wieder zu begrüßen; denn daß er länger daheim geblieben sein sollte, will mir nicht wahrscheinlich vorkommen. Und nun laß uns abrechen, damit ich nicht zu unruhig und zu aufgereggt werde. Es taugt das nichts, wenn man Besuche machen will, die uns aus diplomatisches Parquet führen. Morgen gedenke ich bei meinem Vetter zu antichambriren. Es steht Dir frei, ob Du mich gleich begleiten oder erst abwarten willst, welche Aufnahme ich bei dem frommen Manne finde. Die Wahrheit und zwar die ganze Wahrheit sollst Du von mir unumwunden erfahren.«

Woldemar ward schwankend. Einige Geschäftsgänge, die er machen mußte, gewährten ihm Zeit zum Nachdenken, und je länger er mit sich allein war, desto schwächer wurde das Verlangen, sich in Verhältnisse zu drängen, die ihm so ganz fern lagen. Was kümmerte es ihn, den unabhängigen Gutsbesitzer, was ein Mann, den er gar nicht kannte, für ihm ebenfalls unbekannte Menschen that, mochten diese auch noch so fromm und fremder Unterstützung würdig sein? Je länger er über sein Vorhaben nachdachte, desto abenteuerlicher erschien es ihm. Auch mußte er sich sagen, daß es ihm schwerlich gelingen werde, dem Grafen gegenüber seine Unbefangenheit

zu bewahren. Und was mußte dieser von ihm denken, wenn er ihn durchschaute?

Diese Erwägungen brachten Woldemar auf andere Gedanken. In sein Quartier zurückkehrend, das Paul nicht verlassen hatte, erklärte er diesem, daß er sich anders besonnen habe und vorerst abwarten wolle, welche Aufnahme der Graf dem eigenen Vetter werde zu Theil werden lassen.

»Ich finde, daß Du Recht hast und mehr Erfahrung besitzt als ich,« sprach Woldemar. »Die Luft macht einen merkwürdigen Eindruck auf unser ganzes Wesen. Ich glaube, ein nur monatlanger Aufenthalt in der Residenz wäre im Stande, meine ganze Natur zu ändern. Wirkt die Leipziger Luft ähnlich auf mich, so bleibe ich in Deiner gepriesenen Universitätsstadt keine vier Tage. Ich muß mich unbeengt und frei fühlen, ich muß Waldesluft athmen und Lerchengesang hören, sonst wird mir weh um's Herz. Spute Dich also, so viel Du kannst, damit wir alsbald diese dumpfigen Straßen mit den geschwärtzten hohen Häusermassen verlassen können! Ich wünsche weiter nichts, als Deinem Freund ins Auge zu blicken und Dir den Dienst zu leisten, den Du von mir begehrt. Du hast mein Wort und das werde ich unter allen Umständen halten.«

Paul war nicht in der Stimmung, mit seinem erprobten Freunde sich in weitläufige Erörterungen einzulassen. Es verdroß und beunruhigte ihn zugleich, daß Günther wortbrüchig ward, weil er ihm mehr denn einmal sein

Wort darauf gegeben hatte, in der zweiten Hälfte des Juni, und zwar spätestens am zweiundzwanzigsten in Dresden zu sein. Nun waren schon ein paar Tage mehr vergangen und er kam doch nicht! Die Sorge ließ Paul keine Ruhe. Er eilte auf die Post, um nachzufragen, ob nicht vielleicht ein Brief unter seiner Adresse *poste restante* angekommen sei. Aber auch diese Hoffnung täuschte ihn. Nirgends war eine Spur von dem leidenschaftlichen Studienfreunde zu entdecken, den er bei Beginn der Ferien in einem höchst bedenklichen Zustande verlassen hatte.

Woldemar's nüchterne Erklärung machte daher wenig Eindruck auf ihn. Er hatte von Anfang an etwas Aehnliches vermuthet, da er den älteren Freund zur Genüge kannte. Es fiel ihm deshalb auch gar nicht ein, über diese Sinnesänderung ein Wort zu verlieren, denn er fand es ganz in der Ordnung, daß ein Mann, dessen ganzes Thun und Streben dem Praktischen zugewandt war, keinen Geschmack an einer Richtung finden konnte, die gerade dem Entgegengesetzten huldigte. Ohne sich also weiter um den sonst höchst ehrenwerthen und äußerst zuverlässigen Mann zu kümmern, verfügte sich Paul um die übliche Visitenstunde in die Wohnung seines Veters.

Zu seinem großen Bedauern erhielt er hier die Kunde, daß der Graf in höchst dringenden Angelegenheiten auf seine Güter abgereis't sei.

Paul fragte nach der Frau Gräfin, um diese zu begrüßen. »Die gnädige Frau Gräfin hat den Herrn Grafen begleitet,« lautete die Antwort. Aus weiteren Erkundigungen konnte Paul abnehmen, daß er dem jungen Ehepaare aller Wahrscheinlichkeit nach Tags vorher in der Haide begegnet sei. Die Beschreibung des Haushofmeisters paßte genau auf die Bespannung des Reisewagens, in dessen Innern ihm und seinem Freunde die milde blasse Frau aufgefallen war. Auch machte der gräfliche Bedienstete kein Geheimniß aus dem Ziel der Reise seines Gebieters. Dieses Ziel war Berthelsdorf. Der Herr Graf habe, fügte der sehr förmliche Mann hinzu, die Absicht gehabt oder vielmehr das Bedürfniß gefühlt, die Gesellschaft der Männer aus Mähren persönlich kennen zu lernen, die der neu ernannte Pastor zu Berthelsdorf ihm so warm empfohlen hatte.

»Diesmal schlägt mir doch Alles fehl,« sprach Paul zu sich selbst, als er die gräfliche Wohnung verließ. »Es ist, als verfolge mich das Unglück auf Schritt und Tritt. Am Besten wird es sein, ich eile, was ich kann, um wieder in meine gemüthliche Kneipe einzuziehen. Ist die Luft da auch ein wenig von Manichäerseufzern geschwängert, sie umfächelt mich doch vertraulich. Und dann habe ich ja auch meinen wackern Woldemar, den grundbesitzenden Philister bei mir, der so brav gewesen ist, mich aus aller Verlegenheit zu reißen. Fort, fort, und das noch heute, wenn es sein kann! Innerhalb dreier Tage muß ich in meiner stillen Ecke sitzen und mir an einem Humpen Merseburger wieder recht nach Herzenslust gütlich thun.«

Als Paul seinen Entschluß Woldemar mittheilte, war dieser hoch erfreut. Er trieb zu möglichster Eile und schon Abends verließen die Freunde die Thore der Residenz, um vorerst sich nach Meißen zu verfügen, wo sie Nachtquartier zu halten gedachten.

VIERTES KAPITEL. LEICHTES BLUT UND STARRER SINN.

Durch Fensterscheiben, die lange Zeit kein Wasser mehr berührt hatte, schien die Morgensonne voll und goldig in ein Zimmer, das sich in größter Unordnung befand. Kein Stuhl stand am rechten Platze, auf dem Tische lagen Bücher und Schreibmaterialien kraus durcheinander. Am Boden sah man ganze und zerbrochene Flaschen. An der einen Wand hingen über einander gekreuzt zwei Schläger, zwischen diesen ein großer Fechthandschuh und daneben eine Silhouette in damals üblichem studentischen Costüme. Die andere Wand war mit Knochen und drei Schädeln garnirt, und zwischen den Zähnen eines dieser grinsenden Schädel steckte ein verwelkter Blumenstrauß.

Gefegt mußte dies Zimmer, das einen nichts weniger als gemüthlichen Anblick darbot, wochenlang nicht mehr sein, denn die Diele war schmutzig und beinahe schwarz vom Staube. In den Ecken machten es sich einige Spinnen bequem, da sie offenbar Niemand störte.

Die Aussicht aus den nur sehr niedrigen Fenstern war traurig genug. Man sah nur in und über Schornsteine, und der suchende Blick fiel am Horizont dieser Aussicht zunächst auf eine hohe, grau gekalkte Wand, den hohen

Giebel eines riesigen Hauses, welches die spitzigen Dächer der übrigen Häuser noch überragte. Die einzige Zerstreuung, die ein Bewohner dieses im fünften Stock gelegenen Zimmers hatte, bestand in Beobachtung des Dohlschwarmes, der fast ununterbrochen um die Dachgiebel und Schornsteine kreis'te, oder in lautem Gekrächz sich auf dem Mauergiebel unterhielt, indem er die Kante desselben zahllose Male auf- und niederhüpfte.

Augenblicklich war das Zimmer nicht bewohnt. Es mußte auch geraume Zeit von Niemand betreten worden sein, denn auf dem Tisch und den wenigen Mobilien, die es enthielt, lag dicker Staub.

Vor der Thüre dieses Zimmers stand horchend ein junges hübsches Mädchen, blond, von reinem, rosigem Teint, mit großen tiefblauen Augen, die einen schwärmerischen Ausdruck hatten. Das hübsche Kind mußte, der bescheidenen Kleidung nach, dem mittleren Bürgerstande angehören. Es erhob jetzt den Finger und klopfte recht vernehmlich an die verschlossene Thüre. Nach wiederholtem Klopfen ergriff es den Drücker, um zu öffnen, aber die Thür wich nicht dem Drucke der Hand. Das Mädchen seufzte und wendete sich zum Fortgehen. Als es sich an dem glatten Stricke die steilen und sehr dunklen Treppen glücklich hinabgegriffen hatte und die Hausflur betrat, begegnete ihm eine schon bejahrte Frau. Das Mädchen bot dieser guten Morgen und fragte, ob der Herr Studiosus denn gar nicht mehr nach Hause komme?

»Der?« versetzte die Zimmervermieterin. »Meinen Sie den Mediciner?«

»Herrn Studiosus Günther.«

Die Frau lachte.

»Ja, du lieber Gott, meine Gute,« erwiderte sie dann, »sehn Sie, das kann ich Sie wirklich nicht sagen, wann der Herr Studiosus Günther zu Hause ist. Verstehn Sie, mein gutes Mamsellchen, eigentlich ist er nie zu Hause, wenn er aber in sein Logement zurückkommt, ist's meistens nachtschlafende Zeit, oder so gegen Morgen um sieben oder acht. Itzund aber ist er gar nicht hier, sondern in den Ferien.«

»Die Collegien sind aber doch lange schon wieder angegangen,« meinte das Mädchen.

»Ja, sehn Sie, meine Guteste, das weiß ich nicht so genau, denn es ist das nicht meine Sache. Das aber kann ich Sie sagen, der Herr Günther ist ein Mensch, der sich aus Vorschriften und Gesetzen und Ordnung und gutem Leumund ganz und gar nichts nicht macht, und ein recht wildes Burschenleben auf seine eigene Hand führt. Ja, wenn ich Dem befehlen dürfte, der sollte sein blaues Wunder erleben!«

Das Mädchen schien durch diese Mittheilung sehr bestürzt zu werden. Sie heftete die Blicke auf den Boden und athmete schwer auf.

»Was wünschen Sie denn eigentlich, mein gutes Mamsellchen?« fuhr die geschwätzigte Vermietherin fort, der es offenbar sehr angenehm war, über ihren Einlogirenden sprechen zu können. »Haben Sie vielleicht von meinem Herrn Studiosus 'was zu fordern?«

»O nein, so eigentlich nicht,« erwiderte die Gefragte kühl. »Ich wollte den Herrn nur sprechen.«

»Ja, sehn Sie, meine Guteste, da werde ich Sie bitten müssen, noch einmal die fünf Treppen heraufzusteigen. Haben Sie aber etwas zu bestellen und wollen Sie mir nur Ihren lieben Namen sagen, Sie hübsche Kleine, da werde ich dem Herrn Mediciner Alles haarklein berichten. Es ist ein sehr eigener Mensch, der Herr Günther, aber ich komme doch mit ihm aus, und wenn ich ihm sage, daß ein hübsches junges Mädchen nach ihm gefragt hat, da macht er mir gewiß ein freundliches Gesicht; denn auf die Mädchen, zumal auf die hübschen, ist er geradezu versessen. Er läßt kein einziges in Ruhe, und darum halte ich auch kein Stubenmädchel.«

Das Mädchen erröthete bei dieser Eröffnung der Vermietherin, brach absichtlich eine weitere Unterhaltung, zu welcher diese sehr aufgelegt zu sein schien, ab, verbeugte sich leicht und verließ das Haus.

»Gewiß eine neue Liebschaft!« sagte die Vermietherin, der mit leichten Schritten Davoneilenden neugierig nachblickend. »Ja, ja, mein Herr Mediciner ist ein schlimmer Gesell, ein böser Suitier! Das ist nun schon die fünfte, die nach ihm fragt! – Und alle sehen sie aus, als hätten sie gar nicht mehr länger Zeit, auf den Leichtfuß zu warten. Geschmack aber hat er, das muß man ihm lassen; denn es sind lauter hübsche Dinger, die er sich aussucht, und denen er mit seinen feurigen Worten und seinen noch feurigeren Augen die niedlichen Köpfchen verdreht! Wenn er zurückkommt aus den Ferien, will ich ihm doch einmal

auf den Zahn fühlen. Wenn man mit ihm von Weibsleuten spricht, ist er noch am allerumgänglichsten. Bei jeder andern Frage wird er grob, und wenn er sich erhitzt, ist mir immer bange um meine schönen Möbeln. Erzürnen will ich mir ihn ja nicht, sonst könnt' er mir zuletzt wohl gar durchbrennen, denn er hat bei mir noch ein ganzes Vierteljahr auf dem Kerbholze.«

Die Vermietherin stieg mit großer Selbstzufriedenheit gemächlich die Treppen hinauf in ihr Logis. Hätte sie gewußt, daß der Gegenstand ihres Selbstgespräches schon seit mehreren Tagen mit ihr in derselben Stadt lebe, dann würde sie kaum so glimpflich über ihn geurtheilt haben.

Es mochte neun Uhr vorüber sein, als drei Studenten Arm in Arm vom Brühl her die Ritterstraße hinaufgingen. Alle trugen an ihren Stiefeln entsetzlich große Sporen, deren fast thalergroße Räder bei jedem Schritte wie Eisenblech klirrten. Der Mittelste hielt sich genau auf der Linie der ›breiten Steine‹, und Entgegenkommende, welche der Bequemlichkeit wegen sich ebenfalls diese Steine als Trottoir ausgewählt hatten, verließen dieselben, um zur Seite zu gehen, während das Dreiblatt noch zehn Schritt oder mehr von ihnen entfernt war.

Alle drei würde man für schöne junge Männer haben gelten lassen, wäre ihr Auftreten nicht brutal, herausfordernd und bramarbasirend gewesen. Man merkte es ihnen an, daß die humanistischen Studien bisher wenigstens auf ihre Sitten keinen wohlthuenden Einfluß geübt hatten. Gang, Geberden, Blicke waren roh und mußten

wirklich Gebildete eher abstoßen, als anziehen. Dies Gebahren galt aber damals für gut studentisch, und wer unter den Studirenden sich davon fern hielt, konnte sicher sein, daß er in die ärgerlichsten Händel verwickelt würde.

Ueberlaut sprechend, nach jedem Fenster grüßend, an dem sich ein Mädchenkopf sehen ließ, ab und an auch einem bekannten Bürger ›Guten Morgen, Philister!‹ zuzufend, schritten sie lärmend die Straße hinauf bis nach dem ›schwarzen Brett‹. Nur am ›rothen Collegium‹ rasteten sie ein paar Augenblicke, wie es schien, unschlüssig, ob sie den Hof des uralten Gebäudes betreten sollten oder nicht. Diese Unschlüssigkeit dauerte aber auch nur Augenblicke. Der Mittelste zog die beiden Andern lachend mit sich fort und das lustige Dreiblatt verschwand unter dem Thorwege des Hauses, das damals wie noch heute den Namen ›Schwarzes Brett‹ führte.

Wir folgen diesen Musensöhnen und betreten mit ihnen ein großes, düsteres Hinterzimmer, dessen von Schlinggewächsen fast ganz überspinnene Fenster nur noch von einem schmalen Strahl der Sonne getroffen werden. Es ist ein Gastzimmer, wie Tische und Bänke von roher, aber handfester Arbeit zeugen. Außer einem sehr bejahrten Manne hinter dem Schenktische befindet sich Niemand in der nur von Studenten besuchten ›Kneipe‹. Dieser Mann ist der ›steife Heinrich‹, wie alle Besucher ihn seiner stocksteifen Haltung wegen nennen. Begrüßt wird dieser Inhaber des Schenktisches von unserm Dreiblatt nicht. Die frühen Gäste lassen sich schwer auf eine

der harten Bänke fallen, schlagen noch härter auf den Tisch und rufen befehlshaberisch: »Heinrich, drei *mit!*«

Der steife Heinrich wendet sich nun wie ein Kreisel, öffnet ein Fenster in der Wand und wiederholt dieselben Worte. Dann kehrt er das völlig unbewegliche Gesicht wieder den Gästen oder vielmehr dem Zimmerraum zu und bleibt steif stehen, bis eine Klappe in der Wand sich aufthut und ein schmales Brett hereinfährt, auf welchem drei Tassen mit dampfendem Getränk stehen. Der steife Heinrich nimmt sie auf, das Brett fährt zurück, die Klappe schlägt zu und alsobald stehen die dampfenden Tassen vor den drei Kumpanen. Sie enthalten sogenannte Bouillon, d. h. sehr verdünnte Fleischbrühe mit einem Ei, und erklären somit die höchst bezeichnende Kürze der Bestellung. Hätten die Herren Studiosen reine Bouillon haben wollen, so würden sie ›drei *ohne*‹ verlangt haben.

»Anschreiben, Heinrich, bis Moneten kommen!« befahl einer derselben.

»Wohl,« versetzte der alte Geselle und zog sich steif, wie eine Marionette wieder in sein Revier zurück, wo er ohne Handbewegung, immer gerade vor sich hinblickend, stundenlang stehen konnte, wenn Niemand ihn rief oder keine Gäste anwesend waren.

Die Studenten kümmerten sich nicht im Geringsten um den steifen Heinrich. Für sie war er keine Person; sie behandelten ihn ganz als Sache oder etwa wie einen gut abgerichteten Pudel, und viel mehr Verstand als ein Pudel mochte der alte, seit sechzig Jahren in diesem Geschäft thätig gewesene Mensch wohl auch nicht haben.

»Ist's denn Dein Ernst, daß Du heute wieder Dein altes Logis beziehen willst, Günther?« fragte jetzt, das warme Getränk einschlürfend, der Größte der Studenten, ein Jüngling mit mehr gutherzigen als intelligenten Zügen. »Du kannst gern noch länger bei mir kneipen.«

»Kein Wort weiter, es muß geschehen,« versetzte dieser, indem er den Kopf sinnend auf die linke Hand stützte und das fein geschnittene blasse Gesicht mit dem vollen braunen Lockenhaar fest dem steifen Heinrich zukehrte. In seinen Augen flimmerte ein unruhiges Feuer, als funkelten Edelsteine in wechselnden Lichtstrahlen.

»Du glaubst also die Gefahr beseitigt?« fragte der Vorige.

»Sie ist es, wenigstens vorläufig, Feodor,« sagte Günther. »Was später kommen kann, das quält mich nicht. Ach, dieses Leben, wie ist's doch so satanisch niederträchtig! Ich möchte melancholisch werden, wenn's keine Weiber gäbe, keinen Wein und keine Sprache!«

Er ließ den Kopf wieder auf die Hand sinken und starrte abermals den steifen Heinrich mit seinen geheimnißvollen Glühaugen an.

»Vergiß die Freunde nicht,« fiel der Dritte ein. »Sie sind auch noch was werth und haben Dich bis jetzt redlich unterstützt.«

»Hast Recht, Gotthold, vollkommen Recht,« erwiderte Günther. »Ich bin undankbar – vergib mir! Aber in meinem Gehirn siedet's wie in einem Vulkan, und darüber vergesse ich das Vergangene mit dem Gegenwärtigen. Aber Ihr seid brav, ich weiß es, und ich will mich

bessern. – Wenn ich nur den versprochenen Brief erst in Händen hätte!«

»Wann darfst Du ihn erwarten?« fragte Gotthold.

»Heute, morgen, übermorgen – jede Stunde! Es kommt nur darauf an, ob mein gestrenger Herr Vater überhaupt Lust bekommt, sich mit seinem Querkopf von Sohn zu unterhalten. Versprochen hat er mir's freilich, aber zwischen ein gegebenes und ein erfülltes Wort kann sich eine Welt senken, wenn es zufällig dem Teufel gelüstet, zu seiner Privatunterhaltung die Rebellionstrommel vor der Himmelsthür zu schlagen. Ich fürchte, ich fürchte!«

»Deinen Vater?« fragte Feodor.

Günther wandte mit scharfer Bewegung sein Gesicht dem Freunde zu. Dann glitt ein mattes Lächeln über die schönen, nur schon etwas verlebten Züge, und er schüttelte das Haupt, daß die braunen Locken wie züngelnde Schlangen um Stirn und Wangen spielten.

»O nein,« sprach er mit einer weichen sanften Stimme, die fast wie Gesang tönte. »Den Vater fürchten, heiße mich selbst schänden. Aber sein Zaudern fürchte ich. – Sind drei volle Wochen nicht Zeit genug, um sich zu besinnen, zu einem Entschlusse zu kommen? – Und ich habe fünf Wochen gewartet, fünf Wochen und noch ein paar Tage darüber! Und wie ich endlich abzureisen Anstatt treffe und meine zehnmahl gethane Frage noch einmal schüchtern, ja wahrhaftig schüchtern wiederhole, legt der Vater beide Hände auf den Rücken, sieht mich an, als wisse er gar nicht, was ich von ihm will, und sagt so

trocken, als rief er seinem Knechte zu, er solle die Hausthür schließen: Ich will Dir meine Ansicht schreiben, Christian. So wie Du mir Deine Ankunft in Leipzig gemeldet hast, erhältst Du Antwort. – Vor sechszehn Tagen habe ich geschrieben und bis zu dieser Stunde lauere ich noch immer auf Nachricht. Ist das nun nicht zum Verzweifeln? Könnt Ihr mir's verdenken, daß ich aus Verdruß, aus Unruhe, aus Angst, aus was Ihr wollt, den Schmerz durch die unsinnigste Lebensweise zu tödten suche?«

»Du hättest jedenfalls besser gethan, Dich eines Mittelsmannes, eines Fürsprechers zu bedienen. Paul von Podewitz bot Dir wiederholt die Hand –«

»Nichts davon, Freund!« unterbrach Günther den Sprechenden. »Es gibt Dinge, die man nur in eigener Person erledigen kann. Wenn ich einem hübschen Kinde, dessen Augen mir gefallen, sagen will, daß sie mir noch viel mehr gefallen würde, wenn ich einen Kuß auf ihre Lippen drücken dürfte, so kann ich dazu keinen Stellvertreter brauchen. Und wenn ein Sohn mit seinem eigenen Vater um das Glück seines Erdenlebens und die dereinstige Seligkeit seiner Seele zu würfeln gezwungen ist, da muß er wohl selbst die verhängnißvollen Knochen mit den schwarzen Todtenaugen in die Hand nehmen, um sein Glück zu versuchen. Paul ist ein guter und ein ehrlicher Junge. Er liebt mich, er hält vielleicht mehr von mir, als ich verdiene, mein Fürsprecher aber bei dem Manne, den ich Vater nennen muß, kann er eben so wenig sein, wie irgend ein Anderer.«

Günther ließ, wie er es in der Gewohnheit hatte, seinen Kopf wieder in die hohle Hand sinken und beide Gefährten schwiegen. Nach einer Pause nahm jedoch Feodor abermals das Wort.

»Es scheint, Du hegst nicht die besten Hoffnungen.«

»Gar keine, sag' ich Dir, gar keine!« erwiderte Günther mit großer Heftigkeit. »Und ich will Euch auch nicht verschweigen, weshalb ich keine hege,« setzte er hinzu. »Mein Vater ist ein solider Mann, von dem ehrenwertesten Charakter, moralisch, daß man erschrecken kann. Gäbe es auf Erden lauter Menschen wie ihn, so würde man keine Gesetze brauchen. Die Welt würde vollkommen, aber – langweilig, langweilig, daß sie sich auseinander gähnte und stückweise in's Chaos zurückfiel! – Weil nun mein Vater so fürchterlich vollkommen ist, kann er nichts Unvollkommenes leiden. Er verlangt Alles fertig; was nicht fertig ist, soll sich sputen, daß es dahin kommt. Zum Unglück bin ich nun gerade ein höchst unfertiger Mensch, überhaupt ein Kerl, der wenigstens auf dieser Welt sicherlich niemals fertig werden wird. Das verdriest meinen Vater, denn es scheucht ihn auf aus seinem bequemen Leben. Daher ging sein Streben von jeher dahin, mich in Grenzen einzuengen, wie sie ihm behagten. Ich aber übersprang sie jederzeit, er mochte sie formen, wie er wollte. Nicht aus Oppositionslust oder um ihm zu widersprechen, sondern weil ich gar nicht anders konnte. Meine Natur taugt nicht in das Schneckenhaus, das mein Vater für mich zusammenkleisterte und immer von Neuem zusammenkleistern will. Und so war von Anfang an

eine Art geistiger Krieg zwischen uns, den nie ein Frieden, immer nur ein Waffenstillstand auf unbestimmte Zeit endigte. – Das ist mein Kummer, darin besteht mein Unglück, und wenn es nicht möglich sein sollte, den Vater jemals zu einem andern Verfahren zu veranlassen, werde ich, in diesen Cirkel gebannt, so lange darin herumlaufen, bis ich kraftlos zu Boden sinke.«

»Wäre ich an Deiner Stelle, ich machte es anders,« sprach Gotthold mit einer überaus klugen Miene.

»Du? Und was würdest Du thun?«

»Ich schloß' einen Compromiß.«

»Worin sollte denn der bestehen?«

»In nichts weiter, als in der Versicherung, dem Vater zu Willen zu sein, wenn er seinerseits mir das Wort gäbe, mich nicht in meinen Nebengedanken zu stören.«

»Du bist weiser, als Salomo,« versetzte Günther, bitter lachend. »Wollte ich solch ein thörichtes Versprechen geben, so betrög ich meinen Vater und handelte als Schuft gegen mich selbst. Ein solches Auskunftsmittel, das freilich für jede dehnbare Natur immer eine Rettung ist, gibt es für mich nicht. Was *ich* bin, muß ich *ganz* sein, und was ich nicht werden kann, davon will ich nichts wissen. Die Medicin widert mich an.«

»Und doch ist sie eine höchst interessante Wissenschaft und für die Menschen von unberechenbarem Nutzen,« meinte Gotthold.

»Ich bedauere wirklich, daß Du nicht meines Vaters Sohn bist,« versetzte Günther. »Bei Deiner Gesinnung, Deinen Ansichten würdest Du die herrlichsten Tage bei

ihm verleben, während ich ihm als Phantast Emotionen verursache und schon wiederholt von ihm habe vernehmen müssen, daß ich genau die Rolle in seinem Hause spiele, die in der Bibel dem verlorenen Sohne zugetheilt ist.«

»Du dauerst mich,« sagte Gotthold, »und weil Du mich dauerst, kann ich nichts Besseres thun, als Dir rathen, Dich selbst zu bezwingen und dem Vater nachzugeben.«

»Das heißt mit andern Worten,« fiel Günther mit Hefigkeit ein, »ich soll eine Keule nehmen, den Geist, der in mir rumort, beherzt angreifen und todtschlagen, damit ich nachher geduldig die ganz alltägliche Heerstraße im Staube wandle, den Kopf hänge und auf der großen Viehweide des gemeinen Trosses mit den übrigen Eseln Disteln fresse! Seht, ehe ich das thue, werde ich hundertmal lieber ein wirklich verlorener Sohn, mache dumme, meinethalb schlechte Streiche, bete aber so lange zu dem Fünkchen Geist, den der gnädige Herrgott hier in dieser Knochenlaterne angezündet hat, bis mir der Athem vergeht! Nur Träbern mag ich nicht essen. Heda, Heinrich, Schinken und Sooleier, und zwei Flaschen vom besten Merseburger!«

Der steife Heinrich machte seine mechanische Halbbewegung, sagte ›wohl‹ und rief die Bestellung durch das Fenster.

»Wie kommt es, daß sich Dein Mäcen gar nicht sehen läßt?« fragte jetzt Feodor.

»An diesem gutherzigen Menschen hab' ich mich auch versündigt, weil ich nicht weiß, was ich thun soll,« erwiderte Günther. »Paul von Podelwitz hat mich, wie Ihr wißt, großmüthig unterstützt, wiewohl er selbst nicht im Ueberflusse lebt. »Er ist dadurch in Bedrängniß gerathen und mir bleibt nichts übrig, als ruhig zuzusehen. Als ich in die Ferien reis'te, hatte ich die feste Ueberzeugung, es würde mir möglich sein, beim Beginn des neuen Semesters wenigstens einen Theil meiner Schuld abtragen zu können. Wie aber alle meine übrigen Hoffnungen wie Seifenblasen zerplatzten, so auch diese. Mein sehr kluger Vater meinte, es sei mir förderlicher, wenn er mich etwas kürzer halte, als bisher. Vom Bezahlen meiner Schulden wollte er nichts hören. Ist Jemand so leichtsinnig, Dir zu borgen, so mag er die Schuld dieses Leichtsinnes auch selbst tragen, sprach er, als ich abreis'te, indem er mir die übliche Summe einhändigte. Höre ich nächstens, daß Du Dich besser aufführst, als bisher, und kannst Du mit Anstand Dein Baccalaureats-Examen machen, dann will ich mich besinnen. So mußte ich denn fast mittellos die Heimath verlassen. Mit welchem Gesicht, ich frag' Euch, sollte ich nun Paul unter die Augen treten? Ich vermocht' es nicht über mich, ihn zu sehen. Darum hab' ich ihm auch nicht Wort gehalten, und dies Gefühl, daß ich abhängig von ihm bin, daß ich mich eigentlich in mehr als einer Hinsicht vor ihm schämen muß, hat mich nebst mehreren andern Gründen mit veranlaßt, so lange bei Dir, Feodor, zu schnurren. Ich will lieber undankbar scheinen, als wie ein begossener Pudel vor einem Menschen stehen, den

ich hochschätze. Darum suche ich Paul nicht auf, sondern lasse mich einfach von ihm finden.«

»Und wenn er Dich nicht mehr kennen will?« sagte Gotthold.

»Dann werd' ich ihm nicht zürnen, im Stillen aber vielleicht denken, daß er ausgezeichnet gut den Platz ausfüllen wird, den man ihm dereinst in der Gesellschaft anweis't.«

Gotthold schüttelte den Kopf und holte tiefer als gewöhnlich Athem.

»Kannst Du denn auch seufzen?« fragte Günther lachend, indem er seine Gefährten einlud, den vom steifen Heinrich aufgetragenen Speisen zuzusprechen.

»Ich seufze, weil mir bange wird.«

»Vor der Zeche? Laß es Dir schmecken! Diesen Bär will ich Dir wohl noch losbinden, wenn er mir eines Tages die Ohren zu sehr vollbrummen sollte.«

»Ich dachte an die Zukunft,« sagte Gotthold.

»Wozu? Was kann sie Dir Trübes verheißen? Du wirst, wie alle unsere fleißigen Comilitonen, den Puls fühlen, Deinen Doctorstock sinnend an die Nase legen, Recepte verschreiben und, wenn Deine Kranken genesen, Dir einbilden, 'was Rechtes gelernt zu haben, sterben sie aber, Dich mit dem köstlichen Gedanken trösten, der Arzt könne nicht Wunder thun, und für den Tod sei eben kein Kraut gewachsen.«

»Wenn sich nun aber über Dich, nicht über mich seufzte, indem ich an die Zukunft dachte?«

»In diesem Falle würde ich Dich für einen noch größeren Thoren halten, als mich selbst,« versetzte Günther. »Es gibt nichts Alberneres, als die Sorge um das Zukünftige und die Bangigkeit vor demselben. Mir bangte nie vor der Zukunft, obwohl ich bisweilen recht wild werden kann, wenn ich an sie denke. Habt Ihr Lust, ein paar Seufzer, mit denen ich das unerquickliche körperliche Stöhnen in den letzten Tagen zu verscheuchen suchte, anzuhören, wie sie sich, in Verse gebracht, ausnehmen?«

»Kannst Du noch fragen?« sagte Feodor. »Es sind ja Monate vergangen, seit Du uns kein Gedicht mehr vorgelesen hast.«

Günther zog einige zerknitterte Papiere aus der Tasche. Während er darin blätterte, sprach er:

»Am ersten Abende meiner Rückkehr aus Schlesien, als ich noch nicht einig mit mir war, ob ich in mein Logis gehen, oder als ächter, fahrender Schüler irgendwo anders ein Unterkommen suchen sollte, verirrte ich mich in's Rosenthal. Die Luft war mild, auf dem gelblichen Grün des jungen Eichenlaubes spielte das Mondlicht in den prächtigsten Farben. Ich überholte ein paar lustwandelnde Mädchen, die Arm in Arm durch die Büsche streiften. Ihr werdet es billigen, daß ich sie anredete, und da meine Ansprache ohne Zweifel recht freundlich klang und ich auch gar nicht teuflisch drein sah, erhielt ich bescheidene Antwort. Die lustwandelnden Kinder gaben sich für Schwestern aus, und nannten sich Viola und Rosa. Sie haben mir vielleicht 'was aufgebunden, denn sie schienen zu übermüthigen Scherzen sehr aufgelegt zu sein.

Doch das kümmerte mich nicht. Mich entzückten die Namen und noch mehr ihre Trägerinnen, und ich sagte ihnen deshalb die schönsten Sachen darüber. Sie hörten mir kichernd zu und fanden meine Unterhaltung gewiß allerliebste, bis sich Stimmen in der Nähe hören ließen, in denen die Schwestern ihre Freunde erkennen wollten. So verabschiedete ich mich denn, sprang in das dichteste Gesträuch und überließ mich den angenehmsten Gedanken. Ueber diese Begegnung habe ich am andern Morgen folgende ›scherzhafte Gedanken über die Rosen‹ niedergeschrieben:

»An Rosen such' ich mein Vergnügen,
An Rosen, die, die Herzen ziehn;
An Rosen, die den Frost besiegen,
Und hier das ganze Jahr durch blühn;
An Rosen, die wir bei den Linden
Sonst nirgends leicht so reizend finden.

»Man lobt die bräunlichen Violett,
Sie sind auch ihres Lobes werth;
Doch weil sie nur die Kinder holen,
So bin ich nicht für sie erklärt;
Und wähle mir die holden Strahlen,
Womit die vollen Rosen prahlen.

»Die Rose trägt das Blut der Götter,
Und ist der Blumen Königin;
Ihr Antlitz sticht das schönste Wetter
Und selbst Aurorens Wangen hin.
Sie ist ein Stern der milden Erden,
Und kann von Nichts verfinstert werden.

»Die Ros' erquickt die blöden Sinnen,
Und bat das beste Zuckerrohr;
Ihr gold'ner Umfang bricht von innen,
So wie die Sonn' aus Nacht hervor.
Die Rose nährt die süßen Triebe
Und reizt die Liebe selbst zur Liebe.

»Mit Rosen schmück' ich Haupt und Haare;
Die Rosen tauch' ich in den Wein;
Die Rose soll für meine Jahre
Die allerbeste Stärkung sein;
Die Rose zieret meine Flöten
Und krönt mich mächtigen Poeten.«

»Bravo, bravo!« fiel Feodor ein. »Zum Teufel die Bescheidenheit, wenn man solche Verse machen kann! Deine Landsleute Opitz und Flemming drehen sich im Grabe um, wenn der Wiederhall dieser Poesieen sich fortpflanzt bis zum Aufenthalt der Seligen!«

Günther winkte mit glücklich leuchtenden Augen dem Freunde, indem er fortfuhr:

»Auf Rosen mach' ich gute Reime;
Auf Rosen schläfet meine Brust;
Auf Rosen hab' ich sanfte Träume,
Von still- und warm- und weicher Luft,
Und wenn ich einst von hinnen fahre,
So wünsch' ich Rosen auf die Bahre!«

Als Günther jetzt das Papier wieder zusammenfaltete, reichte ihm Gotthold die Hand.

»Vergib mir,« sprach der angehende Jünger Aesculaps, »ich habe Dir Unrecht gethan! Wer so herrliche Verse zu machen versteht, wie sie bis jetzt in unserer Sprache noch keinem Poeten gelingen wollten, der ist zu etwas Anderem in der That nicht berufen. Mein Ehrenwort darauf, Christian, ich werde von heut' an immer Deine Partei nehmen. Du mußt frei werden von jeder beengenden Fessel; denn kein Anderer als Du, ist berufen, unserer Muttersprache Töne zu entlocken, die bisher noch Keiner anzuschlagen vermochte!«

Günther schwieg. Die Anerkennung, welche er bei dem so nüchternen Freunde fand, der seither immer an ihm zu mäkeln hatte, beglückte den jungen Dichter. Sein Talent hatte einen Triumph gefeiert, auf den er stolz sein durfte. Was aber half ihm dieser so plötzliche Sieg, der ihn überraschte? Erfuhr die Welt etwas davon und würde sie, wenn sie es erfahren hätte, dem Freunde in ihrem Urtheile beigestimmt haben? Die Besorgniß, es möge dies nicht

geschehen, der lebhaft Vortrag habe vielleicht den Comilitonen nur bestochen, wälzte mitten im Aufschwung der Freude doch wieder eine Centnerlast auf sein Herz, und indem er beide Hände auf seine Stirn legte, sagte er schmerzlich bewegt:

»Ach, wenn mein Vater so spräche! Wenn er nur fühlen wollte, was mich bewegt! Er aber schweigt, und so oft ich mich erbiere, ihm eins meiner Gedichte vorzulesen, weis't er mich von sich mit den herzerreißenden Worten: Verschone mich mit Deinem Singsang! Damit mußt Du sentimentale Mädchen, die an strenges Denken nicht gewöhnt sind, unterhalten, keine ernsten Männer der Wissenschaft! – Mein Gott, mein Gott, erbarme Dich eines unglücklichen Sterblichen! – Wer war denn Homer, wer Horaz, Ovid? Warum lebte Virgil? Wozu haben Aeschylos, Sophokles und andere Dichter den Kiel in die Hand genommen? – Doch wohl um Verse zu schreiben, ihre Gedanken und Empfindungen in Melodien zu kleiden, die sie die Harmonie ihrer Seele anzuschlagen lehrte? – Und werden diese Gottbegabten, vom Hauche Gottes beredt Gemachten nicht heute noch bei allen Völkern verehrt als die ewig Lebenden unter den Sterblichen? – Und diesen vom Geist des Schöpfers so wunderbar Erleuchteten, den Geist- und Gotteigenen sollen wir nicht nacheifern? Und wenn wir es thun, nur heimlich, verstoßen, hinter Schloß und Riegel, oder in der Angst verzweifelter Stimmung, schilt man uns Thoren, verweis't man uns unter die Kinder oder nennt uns gar Verlorene!

– Lehrt mich dies fassen, Freunde, lös't diese Widersprüche, die sich um mich zu erdrückenden Gebirgen aufthürmen, oder Ihr werdet es eines Tages erleben, daß der arme Günther mit dem Kopf unterm Arm als lachender Bajazzo auf den begrabenen Kindern seines heiß sprudelnden Gehirnes eine Gavotte tanzt!«

Ueber diesen heftigen Worten des jungen Dichters hatten seine Kameraden nicht gehört, daß eilige Schritte die Treppe heraufstürmten. Jetzt ward die Thür aufgerissen und mit dem jubelnden Freudenrufe:

»Günther, mein theurer Günther, endlich find' ich Dich lang Gesuchten wieder!« trat Paul von Podelwitz ein und riß den vor Aufregung Glühenden ungestüm an seine Brust.

FÜNFTES KAPITEL. EIN FREUNDESVORSCHLAG UND EIN BRIEF.

Der ersten Begrüßung folgte ein langes, ernstes Gespräch zwischen den Freunden. Paul nahm ganz allein Besitz von Günther und entführte diesen später den beiden andern Comilitonen, indem er als Entschuldigungsgrund wichtige Angelegenheiten nannte, die ohne weiteren Aufschub eine möglichst rasche Erledigung erheischten.

»Du hast demnach Dresden wohl gar nicht berührt?« fragte Paul, als sie von Niemand mehr beobachtet werden konnten, den noch immer sehr Aufgeregten.

»Was hätte ich dort anfangen sollen?« versetzte dieser. »In der chursächsischen Residenz herrscht der Luxus, die Pracht ohne Inhalt. Das ist nichts für mich. Alles Hohle widert mich an, und hüllt es sich in die schimmerndste Form. In dieser Beziehung fehlt mir künstlerischer Sinn und es ist leicht möglich, daß gerade dieser Mangel in meiner Natur mir dereinst entsetzlich viel zu schaffen macht. Ich bin überhaupt gar nicht das, was man eine Künstlernatur nennt. Außer der Poesie, die mich bisher mehr gequält als entzückt hat, läßt alle Kunst mich kalt; ich meide sie mehr, als daß ich sie suche. Deshalb ist Dresden kein Aufenthalt für mich. Ich begehre Leben, nichts als Leben, selbst wenn es übermäßig materiell und grob sinnlich sich anlassen sollte. Aus solchem Leben sauge ich geistigen Honigseim, der fast wider meinen Willen sich zu Gedichten formt. Was ich in Verse bringe, sind Erlebnisse. Ich muß in mir selbst all die Lust und den Schmerz durchgeföhlt haben, soll ich ihn glücklich in Worte kleiden können. Vielleicht ist dies ein Unglück, dennoch kann ich ihm nicht entfliehen. Hat mein Vater Recht, der mir täglich vorpredigte, nur Derjenige habe Beruf, ein Poet zu werden, der jedes ihm aufgegebene Thema beliebig in saubern Reimen behandeln könne, so habe ich allerdings kein dichterisches Talent. Mein Herz ist für mich der castalische Quell. Fällt ein fremder Tropfen in diese ewig bewegte Fluth, so trübt sich ihr Spiegel und ich kann wohl nöthigenfalls Verse drechseln, Leben

und Seele aber wird in diesen handwerksmäßigen Gebilden ein wirklicher Kenner poetischer Produkte sicherlich nicht entdecken.«

»Du bist auf dem rechten Wege, glaube mir,« erwiderte Paul von Podelwitz. »Was Dir noch mangelt, ist Ruhe, und damit Du diese Dir aneignen kannst, mußt Du in eine andere Lage versetzt werden.«

»In eine andere Lage! Aber wie, Freund, wie? Mein Vater –«

»Dein Vater,« fiel Paul ein, »wird sich in das Unabänderliche fügen, wenn er ein edler Mann ist. Bedenke, daß ohne Kampf kein Sieg zu erringen, ohne Sieg kein Triumph möglich ist!«

»Und wenn ich dies Alles bedenke, wer gibt mir die Mittel, damit ich solchen Sieg erkämpfen und dadurch vielleicht den eigenen Vater mit besiegen kann?«

»Noch weiß ich es nicht, aber auch dafür wird sich Rath schaffen lassen. Verliere nur den Muth nicht und vor Allem: werde ruhiger, mäßige Dich in allen Dingen, damit Du keinen Anstoß gibst. Wie Du zahlreiche Freunde besitzt; so fehlt es Dir auch nicht an Feinden. Ich habe dies in Erfahrung gebracht und darum richte ich jetzt diese Bitte an Dich.«

Günther blieb stehen. Sie waren nur noch wenige Häuser von seiner Wohnung entfernt.

»Ich glaubte bisher, es kümmere sich außer den paar Comilitonen, die mich lieben, keine menschliche Seele um mich,« sprach er düster.

»Es gehört dies zu den mancherlei irrigen Annahmen oder Voraussetzungen, die wie Pilze in Dir aufschießen. Mehr als einmal schon habe ich Dir deshalb Vorwürfe gemacht, aber Du achtest nicht darauf, weil es Dir nicht genehm ist, also aus Eigensinn.«

»Kann ich dafür, daß ich meinen eigenen Sinn habe?«

»Du kannst eine Wahrheit und zugleich einen Fehler Deines Wesens nicht durch ein Wortspiel fortwitzeln,« erwiderte Paul. »Sage mir, ist Dein Vater ein gläubiger Mann?«

»Ich halte ihn dafür, obwohl wir diesen Punkt in unsern meistentheils sehr unerquicklichen Unterhaltungen niemals berührt haben. Doch, wie kommst Du gerade auf diese Frage, die jedenfalls mit dem, was mich bewegt, nichts gemein hat?«

»Mehr, wie Du glaubst,« sagte Paul, »und eben deshalb richte ich sie an Dich. Ich habe durch Zufall in Erfahrung gebracht, daß Dein Vater jener Secte, wenn man sie so nennen darf, angehört, welche den Halle'schen Franke als Propheten verehrt.«

»Gesetzt, dem wäre so, kann dies mir schaden, kann es mich irre machen?«

»Ich würde es beklagen, wenn Du Dich davon irre machen ließest, wohl aber könntest Du einen Mittelweg gehen, den ich in Deiner Lage nicht nur für erlaubt, sondern sogar für geboten halte.«

»Ich verstehe Dich nicht.«

»Hast Du nie Regungen in Dir gehabt, die Du religiöse nennen kannst, Stimmungen, in denen der Geist sich gleichsam in die Himmel emporschwingt?«

»Wenn ich dichte, lebe ich, wenn nicht gerade immer im Himmel, doch stets in einer andern und gewiß in einer bessern Welt, als die ist, deren Staub mein Fuß bedeckt.«

»Solltest Du nun in solcher Stimmung kein geistliches Lied dichten können?« fragte Paul ernsthaft.

Günther brach in recht herzliches Lachen aus. Dann betrachtete er mit komischer Schalkhaftigkeit, die seine Züge eigenthümlich durchgeistigte, den Freund, und erwiderte:

»Hast Du Lust oder am Ende gar Auftrag, mich *peu à peu* zum Pfaffen zu machen? Paul, ich bitte Dich, mache Dich nicht lächerlich! Es gibt nichts Widerlicheres als eine Betschwester und nichts Unnatürlicheres als einen Betbruder! Du selbst, glaube ich, taugst wenig dazu, mir aber, Freund, mir fehlt zu diesem Handwerk – denn für mehr halte ich es nicht – vollends alles Zeug.«

»Luther und Paul Gerhardt waren keine Betbrüder,« versetzte Paul von Podelwitz, »sie haben aber meines Wissens doch unsterbliche geistliche Lieder gedichtet. Oder meinst Du, Gesänge, wie: ›Eine feste Burg ist unser Gott‹, oder ›Befiehl Du Deine Wege‹ und andere werden, so lange der Deutsche eine eigene Sprache redet, von diesen vergessen werden?«

Günthers schalkhafte Heiterkeit machte auf der Stelle der düstersten Melancholie Platz. Er blieb vor der Thür des Hauses stehen, in dem er wohnte.

»Was soll das heißen?« fragte er heftig.

»Das soll heißen,« fuhr Paul fort, »Du würdest Dir höchst wahrscheinlich leicht die geistige Zuneigung Deines Vaters, die Dir bis jetzt fehlt, gewinnen können, wenn Du ein gutes Kirchenlied dichten könntest. Besitzest Du erst diese Zuneigung, dann, hast Du gewonnen. Den geistlichen Dichter wird der streng religiöse Mann gern in sein Haus einkehren sehen, und der Sohn, an dessen geistlicher Poesie der Vater sich erbaut, darf nicht fürchten, daß man ihn schelten wird, wenn er nebenbei auch weltlich gesinnte Poemata zu Papiere zu bringen sich nicht enthalten kann.«

»Wie bist Du zu dieser Kenntniß gelangt?« fragte Günther.

»Ganz zufällig. Ich habe einen Vetter, Namens Zinzendorf.«

»Den Grafen?«

»Denselben.«

»Ich hörte von ihm auf der Rückreise. Er hat mährischen Exulanten auf seinen Gütern Wohnplätze angewiesen. Weißt Du etwas Näheres?«

»Ich glaube. Doch darüber später. Dieser mein Vetter ist in gewissen Kreisen ein Mann von Einfluß. Als Schüler Franke's und als sein größter Verehrer gilt *sein* Wort bei Vielen mehr, als das des Kaisers oder des Churfürsten. Ich weiß, auch Dein Vater hört auf ihn. Wenn Du also –«

»Schon gut, schon gut,« fiel Günther dem Freund in's Wort, »ich begreife jetzt, wo hinaus Du willst. Du meinst es gut und das erkenne ich an, Du hast aber wohl nicht

bedacht, daß in mir weit mehr dämonische, als engelgleiche Kräfte thätig sind. Eine Annäherung an Deinen Vetter, den Grafen Zinzendorf, die Du in Vorschlag bringen zu wollen scheinst, wäre allenfalls denkbar, ein Verhältniß jedoch zwischen uns Beiden ist so wenig möglich, wie eine Vereinigung des bösen und guten Prinzips. Du müßtest Schwarz in Weiß, oder Weisheit in Thorheit verwandeln können, wenn Du mich zum Verehrer Franke's, also zum Freunde Deines Veters machen wolltest. Und, was Deinem Plane am allermeisten im Wege steht, Du weißt: ich kann nicht bitten, mich nicht demüthigen, nicht heucheln!«

»Es thut mir leid, daß Du glaubst, ich könnte Dir im Ernst eine derartige Zumuthung machen,« versetzte Paul.
»Höre doch, ehe Du urtheilest!«

»Vergib!« sagte Günther gütlich. »Ich bin wie ein Kind. Mich regt Alles auf und dann schlage ich den besten Menschen mit beiden Fäusten in's Gesicht, während es doch viel gescheidter wäre, ich fiele ihnen gerührt und dankend um den Hals. Sprich, was hast Du mir zu sagen?«

»Graf Zinzendorf ist, soweit ich ihn nach den Schilderungen Anderer beurtheilen kann,« fuhr Paul fort, »ein Mann von ungewöhnlicher Milde und Leutseligkeit. Er will wo möglich alle Menschen glücklich machen. Dies Ziel zu erreichen, läßt er nichts unversucht. Hindernisse gibt es für ihn nicht, weil er zugleich eine wunderbare

Ausdauer besitzt. Man kann ganz anderer religiöser Ueberzeugung sein als er, diese seltenen Eigenschaften seines Geistes wird man unter allen Umständen hochschätzen müssen. Die Welt gilt diesem seltenen Manne nichts. Das hat er kürzlich erst bewiesen, indem er alle seine Güter zum Beweise, daß er nur Christo dienen wolle, seiner jungen Gemahlin geschenkt hat. Es ist gar keine Frage, daß ein Mann von solcher Gemüthsstimmung und solcher Charakterfestigkeit Pläne, die er in sich trägt, auch ausführen wird. Ich habe nun erfahren, daß er einen intelligenten, unterrichteten, talentvollen Mann sucht, der sich ganz seinem Dienste hingibt, ihn als Secretair überall hin begleitet –«

»Und da dachtest Du an mich?« warf Günther lächelnd ein.

»Ich schäme mich dieses Gedankens wenigstens nicht. Du *könntest* dieser Stelle vorstehen, wenn Du *wolltest*. Mein Vetter würde freilich versuchen, Dich zu seinen Ansichten zu bekehren, dazu zwingen aber würde er Dich nicht. Auch hättest Du Deiner eigenen Ansichten wegen über Religion und Christenthum insbesondere eine Vernachlässigung seinerseits nicht zu befürchten, wenn Du nur Kraft genug besitzt, Dich zu beherrschen. In einer solchen Stellung aber lerntest Du Welt und Menschen in weitesten Kreisen kennen, Du versöhntest dadurch Deinen Vater, denn ihn beruhigen heißt ihn versöhnen, und

weder er noch der Graf würde Deinen weltlichen Poesien nachspüren, wenn Du es über Dich gewinnen könntest, diese Erzeugnisse Deiner Muse pseudonym zu veröffentlichen.«

Während dieser Auseinandersetzung Paul's hatten die Freunde das Dachgeschoß des alten Hauses betreten. Günther blieb aufgeregt vor der verschlossenen Thüre des Vorsaales stehen.

»Verlangst Du, daß ich mich erkläre?« fragte er.

»In Deinem Interesse möchte ich es wünschen.«

Günther riß heftig an der Klingel.

»Das Schicksal soll entscheiden!« sprach er entschlossen. »Ich selbst bin ein viel zu wankelmüthiger, zu schwacher und leidenschaftlicher Mensch, als daß ich der Schmied meines Glückes aus eigenem Antriebe sein könnte.«

»Und worin soll das Schicksal, dem Du Dich fügen willst, bestehen?«

»In der Antwort, die meine Hauswirthin mir auf die erste Frage gibt, die ich an sie richten werde.«

Auf dem Saale ließen sich Schritte hören.

»Diese Frage?«

»Du sollst sie hören.«

Der Schlüssel knirschte im Schlosse und die Thür ging auf.

»Jeses nee, der Herr Studiosus!« rief die Wirthin, beide Hände über dem Kopfe zusammenschlagend.

»Glauben Sie, daß ich ein Kerl bin, den Gott lieb hat?« fragte er die Ueberraschte.

»Nun, wen so viele hübsche Mädchen suchen, wie den Herrn Studiosus, und wer von dem Herrn Vater einen Brief erhält, noch ehe er in Person aus der lieben Heimath zurückkommt in die Universitätsstadt, den muß der liebe Gott wohl sehr in's Herz geschlossen haben,« versetzte die alte Wirthin.

»Kathrine Süßholz, Sie sind ein Engel, wenn auch ein Bissel altbacken!« rief Günther aus und umarmte die bestürzte Alte mit einer solchen Inbrunst, daß sie laut aufschrie. »Eine glücklichere Antwort ist noch nie über Ihre Lippen gekommen, die ich blos deshalb nicht küsse, weil ich ein paar Stunden mit Madame Merseburger geliebt habe. – Ein Brief von meinem Vater, hurrah! Her damit, daß ich ihn verschlinge! Und hier, Paul, hier meine Hand: ich füge mich Deinem Vorschlage, wenn Dein Vetter, der Graf, neben seinen übrigen vortrefflichen Eigenschaften auch das Talent besitzt, ein Herz lieb zu gewinnen, in welchem tausend bunte Flammen brennen und es ganz in Asche verwandeln werden, weht nicht bisweilen der Odem Gottes kühlend durch sie hin, der dem Munde eines frommen Mannes, eines gotteigenen Menschen entströmt!«

Mit hastigem Griff entriß Günther seiner Wirthin den dargereichten Brief, dann erschloß er die Thüre seines unordentlichen Studierzimmers, stieß Paul hinein, schloß sogleich wieder zu und warf sich in größter Aufregung auf das harte Kanapee, das mit zerrissenen Papierschnitzeln bedeckt war.

Hier blieb er sitzen, seine blitzenden Augen fest auf den Brief richtend, den er noch immer ungeöffnet in der zitternden Hand hielt.

Paul wagte nicht zu drängen. Er sagte sich selbst, daß die nächsten Minuten für den Freund entscheidend sein könnten. Er trat an's Fenster, stäubte es ab und sah hinüber nach der grauweißen Giebelwand, um welche, wie immer, ein kreischendes Dohlenheer schwärmte.

Endlich brach Günther das Siegel und begann das Schreiben des Vaters zu lesen. Der Brief war schon viele Tage alt. Wäre der unstäte Poet nicht aus verschiedenen Gründen abgehalten worden, sein Logis zu betreten, so würde er das Schreiben schon längst erhalten haben.

An der wechselnden Farbe und der zitternden Unterlippe des Lesenden gewahrte Paul von Podelwitz, daß der Brief Sachen enthalten mußte, die dem Freunde wenig gefielen. Auf einmal sprang Günther auf, warf das Schreiben zu Boden und rief ergrimmt aus:

»Nun so fahr' ich zum Teufel!«

Seine Augen glühten, die Brust hob sich krampfhaft, er hörte oder beachtete doch nicht die Worte des Freundes.

Während nun Paul den Brief aufhob und ebenfalls las, trat Günther an die Wand, riß die hier befestigten Knochen ungestüm herab, gab den drei Schädeln Ohrfeigen, daß sie mit hohlem Dröhnen polternd auf die Diele fielen, riß dann das Fenster auf und schleuderte sie unter lautem Lachen quer über den schmalen Hof auf das das Dach des Nachbars, wo sie in der breiten und tiefen Kupferinne ihr zweites Grab fanden.

Nachdem Paul den Brief zu Ende gelesen hatte, trat er zu dem grollenden Freunde, berührte dessen Schulter und sprach:

»Christian, lieber Christian, gib diese Thorheiten auf, die Dir nur Ungelegenheiten bereiten können, wenn Dich irgend ein kleinlich gesinnter Philister beobachtet, und höre mich an! Ich muß mich gegen Dich aussprechen, weil ich Dein Freund bin.«

»Blamire Dich nicht und überlaß den Ausgestoßenen seinem Schicksal!«

»So lange Du treu an Dir selbst hältst, bist Du kein Ausgestoßener.«

Günther kehrte dem Freunde sein Gesicht wieder zu. Es war fahl und ein klarer Spiegel der heftigen Gemüthserschütterungen des jungen Dichters.

»Wenn ein Vater seinem einzigen Sohne die Worte zuruft: lässest Du nicht ab von Deinen Dummheiten, so fege ich Dich von meiner Schwelle, wie den Staub, der von eines Aussätzigen Mantel fällt, dann hat er ihn im Herzen schon verstoßen.«

»Ich glaub' es nicht und will es nicht glauben!« rief Paul. »Gedenke Deiner Zusage und nimm Dir ein Wort, das der Unmuth dictirte, nicht zu sehr zu Herzen. Die meisten Väter haben es an sich, daß sie ihre Kinder in allen Dingen überwachen, und gerade die sorgsamsten und gewissenhaftesten thun gewöhnlich des Guten darin zu viel. Das mußt Du mit in Anschlag bringen. Noch hängst Du von Deinem Vater ab; er ist Dein Ernährer, Dein Versorger. Sein Herz, nicht blos sein Verstand treibt

ihn an, Deinen Wünschen zu widersprechen. Es ist dies gewiß nicht recht, gut aber meint es Dein Vater dennoch mit Dir.«

»Gut!« rief Günther bitter. »Kann der es gut meinen, der mich mit Nadelstichen prickelt? der Alles, was mir theuer ist, verhöhnt und geringschätzt? der meine Gefühle verlästert, meine Gedanken verdammt, den Kopf, in dem sie entspringen, einen Narrenkasten schimpft? Soll dies Liebe sein, nun, dann gebe ich sie mit Wollust allen Winden preis, und bitte mir statt ihrer den Haß aus, um neues Feuer in mein kühl werdendes Herz zu pumpen!«

»Aus Dir spricht die Aufregung,« versetzte Paul, den die leidenschaftliche Heftigkeit des Freundes entsetzte. »Laß uns abbrechen. Wenn Du ruhiger geworden sein wirst, reden wir weiter davon.«

»Ihr trefflichen Seelen ohne Harm empfiehlt immer nur Ruhe, als ob es möglich wäre, einen Vulkan mit einem Krüge Wasser auszugießen! – Ich bin nicht ruhig und ich will auch nicht ruhig sein. Ruhe ist Tod. Unruhe ist Leben! Wenn Du einmal Ursache haben solltest, meine Ruhe zu preisen, dann kannst Du getrost zum Todtengräber schicken; denn dann wird hier dies von Blut getriebene Mühlwerk früh genug aufhören zu klappern.«

Paul erwiderte nichts auf diese leidenschaftlichen Worte des tief Bewegten. Er legte seinen Arm vertraulich um den Nacken des beklagenswerthen Jünglings und sah ihm theilnehmend in die unheimlich flammenden Augen.

»Sage nur, daß Du an meiner Freundschaft nicht zweifelst,« sprach er sanft. »Wenn ich«davon überzeugt sein

kann, will ich mich gern bescheiden und die Hoffnung nicht sinken lassen, daß für Dich bald bessere Tage kommen werden. Mit meinem Vetter, dem Grafen, will ich mich unverweilt in Verbindung setzen, und wenn Du nur Deiner Heftigkeit zu entsagen vermagst, so wird auch Alles nach Wunsch gehen.«

Günther erwiderte Paul's freundschaftlichen Händedruck.

»Uebereile Dich nicht,« versetzte er in gleichgültigem Tone. »Ich werde mehr Tage brauchen, als andere Menschen Minuten, um die Eindrücke dieser väterlichen Zuschrift zu verarbeiten. Gelingt es mir, dann hast Du auch einen andern Kerl vor Dir. Den harmlosen Poeten mit dem Herzen voll fröhlicher Lieder habe ich dann glücklich bei Seite geschoben. Der dumme Kerl mag sich hinter eine Dornhecke setzen, Vorübergehende um Almosen ansprechen oder als verlotterter Wegelagerer sein Leben auf weniger ehrliche Weise fristen. Was von Deinem tollen Christian übrig bleibt, ist dann ehrbar, gesetzt, gemessen und ganz so stocksteif, wie meines alten Schulmeisters hölzernes Bein, das er sich allemal abschnallte, wenn wir Jungen uns in die Haare geriethen. Ob es aber besser für mich ist, ein geachteter Philister zu werden in dem Palais eines gottseligen Herrn Grafen, oder unterzugehen wie ein genialer Lump, sieh, Herzens-Paul, darüber kann ich mit mir selbst nicht einig werden. Vorläufig indeß will ich noch der tolle Christian mit den »lüderlichen Neigungen«, wie mein Herr Vater sagt, bleiben, und damit ich seine Worte nicht Lügen strafe, komm, alter Kumpan,

und hilf mir ein paar Flaschen die Hälse brechen! Sie werden mir Lust machen, später Frau Venus, die bei allen ihren schlechten Eigenschaften doch die anmuthigste unter den Göttinnen der blinden Heiden ist, zum Tanz aufzufordern!«

Paul machte zwar Einwendungen, der aufgeregte Poet wollte aber nichts davon hören, und um den Heftigen sich und seinen Grillen nicht ganz allein zu überlassen, entschloß er sich, ihn zu begleiten. Günther steckte den Brief, der ihn in so verzweifelte Stimmung versetzt hatte, zu sich, stülpte sein Barret wieder auf, warf der Wirthin, die gar nicht begreifen konnte, wie ein so junger, hübscher Mann immer außer dem Hause weilen möge, wenn er doch den Studien obliegen wolle, den Schlüssel zu, und rasselte mit klirrenden Sporen die alte Treppe hinunter, als wolle er die morschen Stufen in Stücke zertreten.

SECHSTES KAPITEL. EINE SOLIDE FAMILIE.

Alida Ehrenhold saß am Erkerfenster, aus dem die Grimmai'sche Gasse fast ihrer ganzen Länge nach zu übersehen war, und arbeitete an einer Stickerei für ihren Vater. Die langen blonden Wimpern glänzten im Strahl der Sonne, der sie küßte, wie zarte Goldfädchen, während die reiche Fülle des seidenweichen Haares das feine Oval ihres rosigen Gesichtchens halb verhüllte. Das schöne Kind hatte geweint, denn noch perlte eine Thräne an den Wimpern, die ihre Augen verdeckten. Plötzlich erbebte sie, daß sie zusammenfuhr und sich dabei mit der

Nadel in den Finger stach. Ein purpurner Blutstropfen entquoll der kaum sichtbaren Wunde, auf die Alida ihre vollen, weichen Lippen drückte. Zugleich schüttelte sie ihren Kopf und ein Seufzer hob ihren Busen.

»Es ist doch Alles nicht wahr,« sprach sie betrübt. »Der Volksmund lügt eben so gut, wie der Mund mancher Person. Ich habe mich schon oft in den Finger gestochen und dennoch –«

Sie brachte den Satz nicht zu Ende oder nahm Anstand, ihre Gedanken durch klar ausgesprochene Worte zu profanisiren. Von anmuthiger Röthe überhaucht, warf sie einen Blick durchs Fenster auf die belebte Straße, wandte sich aber sogleich wieder ab, um sich tief wieder auf ihre Arbeit zu beugen. Ihr Puls ging lebhafter und die feine Röthe ihres Gesichtes steigerte sich zum Purpur.

»O Gott, bin ich erschrocken!« rief Alida jetzt aus, indem sie den gestochenen Finger abermals zum Munde führte. Eine corpulente Dame in eleganter Modekleidung trat durch eine Seitenthür in das Erkerzimmer.

»Schon wieder?« versetzte Madame Ehrenhold, die Mutter des jungen Mädchens, einen forschenden Blick auf die Tochter werfend. »Wie kommt es, daß Du seit einiger Zeit so auffallend schreckhaft bist? Du wirst doch nicht über Gebühr angestrengt, es fehlt Dir nicht an Bewegung und gesund bist Du auch! Sollten Dich vielleicht die Musikstunden zu sehr aufregen?«

»Ganz gewiß nicht, beste Mama,« versetzte Alida, eine heitere Miene annehmend. »Ich liebe die Musik unendlich, wie Du weißt, und es würde mich wahrhaft unglücklich machen, wenn ich sie aufgeben müßte.«

»Das hast Du wohl nicht zu befürchten,« sagte die Mutter, »da es ja der ausdrückliche Wunsch des Vaters ist, daß Du Dich auch im Gesange mehr ausbilden sollst. Der Lehrer lobt Deine Stimme und ist überhaupt sehr mit Dir zufrieden. Dennoch möchte ich nicht, daß ein in Dir schlummerndes Talent auf Kosten Deiner Gesundheit ausgebildet würde. Gerade Mädchen in Deinem Alter haben alle Ursache vorsichtig zu sein und sich zu schonen. Ich werde deshalb mit dem Arzte sprechen, um zu hören, was dieser zu Deiner mir unerklärlichen Nervenauflage sagt.«

Alida widersprach nicht. Sie fuhr fort zu arbeiten und die Mutter setzte sich ihr gegenüber auf die andere Seite des Erkers, um in der einzigen Zeitschrift, welche Herr Ehrenhold hielt, zu lesen.

»Da steht wieder ein Gedicht mit Ch. G. unterzeichnet,« sprach sie nach kurzer Pause. »Der Verfasser muß ein recht ausbündiger Mensch sein. Schade, daß er manchmal so ausschweifende Gedanken hat!«

Alida stellte sich, als wäre die Bemerkung gar nicht an sie gerichtet, bis die Mutter plötzlich recht herzlich auflachte und darauf direct zu ihrer Tochter sagte:

»Das ist mir ein schöner Geselle! Hier find' ich nicht weniger als drei gar rührende Gedichte an drei verschiedene Schöne, von denen die eine Amaryllis, die andere Leonore, die dritte Chlorinde heißt. Alle Drei versichert der Schalk seiner innigsten Anhänglichkeit und unwandelbarsten Treue, und doch möchte ich wetten, der leichtfertige Mensch hält keiner Einzigen Wort. Ja, die Poeten, die Poeten! Ich mag ihre Verse manchmal recht gern lesen, mit ihren Personen aber will ich lieber nichts zu thun haben.«

»Dieser Ch. G. scheint ein auffallendes Ingenium zu besitzen,« meinte Alida, ohne von ihrer Arbeit aufzusehen. »Letzthin hörte ich seinen Namen nennen.«

»Wirklich?«

»Gewiß Mama! Sie kennen den jungen Mann auch.«

»Ich? Welche Thorheit! Ich habe in meinem ganzen Leben mit keinem Poeten jemals ein Wort gewechselt!«

»Das sag' ich auch nicht, Mama, nur von Ansehen ist er uns bekannt.«

»Dir auch?«

»Uns Allen. Wir haben erst neulich Abends in Bose's Garten dicht neben ihm gesessen. Er war so merkwürdig lustig und spaßhaft, daß Viele sich nach seinem Namen erkundigten.«

»Du meinst doch nicht den jungen Mann, der einem Pudel so täuschend nachahmte?«

»Denselben!«

»Wie hieß er doch?«

»Christian Günther,« sprach Alida und begann so heftig zu husten, daß sie von der Erschütterung ganz roth im Gesicht ward. »Er stammt aus Schlesien, ist von guter Familie und studirt Medicin.«

»Das weißt Du Alles?«

»Ich hörte, daß Andere es sich erzählten. Von diesem jungen Manne, behauptet man, rühren alle mit Ch. G. unterzeichneten Verse in den Abendlichen Sommervergügungen her.«

Madame Ehrenhold schien diese Mittheilungen noch nicht für unbestritten wahr zu halten, wohl aber wurde sie dadurch veranlaßt, einige frühere Nummern desselben Blättchens nachzulesen, um zu sehen, ob auch die in denselben befindlichen Verse dieselbe Chiffre trügen. Alida's Angaben bewahrheiteten sich. Die wißbegierige Dame konnte nicht umhin, alle vorhandenen Gedichte trotz des entsetzlich schlechten Druckes durchzulesen, wobei sie ihre Tochter nicht weiter beachtete. Alida benutzte das andächtige Vertieftsein der Mutter, öffnete ihr Nähkörbchen, nahm rasch ein zierlich zusammengefaltetes Papier heraus und berührte es flüchtig mit ihren Lippen, worauf sie es sogleich wieder in dem Körbchen verbarg. Bald darauf trat Herr Ehrenhold in's Zimmer.

Alida ging dem Vater entgegen, um ihm ehrfurchtsvoll die Hand zu küssen. Madame Ehrenhold begnügte sich mit freundlichem Augenwink.

»So vertieft in Studien?« fragte Ehrenhold, ein erster, schon bejahrter Mann von sehr steifer Haltung. Man

sah es seinen Gesichtszügen an, daß er größte Solidität mit pedantisch-bürgerlichem Wesen in sich vereinigte. Als Papierhändler und Besitzer einer Buchdruckerei, die er erst seit einigen Jahren käuflich an sich gebracht hatte und von einem tüchtigen Buchdrucker fortführen ließ, da er von dem Technischen des Geschäftes wenig oder gar nichts verstand, war er einigermaßen heimisch geworden in den neueren Erzeugnissen der Literatur. Seine Officin, die indeß nicht seinen Namen trug, hatte sogar einige Werke berühmter Verfasser zu Tage gefördert, und daher schrieb sich das Interesse für literarische Erscheinungen im ganzen Ehrenhold'schen Hause. Er blickte über die Schulter seiner Gattin in das graue, löschpapierene Blättchen, und da er die Verse gewahrte, sprach er:

»Apropos! Da hatten wir ja vor einiger Zeit eine seltsame Aventure. Erinnert Ihr Euch wohl? Es war beim Concert in Bose's Garten. Drei oder vier übermüthige Studenten – Musensöhne, wie man sagt – gaben ein Spectaculum zum Besten, leider auf Kosten ihres Rufes, denn ich hörte später deren Betragen äußerst scharfem und, wie mich bedünken wollte, auch gerechtfertigtem Tadel unterwerfen.«

Alida legte ihre Arbeit nieder und schlug jetzt ihre großen blauen Augen mit ängstlicher Neugierde zu ihrem Vater auf.

»Der ausgelassene Studiosus,« fuhr dieser fort, »welcher damalen die Rolle eines knurrenden, bellenden und

beißenen Pudels mit erstaunlicher Natürlichkeit producierte und von seinen Comilitonen, nicht minder von denen Bürgern und Bürgerstöchtern, welche sich an derben und rohen Späßen cordialiter ergötzten, gar lebhaften Applausum erndtete; dieser selbige junge Mensch, der einen singulären Spiritum zu besitzen scheint, läßt anjetzo drei Carmina auf einmal drucken, um selbige einem Gönner zu verehren. Das erste Carmen ist ein lustiges Scherzgedicht auf des Gönners Magisterpromotion, das zweite eine fein componirte Aria auf desselben bevorstehende Liebes-Alliance, und das dritte eine Hymne auf Gott Amor, welcher dies glückliche Ereigniß durch seine geschickte Einmischung zu Stande gebracht hat. Bei dieser Gelegenheit begab es sich, daß ich den jungen Poeten persönlich näher kennen lernte und einige Zeit mit ihm zu discurren Anlaß nahm.«

»War Herr Günther bei Ihnen, Papa?« fragte die aufmerksam zuhörende Alida.

Ehrenhold kehrte sein in steife Falten gelegtes Gesicht, das immer einem sauber geglätteten Geschäftsbuche glich, der schönen Tochter zu, indem er versetzte:

»Weshalb thut man eine so ungehörige Frage? Ein junges Frauenzimmer hat nur zu hören, niemals zu fragen, und ein gebildetes, junges Frauenzimmer, wofür ich bishero meine Tochter zu halten gesonnen war, muß auf ihre Reputation so viel achten, wie auf ihren leiblichen Anzug, denn die Reputation ist eines jungen Franenzimmers geistiger Anzug.«

Nach dieser Zurechtweisung, die Alida natürlich in größter Ergebenheit und mit gesenkten Augen von ihrem Vater hinnahm, wendete sich Ehrenhold wieder zu seiner Gattin und fuhr fort:

»Christian Günther, wie er mit seinem wirklichen Namen heißt, ist gewiß ein sehr begünstigter Liebhaber derer neun Schönen, welche man Musen benennet. Wie es aber allen Begünstigten zu passiren pflegst, so ergeheth es auch diesem Günther. Die Gunst der Musen machet ihn übermüthig und wilde. Er nippet nicht, wie es ihm zukäme, aus dem goldenen Becher, worinnen sie ihrem Lieblinge den Trank der unsterblichen Götter kredenzen, sondern er unterfänget sich, dies kostbare Naß in Strömen in sich hineinzuschütten, so daß man es sausen zu nennen genöthiget wird. Dieses Uebermaß aber machet ihn selbst zu einem wüsten Gesellen, als welcher er auch schon allerwärts verrufen ist, und bei denen Professores und Präceptores trotz der Gaben seines Ingenii in sehr schlechten Leumund stehet.«

Ueber Alida's feine Züge legte sich eine brennende Röthe. Ihre Lippen bewegten sich leise, als wolle sie sprechen. Herr Ehrenhold bemerkte diese Verwandlung seiner Tochter entweder gar nicht oder legte doch keinen Werth darauf, und da seine Gattin sehr aufmerksam zuhörte und ihn noch immer fragend ansah, als wünsche sie mehr über den jungen Mann zu erfahren, der auch ihr nicht ganz gleichgiltig zu sein schien, fuhr der Papierhändler und Buchdruckereibesitzer, der sich gern selbst sprechen hörte, mit Behäbigkeit folgendermaßen fort:

»Nach Allem, was ich von genanntem Studioso Günther erfahren konnte – denn ich wollte nicht unterlassen, mich nach seiner Conduite zu erkundigen – hat man sich wohl in Acht zu nehmen vor seinen Leichtfertigkeiten. Er schwöret und fluchet wie ein Bandit, trinket als ein Brauerknecht, haut und sticht um sich, als habe er das Soldatenhandwerk aus dem Grunde erlernt, und amüsiret sich am liebsten auf französische Manier. *Enfin* sein Ruf ist nicht fein, und habe ich die Besorgniß, er wird sich bei Zeiten sein Caput oder seine Stirn, um die er schon den Lorbeer poetischer Unsterblichkeit sich flechten siehet, in recht unangenehmer Weise einstoßen. Soll auch bereits gar böse Differenzen mit seinem Herrn Vater, einem gesuchten Arzte im Lande *Silesia*, das an das barbarische Polen grenzet, gehabt haben. Ist also, meiner Meinung nach, in Summa ein höchst gefährlicher Patron, dem man allerwärts aus dem Wege gehen muß.«

Herr Ehrenhold machte gleichzeitig eine so bezeichnende Bewegung, daß Alida sich kaum eines Lächelns enthalten konnte. Die Mutter, weit lebenslustiger, und bei Weitem nicht so pedantisch wie ihr respectabler Gatte, theilte wahrscheinlich die Gesinnung ihrer Tochter, denn sie erwiderte mit Wärme:

»Wenn Deine Schilderung des jungen Poeten der Wirklichkeit entspricht, dann hast Du ein Recht, ihn für gefährlich zu erklären. Junge Leute solchen Schlages, von angenehmem Aeußern, wortgewandt und keck, machen häufiger ihr Glück, als die soliden Ellenreiter. Wir Frauen wenigstens nehmen gern ihre Parthie, schon deshalb,

weil wir einen unbesiegbaren Drang in uns fühlen, solche Wildlinge durch Sanftmuth und Liebe zu zähmen.«

»Nicht auch durch Scherz und Spott, Mama?« warf Alida ein.

»Was unterfängt sich das Kind?« rief Ehrenhold. »Man befließige sich geziemender Schweigsamkeit, Jungfer Naseweis!« fuhr er fort. »Man ist noch ohne Erfahrung und besitzt gar kein Urtheil. Was geht Dich solch versificirender Laffe an aus dem schlesischen Sande! Stecke Dein Näschen in Deine Arbeit, höre aufmerksam zu, aber schweige! Wer so jung schon urtheilen will, macht dumme Streiche, und dumme Streiche bringen auch die Klügsten zu Falle.«

Des Vaters rücksichtslose Worte, obwohl sie der Tochter nichts Neues waren, machten heute doch einen höchst unangenehmen Eindruck auf Alida. Sie war schon entschlossen, diesmal sich ausnahmsweise zu vertheidigen, da ward Herr Ehrenhold zum Glück abgerufen, und Mutter und Tochter waren wieder allein.

»Glauben Sie nicht, Mama,« wandte das junge Mädchen sich schüchtern an ihre Mutter, »daß Papa ein zu hartes Urtheil über Herrn Günther fällt? Etwas wild sind alle Studenten. Das haben wir schon oft genug erfahren. Ich werde es in meinem Leben nicht vergessen, wie vor einigen Jahren auf dem Tauchaer Jahrmarkt der große Spektakel losgegangen war, die Studenten in hellen Haufen das Thor sprengten, die Stadtsoldaten gefangen nahmen und unter dem entsetzlichen Geschrei: ›Bursche 'raus!‹ in der ganzen Grimmaischen Gasse alle Fenster

einwarfen. Papa erhielt dabei eine Contusion an der Stirn und war Tagelang ganz außer sich. Dreimal drang er in den Rector Magnificus, er solle doch die ganze Studenschaft des gemachten Scandals wegen exemplarisch bestrafen. Ich vermuthete, Mama, daß Papa's Abneigung gegen alle Studenten, und namentlich gegen die ausgelasseneren, sich von jener fatalen Affaire herschreibt.«

Die Mutter lächelte zu diesen Auslassungen der Tochter.

»Etwas zu seiner Abneigung mögen jene Vorgänge wohl beigetragen haben,« erwiderte die verständige Frau. »Gar zu sehr verdenken kann man es ihm nicht, denn die damalige Glaserrechnung war sehr bedeutend. Lieber Himmel, ich sehe meinen lieben Ehrenhold noch, wie er den Glaser giftig anfuhr, als dieser beim Empfang des Geldes schmunzelnd die Worte fallen ließ: Gott segne die Herren Studenten und den Tauchaer Jahrmarkt! Was sollten wir armen Glaser anfangen, wenn die Herren Studenten nicht manchmal ein Einsehen hätten und durch ihren Frohsinn uns ein wenig Arbeit verschafften! Seit dieser Aeufserung, über die ich so herzlich lachen mußte, daß ich mich gar nicht fassen konnte, gerieth mein guter Ehrenhold so in Wuth, daß er dem unschuldigen Glaser auf der Stelle den Laufpaß gab, und ihn heute noch nicht anders, als einen impertinenten, schadenfrohen Menschen nennt.«

»Hab' ich also nicht Recht, Mama?« sagte Alida. »Papa läßt sich gar zu leicht für und gegen Jemand einnehmen. Der Herr Günther behagt ihm nicht, weil er es läppisch findet, daß ein Student in einem öffentlichen Gesellschaftsgarten einem Pudel nachahmt, und doch ist dies ein Talent, das nur Wenige besitzen und das man deshalb bewundern muß. Ebenso ist's mit dem Verse machen. Es gäbe gewiß Mancher etwas Rechtes darum, wollte es ihm gelingen, nur einen halb so guten Vers nach Stunden langem Mühen zu Stande zu bringen, wie dieser reichbegabte Herr Günther sie dutzendweise unter Scherzen, Lachen und Lärmen mit meisterhafter Geschicklichkeit auf's Papier wirft. Glauben Sie wohl, Mama, daß Papa schon einmal einen Vers gemacht hat?«

Die Ernsthaftigkeit, mit welcher Alida diese naive Frage an die Mutter richtete, weckte bei der heitern Frau die Lachlust.

»Nein, nein, liebes Kind, zu solchen Künsten hat sich mein guter Ehrenhold nie verstiegen!« versetzte sie munter, »einen Vers aber hat er doch einmal zu Stande gebracht, und zwar einen Vers, der seinen Werth in sich selbst trägt, und bei Allen denen, die sein Entstehen kennen, die verdienteste Anerkennung fand.«

»Einen wirklichen Vers, Mama? Papa hat einen wirklichen Vers gemacht? Ohne Hilfe Anderer?«

»Gewiß, Alida, einen Vers oder, wenn Du willst, einen Reim.«

»Wissen Sie ihn auswendig, Mama?«

»Ich glaube wohl.«

»O, bitte, bitte, beste Mama, lassen Sie hören! Ich möchte gar zu gern wissen, wie Papa Verse macht!«

»Richtig, so war es!«

»Aber Mama!«

»Du sollst ihn hören, Kind, aber um Gottes Willen, laß es niemals den Vater erfahren, daß ich Dir seine erste und einzige Probe in der Dichtkunst verrathen habe!«

»Hier, hier in meinem Herzen werd' ich ihn vergraben, wie Alles, was mir so recht heilig ist!« betheuerte die neugierige Alida.

»Die Sache machte sich so, liebe Tochter,« sprach die Mutter. »Es war Sylvesterabend, wir hatten einen Kreis lieber Bekannter bei uns, und um uns recht gemüthlich zu unterhalten, schlug ich in der zwölften Stunde ein Gesellschaftsspiel vor, ein heiteres, damit wir in recht froher Stimmung das neue Jahr antreten möchten. Mein Vorschlag fand allgemeinen Beifall. Der Buchhändler Hubert, ein Schalk, der gern Jedermann einen Possen spielt, wenn er Gelegenheit dazu findet, griff ihn besonders lebhaft auf und sagte: Am Schlusse eines Jahres ist alle Welt poetisch gestimmt. Laßt uns deshalb Verse machen! – Narrenspotten! erwiderte der Vater. Meinen Sie, wir könnten Verse machen, weil Sie in der letzten Ostermesse ›Rührende Seufzer eines unglücklichen Amanten‹ verlegt und ich eine Sammlung Handwerksburschenlieder gedruckt habe? Ueberlassen Sie das denen Poeten, die zu einer nützlichen Beschäftigung nicht tauglich sind! – Papa aber ward überstimmt. Alle traten auf Hubert's Seite und dieser meinte, um es Jedermann leicht zu machen,

sei es am Besten, man bringe das ABC in beliebige neue Reime. Damit erklärte sich denn auch Papa einverstanden. Die einzelnen Buchstaben wurden vertheilt und Jeder mußte sich im Kopfe einen Vers zurecht legen. A begann den Reigen und so ging es fort. Es kamen ganz amüsante Verschen bei dieser Unterhaltung zum Vorscheine. Den Buchstaben N hatte Papa poetisch zu bearbeiten. Als nun die Reihe an ihn kam, – brachte er folgenden Reim zu Stande:

»Nebukadnezar tobte sehr,
Und Niniveh steht auch nicht mehr.«

und für diese seine erste und letzte poetische Leistung erklärte ihn der schalkhafte Hubert unter der ganzen Sylvester-Gesellschaft für den *poëta laureatus*.«

»Hat Papa ihm diesen Scherz übel genommen?«

»Lange zürnen kann der Vater ja nicht,« erwiderte die Mutter. »Er schmolte freilich, aber ich bin fest überzeugt, daß er nie wieder daran gedacht hat, selbst jetzt nicht, wo er so oft wirklich gute Verse in seiner Druckerei zu sehen bekommt. Aber Papa ruft, wie ich höre. Sei nur recht fleißig, mein Kind, damit Du diese gestickten Manschetten dem Vater zum Geburtstage verehren kannst. Dergleichen kleine Aufmerksamkeiten machen ihn, wie Du oft schon erfahren hast, geschmeidig, und wer weiß, ob er Dir dann nicht aus freiem Antriebe ein paar der neuesten Gedichte gibt, die der fleißige Schlesier seit einiger Zeit überall hin ausstreut.«

Alida umarmte die Mutter und küßte sie wiederholt.

»Sie sollen mit mir zufrieden sein, Herzensmama,« sagte sie vergnügt, »und auch Papa will ich keine Ursache geben, sich über mich zu beschweren.«

Die Mutter ging, die Tochter aber hob schnell wieder den Deckel von ihrem Nähkörbchen, entnahm demselben das schon einmal betrachtete Papier, küßte es leidenschaftlich und verbarg es dann sorgsam unter den sieben Säckelchen, mit denen das Körbchen angefüllt war.

SIEBENTES KAPITEL. ZWEI LEIDENSCHAFTLICHE HERZEN.

Ermattet, beide Hände über sein Gesicht gedeckt, lag Christian Günther auf dem Kanapee, halb denkend, halb träumend. Es dämmerte bereits, so daß der eben über die Dächer heraufsteigende Mond weiße Lichter in das ärmliche Dachzimmer fallen ließ. An der Thüre klopfte es, erst leise, dann stark und vernehmlich.

»Herein in's Teufels Namen!« rief Günther, ohne sich aufzurichten oder seine Lage zu verändern. Die Thür ward geöffnet und der Student der Medicin hoffte, einen seiner Freunde oder Kumpane eintreten zu sehen. Da er aber keine Begrüßung vernahm, fuhr er jäh empor und blickte nach der Thür. Eine feine Mädchengestalt stand wenige Schritte von ihm entfernt neben dem Tische.

»Wer sind Sie?« fragte Günther, sich vollends erhebend. »Was ist Ihr Begehrt?«

Das Mädchen trat noch einen Schritt näher, hob den Schleier, mit dem sie ihr Gesicht verhüllt hatte, und sagte mit sanfter Stimme, in der jedoch ein Vorwurf wiederklang:

»Ich war mehrmals vor Deiner Thür, Christian, immer aber fand ich sie verschlossen. Hast Du denn mich und Dein Versprechen ganz vergessen?«

Ein wilder Schmerz zerriß Günthers Brust und entstellte für Momente sein Antlitz. Gutmüthig aber reichte er dem Mädchen beide Hände und sagte:

»Verzeihung, lieb' Doris, Verzeihung! – Nein, holdes, süßes Kind, vergessen hab' ich Dich nicht, wahrhaftig nicht! Wie wäre das auch möglich! – Wem Dein sanftes Auge mit nur Einem Blicke gesagt hat, daß Dein Herz für ihn schlägt, der kann Dich nie, nie wieder vergessen! – Aber wir Männer haben Beschäftigungen, die uns ganz in Beschlag nehmen; wir haben mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen, die uns ärgerlich machen; wir müssen den Aerger wieder los zu werden suchen, und dazu bedarf es lauter, oft recht wilder Zerstreung, und so, meine kleine, herzliche Doris, so wird man ungerecht selbst gegen die, welche uns mit Wohlthaten überschütten! – Kannst Du mir verzeihen, Doris? Willst Du mich durch Deine Liebe wieder beglücken?«

Das Mädchen hing schon mit heißen Lippen an dem Munde des Schmeichlers. Günther drückte sie fest an sich und gab ihr hundert süße Namen. Er dachte in diesem Moment an nichts Anderes; er war selig im Genuß eines Augenblickes, den der gnädige Himmel wie einen lichten Stern in sein von dunkelm Gewölk umzogenes Leben fallen ließ. Bald aber entrang sich Doris seiner Umarmung wieder, setzte sich neben ihn und drückte beide Hände gegen ihre Brust.

»Du seufzest? Was ist Dir, Geliebte?«

»Du nennst mich so innig Geliebte,« versetzte Doris.

»Bin ich es Dir auch wirklich?«

»So gewiß der Mond mein Haar mit Silber bestreut! –«

»Still!« fiel mit angstvoller Miene das hübsche Mädchen ihm ins Wort. »Schwöre nicht! Rufe das Unglück nicht auf Dich herab! – Daß Du mich liebst ; weiß ich, ich fürchte nur –«

»Was, Du Engelgleiche?«

»Daß Du auch andere Mädchen mit gleicher Liebe umfängst.«

»Wie kommst Du auf diesen Gedanken?« fragte offenbar verstimmt und in sehr kühlem Tone der junge Poet.

»Wenn Du mir die Versicherung gibst, daß Du nur mich, mich ganz allein liebst, Christian, und daß Du Dein Wort, das ich hundert Mal von Dir hörte, halten willst, dann glaube ich Dir mehr als jedem Andern, mehr selbst, als dem gedruckten Wort.«

Günther sah das Mädchen mit seinen flammenden Augen groß an.

»Dem gedruckten Wort?« sagte er. »Was soll das heißen?«

Mit von Thränen halb erstickter Stimme sprach Doris:

»Man hat mir gesagt, Du ließest die herzbrechendsten Verse drucken an mehr als ein junges Mädchen, und allen diesen Leichtgläubigen habest Du so wie mir Liebe geschworen. Ich wollte es nicht glauben, da –«

»Nun? Was das?«

»Da hat mir meine alte Großmutter,« fuhr Doris fort, »diese Blätter hier gegeben, und ich bin vor Angst fast in die Erde gesunken.«

Das arme Kind vermochte nicht weiter zu sprechen. Sie zog einige gedruckte Blätter aus ihrem Busen und legte sie auf den Tisch. Die schwarzen Lettern zitterten wie Augen tückischer Dämonen im ungewissen Licht des Mondes.

Günther ging bewegt und fast erzürnt durch's Zimmer. Dann trat er vor die still Schluchzende und sagte:

»Doris!«

Das Mädchen blickte durch Thränen lächelnd zu ihm auf.

»Hab' ich Dir nicht gesagt,« fuhr der Poet fort, »daß ich zuweilen Verse mache? Hab' ich Dir nicht selbst zwei Arien, die Deinen Namen tragen, heimlich zugesteckt? Bist Du in diesen, meinem Herzen entsprossenen Liedern nicht verherrlicht, wie es nur je ein geliebtes Mädchen von einem Manne in Wort und Bild werden kann? Sag', sprech' ich wahr, oder nicht?«

Doris legte ihr Haupt an seine Brust und umklammerte ihn mit beiden Armen. Du bist gut, ich weiß es,« sprach sie, »und Du hattest mich auch lieb.«

Günther löste ihre Arme und trat zurück, daß der volle Schein des Mondes seine bleichen Gesichtszüge traf.

»Was ich Dir, nur Dir im Liede sagte, was mein Herz mir vorsang, das brauchte die Welt nicht zu erfahren,« fuhr er fort. »Aber in diesem wunderlichen Herzen, das

mir schon so viele Qualen verursacht hat, leben auch andere Gelüste, durch meinen Kopf schwirren unreine Gedanken, wie Fledermäuse im abendlichen Zwielflicht. Diese Gelüste und Gedanken muß ich ausreißen wie Unkraut, damit sie den reinen Fruchtboden meiner Seele, in dem meine Liebe zu Dir wurzelt, wächst, blüht und Früchte tragen soll, nicht überwuchern. So oft ich als Gärtner meines Seelengartens mich diesem Geschäfte hingebe, entstehen jene profanen Gedichte, die ich heute an Eleonore, morgen an Phyllis, ein drittes Mal an Magdalis u. s. w. richte. Diese Mädchen, welche ich besinge, sind nur Geschöpfe meiner Einbildungskraft, die Lieder, die ich ihnen schenke, sind blendende Funken, die aus dem Schacht meiner Seele auflodern, wenn ich daran hämmere und feile, um mir einen Harnisch zu schmieden, auf dem ich die falschen Streiche der schlechten Welt auffangen kann. Wer Dir einreden will, daß ich, dieser verliebten Arien wegen, Dir untreu geworden sei, der versündigt sich wahrlich an uns Beiden! Um dies zu thun, muß man schlecht oder dumm sein. Dies meine Antwort.«

Günther war heftig geworden. Doris, ein weiches Gemüth, gutherzig, hingebend, natürlich, ein Mädchen, wie es deren Hunderte gibt, hing an dem Munde des Geliebten und verschlang die Worte, die er in einem Zorne hervorsprudelte, welcher der Begeisterung verwandt

war, das Verständniß derselben blieb ihr aber verschlossen. Sie bewunderte den Mann, der ihr so betheuert hatte, er liebe sie, und bewundernd beugte sich ihre Liebe vor ihm in stiller, gläubiger Demuth.

Geräuschlos nahm Doris die Papiere wieder vom Tische, faltete sie zusammen und wollte sie zu sich stecken.

Günther entriß sie ihr heftig.

»Was?« rief er aus. »Schlangen an Deinen Busen nähren, damit sie Dir fort und fort Verleumdungen zuflüstern? Sie sollen nicht mehr existiren! In alle Winde, denen sie gehören, zu den Geistern der Luft, die sie geboren haben, verbanne, verfluche ich sie!«

Ehe Doris es hindern konnte, hatte Günther die Blätter in kleine Stücke zerrissen. Jetzt öffnete er das Fenster und warf sie in die Luft, die sie rasch nach allen Seiten hin über die Dächer verstreute.

»Vergieb mir, Christian,« flehte das liebende Mädchen, beide Hände zu dem Erregten emporhebend. »Ich bin ja nur eines armen Handwerkers Kind, und weiß wenig von der Welt. Von heute an gelobe ich Dir feierlich, nur Dir zu glauben, nur auf Deine Worte zu hören! Du hast mich vollkommen überzeugt und ich bitte Dir gern mein Unrecht ab. Aber meiner alten Großmutter muß Du auch gut bleiben, Christian! Sie meint es besser mit Dir als viele Andere. Darum ist sie ängstlich, und da Du so ewig lange in den Ferien bliebst und auch gar nicht mehr schriebst, begann sie zu zweifeln. Nun brachte ihr eine Nachbarin die bösen Blätter, und seitdem war ich unglücklich, o, Christian, ich kann Dir nicht sagen, wie

namenlos unglücklich ich war! Aber jetzt ist mir wieder wohl. Du liebst mich ja, Du hast mich immer geliebt und hier an Deinem Herzen ist mein Himmel!«

Sie umschlang mit Leidenschaft den Geliebten, und Günther war nicht im Stande, ein zweites Mal das süße Geschöpf von sich zu stoßen. Er zog sie an sein Herz, bedeckte Mund und Augen mit leidenschaftlichen Küssen, und vergaß bei dem heitern Gepländer der Geliebten alle die trüben Gedanken, die ihn fast unablässig quälten und ihn schon Tage lang zu keinem Entschluß kommen ließen.

Der helle Klang einer Glocke scheuchte endlich Doris aus dem beseligenden Rausche ihres Liebesglückes auf.

»Neun! Schon neun!« rief sie aufspringend und ihr rosiges Gesicht wieder mit dem Schleier verhüllend. »Ich muß eilen, theurer Mann, sonst läßt mich die Großmutter nicht wieder Abends ausgehen. – Ich hintergehe die Gute Deinetwegen, Christian! Ist das wohl recht? – Schon mach' ich mir Vorwürfe deshalb, aber ich tröste mich wieder, weil ich es aus Liebe zu Dir thue. Hintergehe nur Du mich nicht, mein Christian! Mein Herz, mein Leben, mein Gott auf Erden!«

Sie umarmte den Heißgeliebten noch einmal und schlüpfte dann ungesehen von der Hauswirthin, die in der Küche eingeknickt war, durch die nur angelehnte Thür des Vorsaales, um alsogleich in den finstern Schacht des Treppenhauses hinabzutauchen.

Günther kehrte wie ein Träumender zurück in sein Zimmer. Es überfiel ihn eine Angst, ein Weh, wie noch

nie, und dieses Weh klammerte sich immer fester um sein Herz, je weniger es ihm gelingen wollte, die liebliche Mädchengestalt, deren blondes Lockenköpfchen so eben noch an seiner Brust geruht hatte, aus seinem Gesichtskreise verschwinden zu lassen. Die letzten Tage waren so aufregend für ihn gewesen, daß er sich fast krank fühlte. Tausend verworrene Bilder gaukelten vor seiner Seele, flogen selbst am hellen Tage wie irre Schatten an seinem Auge vorüber. Und nun gesellte sich diesem quälerischen Geisterzuge, der aus der Gruft seiner Gedanken, aus neuer und alter Vergangenheit aufstieg, noch das liebliche Gesicht der kleinen Doris zu mit dem Perlenschmuck ihrer Thränen! Daß dies gute Kind, das er schon im Sommer des vergangenen Jahres kennengelernt hatte, ihm so schweres Leid aus Liebe bereiten werde, daran hatte Günther nie gedacht.

Rathlos sank der leidenschaftliche Mann am Fenster auf einen Stuhl und richtete seine Blicke auf den Mond, der still seine Bahn wandelte.

»Es ist zum Verzweifeln!« rief er einmal über das andere aus, ohne irgendwo Rettung für sich entdecken zu können.

»Wenn ich es dem lieben Kinde doch klar machen könnte,« fuhr er in leisem Selbstgespräche fort, »daß ihr an meiner Seite kein Glück blüht! Zwischen uns war immer nur von Liebe die Rede, wie stets zwischen Mann und Weib, wenn die Herzen sich verstehen. – Aber solch ein Mädchen denkt gleich an's Heirathen, sobald ein Mann unter weichem Händedruck Küsse mit ihr tauscht.

– Ich und heirathen! – Ha, ha, ha, ha! Toller Gedanke! – Ich könnte mir eben so gut vornehmen, auf dem Kopfe gehen oder ein Heiliger nach neuestem Zuschnitte werden zu wollen! – Nein, eher zu Grunde gehen, eher verwildern, eher Schmach und Fluch auf sich häufen, daß man Berge daraus formen kann, als ein Weib nehmen! – Und welch ein Weib! – Doris ist lieb, süß, göttlich zum Lieben, mit ihr leben aber? – Auf die Galeere geschmiedet zu lebenslänglicher Strafarbeit, würde ich immer noch weniger unglücklich sein! . . . «

Er stand wieder auf und ging ein paarmal durch das kleine monderhellte Zimmer.

»Dennoch muß ich für das herzige Wesen sorgen,« fuhr er fort. »Ich will sie nicht hilflos verlassen, nicht zum schuftigen Verbrecher an ihr werden . . . Ich muß sehen, daß ich sie auf anständige Weise unterbringe. Aber wie und wo? Meine Verbindungen reichen nicht weit, und wer kümmert sich um ein armes Mädchen, auch wenn es talentvoll ist und liebenswürdig, bescheiden und arbeitsam, wenn ich es empfehle?«

Günther starrte wieder trostlos den Himmel an und das alte qualvolle Weh schnürte ihm die Brust von Neuem zusammen.

»Mein Ruf macht mich schlechter, als ich bin,« murmelte er mit zusammengebissenen Zähnen. »Ich gelte für einen Libertin, für einen Wüstling, für einen Menschen ohne Grundsätze! – Man wirft mir Leichtsinn, Unbeständigkeit, Mangel an Fleiß vor! Und doch bin ich nicht schlecht; doch arbeite ich rastlos an und in mir, und mein

Geist sieht ein hohes glänzendes Ziel vor sich! ... Aber bei alledem haben die Leute wieder Recht. Ich muß ihnen in einem falschen Lichte erscheinen, denn der Schein spricht gegen mich ... Und es ist seltsam, ich muß die widersprechendsten, mir nachtheiligsten Dinge thun wider meinen Willen! ... Ein schadenfroher Dämon lacht in mir und zerrt an meinem Herzen, bis ich mich ihm hingebe und seine eigene fratzenhafte Gestalt annehme, um in dieser mir doch fremden Hülle vor der achselzuckenden, spliterrichtenden Welt Purzelbäume zu schießen und Narrenstreiche auszuüben! ... Ist das Besessenheit? ... Warum habe ich nicht Macht über mich, den Dämon in mir zu bändigen? – Ach, da liegt's, da liegt's! Hier, wo die kindfromme Liebe sich ein Nest bauen soll, um die aufkeimenden Blüthen eines dem Guten und Schönen zustrebenden Gedankenlebens zu pflegen, da erstreckt sich in mir eine öde grauenvolle Wüste! Ich kann meine Eltern nicht mehr lieben! ... Ein entsetzlicheres Unglück gibt es nicht ... Der Schmerz, den ich um diesen Verlust der Kindesliebe in mir herumschleppe, macht mich zum Spielball der Leidenschaften! ... Ich finde nirgend Ruhe, nirgend Trost, nur wenn ich ein Lied aus dem tiefsten Schacht meiner Seele hervorzaubere und es hinaus schreien kann in die Welt, wird mir auf Augenblicke leicht und wohl. Der Schmerz, nicht das Glück macht mich zum Poeten! ... «

»Wie, Günther, bist Du ein Mann und so kleingläubig, so schwach?« rief er sich jetzt wieder ermuthigend zu. »Nur wer sich selbst aufgibt, ist verloren, und ich will

nicht verloren sein, nicht dem Leben, nicht der Dichtung! Morgen schreibe ich dem Vater. Paul hat meinen Brief gebilligt, nur einige Ausdrücke wünscht er noch darin geändert. Es fällt mir schwer, dies zu thun, aber ich will mich ihm doch fügen. Paul soll auch von meinem Verhältniß zu Doris unterrichtet werden. Vielleicht weiß er für diese Arme Rath. Er hat einen Freund, sagte er mir, der mich kennen lernen will. Woldemar soll mild, wohlthätig, ein solider Mann und wohlhabend dabei sein. Könnte dieser schlesische Gutsbesitzer Doris nicht ein Unterkommen verschaffen? – Ich glaube, das würde sich thun lassen, wenn nur der kleine, liebe Eigensinn nicht selbst einem solchen Arrangement sich widersetzt. – Sei's, wie's sei, es muß versucht werden! Und jetzt hinaus in die kühle, stille Nacht! Im fallenden Thau, im Nebeldunst, den der Mond über Wald und Wiesen breitet, um das Spiel der leicht gegliederten Eler dem profanen Pöbelauge zu verbergen, wird mein Kopf wieder klar, mein Herz ruhig werden. Und morgen, morgen besuche ich den Freund, damit er mich dem Gutsbesitzer vorstelle!«

Eben so leise, wie kurz zuvor Doris die Treppe hinabgestiegen war, glitt jetzt auch der ruhelose Dichter die finstere Stiege hinunter und verschwand alsbald im Schatten der hochgegiebelten Häuser.

ACHTES KAPITEL. WOLDEMAR'S MISSION.

Wiederholten Unterredungen Paul's von Podelwitz mit seinem Freunde war es gelungen, diesen zur Entwerfung einer Epistel an seinen Vater zu veranlassen. Obwohl Günther nur widerstrebend darauf einging, mußte er doch den Gründen Paul's beipflichten, und je länger er über seine Lage nachdachte, desto mehr drängte sich ihm die Ueberzeugung auf, daß es so nicht lange mehr fortgehen könne ohne Schaden für ihn selbst. Die schiefe Stellung, in die er zu seinen Aeltern gerathen war durch leidenschaftliche Hingabe an eine Lebensrichtung, welche außer ihm selbst kaum irgend ein Anderer begriff, mußte, hielt er eigensinnig daran fest, zu einem unheilbaren Bruche führen. Seine besonneneren Freunde, unter denen Paul von Podelwitz der liebevollste und theilnehmendste war, weil ihm mehr als allen Uebrigen die seltene Begabung Günthers imponirte und fesselte, sann daher auf Mittel, den excentrischen Sohn dem allzupedantischen Vater zu versöhnen, und so kam es wenigstens gedanklich wirklich zu jenem Compromiß, welchen Gotthold dem Freunde in Vorschlag gebracht hatte.

Günthers Brief an seinen Vater war ein diplomatisches Meisterstück. Er enthielt die bündigsten Versicherungen, die beruhigendsten Zusagen, die Form aber, in der diese gegeben wurden, war eine so dehnbare, daß sie sich beliebig deuten ließ. Paul genügte dies freilich nicht, er mußte sich jedoch fügen, da Günther sich zu mehr durchaus nicht verstehen wollte. Es ward doch Zeit gewonnen,

und Paul hoffte noch immer, sein eigener Einfluß auf den Freund werde diesen doch noch umstimmen. Größtes Gewicht legte er auf die Hindeutung Günthers, daß er damit umgehe, in die Dienste eines einflußreichen Cavaliers zu treten, der sich unter seinen Standesgenossen durch seltene Religiosität auszeichne. Der Name dieses Cavaliers war in dem Briefe absichtlich nicht genannt, um den Grafen nicht zu compromittiren; denn Paul's Wünsche hinsichtlich seines poetischen Freundes konnten eben so gut nur fromme Wünsche bleiben, als in Erfüllung gehen, Was die Fortsetzung des Studiums der Medicin betraf, die Günthers Vater energisch von dem Sohne verlangte, wenn er auf fernere Unterstützung von ihm rechnen wolle, so wurde auch diese zugesagt, nur behielt der junge Poet sich vor, statt der Praxis die Theorie wählen zu dürfen, weil, wie er glaube, ihm für jene das erforderliche Talent mangle. Um die Theorie aber mit größerem Eifer treiben und wo möglich, später selbst als Lehrer auftreten zu können, habe er sich gerade entschlossen, ein paar Jahre in abhängiger Stellung zu leben, Weltkenntnisse in dieser einzusammeln und sich die nöthigen Mittel zu späterer Promotion zu erwerben.

Es war Günther mit Hilfe des erprobten Freundes gelungen, dies Alles dem Vater ganz leidenschaftslos auseinander zu setzen. Die Vorwürfe und harten, ja lieblos klingenden Ausdrücke im Schreiben des Vaters wurden klugerweise gar nicht berührt. Der Sohn reichte dem Vater in fügsamster Stimmung die Hand, und diese Stimmung schon konnte für Gehorsam gelten. Es kam jetzt

ganz auf den Vater an, ob er dem willig scheinenden Sohne auf halbem Wege in gleicher Weise entgegen kommen wollte. Geschah dies, so war das naturgemäße Verhältniß zwischen Vater und Kind wieder hergestellt, zeigte sich aber der Vater hartnäckig und starrsinnig, so fiel alle Schuld unkluger Weigerung ganz allein auf ihn zurück. Dem Sohne konnte dann von keiner Seite wegen eigensinnigen Beharrens auf seinen Ansichten ein Vorwurf gemacht werden.

Paul hatte dies Schreiben, an dem er noch immer hie und da ein Wort änderte, um ja keinen Anstoß zu geben, Woldemar mitgetheilt, und diesen überhaupt vollständig in die Verhältnisse Günthers eingeweiht.

Beide junge Edelleute saßen jetzt wieder beisammen und warteten auf Günther, der in ihrer Gegenwart den Brief schließen und adressiren wollte.

Es verging aber eine halbe Stunde nach der andern und der Erwartete ließ sich noch immer nicht blicken.

»Das ist so seine Art,« sprach Paul, der nun doch unruhig ward. »Die ganze Angelegenheit verdrießt ihn; er ist innerlich ärgerlich darüber und deshalb läßt er sie bei Seite liegen. Statt mitten in einen Kampf hineinzuspringen, dem man nicht entgehen kann, schleicht er darum herum, um irgendwo einen Ausweg zu entdecken. Das ist eine Charakterschwäche, wie mir scheint, der meisten poetischen Naturen. Obwohl sie alle nur aus der Aufregung Nahrung saugen für ihr geistiges Schaffen, fliehen sie doch gern jede von Außen kommende Aufregung.«

»Vor einigen Wochen hätte ich mir nicht träumen lassen, daß ich aus meiner ländlichen Zurückgezogenheit in die Welt treten sollte, um eine Art von Vermittler zu werden,« erwiderte Woldemar von Raschau. »Ich weiß auch nicht, ob ich Recht daran thue.«

»Quäle Dich deshalb nicht, Du thust Recht, denn Du willst, wie ich ja auch, Gutes stiften.«

»Günther hat mich so sehr für sich eingenommen, daß ich diesen an sich so unbedeutenden Dienst ihm sehr gern leiste. Ich bin begierig, ob sein Vater denselben Eindruck auf mich machen wird. Du kennst ihn?«

»Nein, ich sah ihn nie. Daß er nicht in liebenswürdiger Gestalt vor meinem Auge steht, kannst Du Dir denken.«

»Was beginne ich denn, wenn der gestrenge Herr Doctor mich unfreundlich empfängt? Fast nöthigt mich die Rolle, die ich freiwillig übernehme, dazu, mich nöthigenfalls auch für Günthers Paladin zu erklären.«

»Sie werden sich für solchen Freundschaftsdienst den Dank eines recht armen Mannes verdienen,« fiel Günther ein, welcher, die Thür öffnend, die letzte Aeüßerung von Raschau's noch hörte. »Sie wissen jetzt, wie ich bin, wie ich denke, was ich wünsche, hoffe, fürchte, und ich, habe Ihnen nichts weiter an's Herz zu legen, als mein eigenes banges Herz. – Grüß' Gott, Paul. Wo hast Du den Brief?«

Paul reichte dem Freunde das mit großer Vorsicht abgefaßte Schreiben. Günther warf kaum einen Blick darauf; er couvertirte es, siegelte und schrieb die Adresse. Dann reichte er den Brief seinem neuen Bekannten.

»Hier, Herr von Raschau, hier lege ich vertrauensvoll das Schicksal meiner Zukunft in Ihre Hände,« sprach er sinnend. »Uebergeben Sie, wie Sie mir versprochen haben, dasselbe eigenhändig meinem Vater. Sagen Sie ihm, daß ich ihn herzlich grüßen lasse und auf ein mildes Wort von ihm sehnsüchtig warte, wie der Dürstende auf einen Tropfen kühlenden Wassers. Können Sie sonst noch etwas zu meinen Gunsten, zur Rechtfertigung meines bisherigen Wandels beifügen, so werde ich Ihnen auch dafür dankbar sein.«

Woldemar schüttelte dem heute weich gestimmten Poeten treuherzig die Hand. –

»Ich müßte nicht Ihr Landsmann sein,« versetzte er, »wenn ich Ihnen eine so geringfügige Bitte abschlagen wollte. Sie dürfen immer auf mich rechnen. Mein Haus steht Ihnen jederzeit offen, und wollen Sie nur zufrieden sein mit dem wenig anregenden Umgange eines praktischen Landmannes, der zwar auch einmal durch die Schule gelaufen ist, sich aber einen Eingeweihten der Wissenschaft nicht nennen kann, so werde ich es mir zu Ehre schätzen, Ihnen bei mir ein Asyl anzuweisen.«

»Versprechen Sie nicht zu viel, Herr von Raschau,« sagte mit schalkhaftem Augenzwicken Günther. »Ich könnte Sie beim Worte halten.«

»Thun Sie es, aber bald!«

»Gewiß und wahrhaftig! Sobald mein Vater mir wieder wohlwollend die Hand reicht.«

»Er soll und er wird es thun!«

Günther seufzte.

»Schon wieder kleingläubig?« sprach Paul.

»Nicht doch, Freund, mir fuhr nur ein Gedanke durch den Kopf.«

»Hast Du noch etwas auf dem Herzen, sprich es aus, Woldemar ist zu jedem Dienst bereit.«

»Sie haben mein Wort und das halte ich,« betheuerte von Raschau.

Günther war offenbar unschlüssig. Es beschäftigte ihn etwas, wovon die Freunde jedenfalls noch keine Kunde hatten.

»Nein, nein!« rief er plötzlich mit aufbrausender Heftigkeit. »Sie sind von Allem unterrichtet. Möge Ihre Mission Ihnen Segen, mir Ruhe und Glück bringen!«

Woldemar steckte den Brief zu sich und traf Anstalten, aufzubrechen.

»Wie ist's,« fragte Paul, ihn nochmals sanft bei Seite führend. »Willst Du nunmehr meinen Vetter aufsuchen?«

»Es ist seltsam, daß ich darüber zu keinem festen Entschlusse kommen kaun,« versetzte der Gutsbesitzer. »Ich bin doch sonst ziemlich resolut und weiß eigentlich immer, was ich will. So oft ich aber an den Grafen denke und mich ihm gegenüber sehe, befällt mich ein seltsames Gefühl von Bangigkeit, dessen ich nicht Herr werden kann, und so geb' ich den Entschluß jedesmal wieder auf, ohne doch den Wunsch nach einem Zusammentreffen mit diesem Manne in mir unterdrücken zu können. Oft schon habe ich mich gefragt, woher diese Mischung von Furcht und Sehnsucht wohl kommen könne, eine stichhaltige Antwort will mir aber niemals einfallen. Darum

lasse ich es auch jetzt noch unentschieden. Ich will mich einmal ganz und gar der Führung des Zufalls überlassen. Will dieser, daß ich Deinen Vetter kennen lernen soll, so wird es geschehen, und ich nehme dann an, daß diese Schickung für mich eine gute Vorbedeutung haben wird.«

»Wie abergläubisch!« versetzte Paul lächelnd. »Das heißt ja beinahe um die Gestaltung des Lebens loosen.«

»Nenn' es, wie Du willst,« sagte Woldemar, »das ganze Leben ist ein fortgesetztes Lotteriespiel. Wir würfeln und loosen ohn' Aufhören, bald um Kleines, bald um Großes, weshalb ich es eigentlich ganz zweckmäßig fände, wenn man sich kurzweg entschlösse, bei jedem wichtigen Vorhaben die Entscheidung durch das Loos zu wählen.«

»Welch ein wunderlicher Einfall!« rief Paul aus. Da hörte ja alle freie Entschließung auf. Kein Mensch hätte mehr einen bestimmten Willen, sondern wir stellten Alles einer unklaren Macht anheim.«

»Oder dem Willen Gottes,« meinte Woldemar.

»Ich möchte wohl wissen, was mein frommer Vetter dazu sagte. Vergiß doch nicht, das Gespräch darauf zu bringen, wenn der Zufall, also nach Deiner Ansicht das vom Schicksal Dir bestimmte Loos Dich mit ihm zusammenführt. Was sagst Du zu dieser neuen Lehre vom Schicksal, Christian?«

»Ich würde mich schwer dazu bekennen,« erwiderte dieser.

»Warum?« fragte Woldemar.

»Weil ich zu stolz auf die Kraft bin, die wir Geist nennen, nur sie in einen Glückstopf zu bannen, diesen gegen

einen beliebigen Gegenstand zu schleudern, und dann nachzusehen, ob die eingesperrt gewesene Kraft mit oder ohne Besinnung sich aus den Scherben losringt. Meinem Geschmacke behagt diese Ansicht nicht.«

»Und wenn Ihr geistiger Stolz Sie irre führt?« warf Woldemar ein.

»Im Großen irren und d’rin zu Grunde gehen, ist göttlich!«

»Damit ließen sich selbst Verbrechen beschönigen.«

»Gewiß, nur müßte der Verbrecher ein Mensch sein, der im Streben nach dem Großen verbrecherische Wege wandelte. Wer sich immer gängeln läßt, sei’s von der göttlichen Gnade, sei’s vom Zufall, der hat das eigene Leben sich jedenfalls auch dann nicht zum Verdienst anzurechnen, wenn es sich musterhaft gestaltet.«

»Nun, fiel Woldemar ein, »wir wollen diese Frage einstweilen offen lassen und sie alle Drei in weitere Ueberlegung ziehen. Wahrscheinlich haben wir oft genug noch Gelegenheit, darüber nachzudenken. Wenn wir uns binnen Jahresfrist wieder sehen, wollen wir unsere inzwischen gemachten Erfahrungen uns mittheilen und dann abermals unsere Meinungen über dies Thema austauschen.«

»Topp!« sprach Paul, »ich bin dabei.«

»Und ich,« fügte Günther hinzu, indem ein trüber Schatten über seine Züge glitt, »wenn ich dann noch lebe!«

Woldemar gab dem Poeten nochmals die Versicherung, daß er seines Auftrages sich möglichst rasch entledigen

werde und nöthigte Paul das Versprechen ab, sich ohne Scheu zu jeder Zeit an ihn zu wenden, wenn er glaube, daß ein praktischer Mann unter Umständen zehn Philosophen aufwiege.

NEUNTES KAPITEL. DER ZUFALL SIEGT.

Ein starkes Gewitter zog quer durch das Land, Regengüsse und Hagelschauer über Wiesen und Saathfelder ausschüttend. Schon brach die Sonne wieder durch das zerreiße Gewölk, da spaltete nochmals ein greller Blitz die finsterste Wolke und fuhr in eine der höchsten Tannen, die auch sogleich flammend aufloderte. Kaum zehn Schritte von dem brennenden Baume entfernt stand ein hölzernes Haus mit Strohbedachung. Es war nicht groß, offenbar in der Eile erbaut, und rund herum lag alles Land noch wüst. Baumstümpfe, über welche hohes Farrenkraut emporwucherte und eine Menge blaugrauer Granittrümmer bedeckten die eben erst gelichtete Stelle im Walde. Der heftige Wind trieb einen Schauer harziger Funken über das einsame Waldhaus, aus dem jetzt die Bewohner traten, um in geschäftiger Eile Wasser aus einer nahen Cisterne zu schöpfen und die niederfallenden Funken durch Begießen des Strohdaches unschädlich zu machen. Bald gesellten sich noch einige andere Leute zu den fleißigen Arbeitern, und als der vom Blitz entzündete Stamm fast zur Hälfte niedergebrannt war, umstand ein Trupp Männer und Frauen die neue Ansiedlung.

»Lasset uns niederfallen vor dem Throne des Allmächtigen und ihm danken für seine Gnade, die uns gerettet hat aus Gefahr und Noth!« sprach der Zimmermann David, welcher zuerst das bedrohte Haus verlassen hatte. Zugleich beugte er seine Kniee, entblößte sein Haupt, faltete die Hände und begann laut zu beten. Alle Uebrigen folgten seinem Beispiele. Die Sonne brach durch die verfliegenden Wolken, goß blitzendes Gold durch den Wald und baute gerade über die Stelle, wo jetzt die kleine Gemeinde kniete und einen Lobgesang anstimmte, einen glänzenden Regenbogen, welcher wie eine Glorie Haus und Lichtung umspannte. Noch rauchte der glimmende Baum, die frommen Beter aber ließen sich nicht weiter in ihrer Andacht stören. Zugleich mit dem Rauche trieb der Wind die Töne ihres Gesanges nordwärts der Straße zu, die in geringer Entfernung vorüberführte.

Ein Reiter, welcher des Weges zog, hatte von fern den Blitz herabzüngeln und die Flammen hoch auflodern sehen. Er gab seinem Pferde die Sporen, um den Ort möglichst schnell zu ereilen, wo der Blitz eingeschlagen hatte. Als er aber die Flamme in sehr kurzer Zeit verschwinden sah und gleich darauf den Gesang vernahm, zügelte er sein Roß und lauschte den seltsamen Tönen.

»Sieh da!« rief er halb bestürzt und halb erfreut aus, »da bin ich doch wohl fehl geritten! Richtig! Da drüben zur Rechten liegt Berthelsdorf! Die niedrig ziehenden Wolken haben es mir verhüllt. Das da wird vermuthlich der Hutberg sein, und da gerade vor mir ist unbedingt die Ansiedlung der Exulanten aus Mähren, mit denen ich

vor einigen Wochen schon einmal zusammentraf. Abermals eine Schickung, die ich dem Zufall verdanke! Ich will darin eine Bestimmung erblicken und mir ein zweites Mal die mährischen Fremdlinge etwas genauer ansehen. Ob sie mich wohl wieder erkennen werden?«

Woldemar von Raschau trabte vorsichtig die steinige Straße entlang. Er hatte sich in Dresden nicht aufgehalten, da er in Erfahrung brachte, daß der einzige Mann, welcher ihn in der glänzenden Residenz interessirte, noch immer auf seinen Gütern sei, auch der Zufall, dem er sich zu fügen entschlossen war, ihm davon abrieth. Auch in Löbau, wo er kurze Zeit verweilte, erhielt er die nämliche Auskunft, nur wußte man dort nicht, ob der Graf auf dem Schlosse in Großhenndorf oder in Berthelsdorf lebe. Woldemar verließ die alte Sechsstadt gerade dieser unsichern Nachricht wegen halb und halb mit dem Gedanken, durch Berthelsdorf zu reiten, wenn er, ohne fragen zu müssen, von selbst den Weg dahin finde. Das Gewitter und der Donnerschlag mit dem zündenden Strahle ließ ihn diesen Weg verfehlen und brachte ihn unmittelbar wieder an den Ort der neuen Ansiedlung, die ihn doch die ganze Zeit her mehr als er sich selbst gestehen wollte, beschäftigt hatte.

Wie er eben sein Roß um die Waldecke lenkte und die Schaar der Exulanten, die ihren Lobgesang beendet hatten, ihm zu Gesichte kam, gewahrte er eine Jagdchaise von links her durch die Lichtung brechen. Auch für sie schien das schmucklose Haus am Waldsaume der Zielpunkt zu sein. Reiter und Wagen trafen fast gleichzeitig

bei der Ansiedlung ein. Woldemar sah, daß drei Personen in dem leichten Wagen saßen, zwei im Fond, einer auf dem Rücksitze, und er konnte keine Sekunde im Zweifel bleiben, daß der Eine dieser Insassen ein Geistlicher sein müsse.

Ehe Woldemar noch Zeit fand, einen der Männer anzureden, die sich alle gefaßt und ernst hielten, gingen die Meisten derselben entblößten Hauptes dem jetzt nur Schritt fahrenden Wagen entgegen. Dieser machte Halt, eine feine weiße Hand grüßte den alten Zimmermann David, welcher den Uebrigen vorausschritt, und nachdem die drei Männer den Wagen verlassen hatten, ließ der Vornehmste derselben es geschehen, daß David Hand in Hand mit ihm gerade auf das Haus zuschritt. Die beiden Andern, der Prediger und ein schlichter Landmann, folgten diesem Paare auf dem Fuße.

Woldemar schwang sich aus dem Sattel und fragte ein junges Mädchen, das ihre klaren Augen neugierig ihm zukehrte, ob er für sein Thier wohl etwas Heu und Wasser bekommen könne? Die Antwort lautete bejahend, doch überhörte sie der schlesische Gutsbesitzer beinahe, denn inzwischen waren die Männer aus dem Wagen vollends herangekommen und David nöthigte sie mit den Worten in's Haus:

»Treten Sie ein, Herr Graf, im Namen des Heilandes, in die Hütte, die uns die Hand des Herrn erbauen ließ, Ihm zu Ehren und als ein Zeugniß von Ew. gräflichen Gnaden Liebe zum Herrn.«

»Weidet seine Schafe!« sagte mit milder Stimme der so Angeredete, indem er mit seiner fast frauenhaft weißen Hand eine abwehrende Bewegung machte. »Ich habe kein anderes Verdienst, als daß der Herr mich würdig achtete, ein Werkzeug zu werden in seiner Hand, um zu verkündigen seinen Ruhm durch alle Lande!«

»Wer ist der Herr?« wandte sich Woldemar fragend zu dem jungen Mädchen, das mit einem Arm voll Heu schon wieder zu ihm trat.

»Kennt der Herr nicht den großmüthigen Beschützer aller Verfolgten?« versetzte die Gefragte. »Der Herr Graf von Zinzendorf mit dem Herrn Pastor Rothe kommt allabendlich auf die Ansiedlung, um sich mit unsern Aeltesten über wichtige Dinge zu unterhalten.«

»Und der Landmann?«

»Ein neuer Bruder aus Mähren, der hart geprüfte Nitzschmann,« gab das Mädchen zur Antwort, machte einen Knicks und trat zu den Uebrigen, die jetzt den Baum umstanden, um die Spuren des Blitzstrahles und dessen Verwüstungen zu betrachten.

Woldemar machte sein Pferd frei vom Gebiß, schlang den Zügel um den Ast eines nahen Baumes, der seiner Krone beraubt war, und richtete seine Blicke fest auf das unscheinbare, roh gezimmerte Haus, welches der Graf mit seinen Begleitern und einigen der Ausiedler betreten hatte. Er war unschlüssig, ob er die Bekanntschaft des Mannes, der so viel von sich reden machte, suchen oder ihn unbeachtet lassen sollte.

»Ich will es darauf ankommen lassen,« sagte er, auf einem Steinblocke Platz nehmend, der neben der rohen Umzäunung des Hauses lag. Während sein Pferd das ihm vorgeworfene Futter verzehrte, zog ein Sturm von Gedanken durch Woldemars Seele. Er achtete nicht auf die Zeit und hätte wohl noch lange so gesessen, wenn nicht die Stimme des Grafen abermals zu ihm gedrungen wäre.

Graf von Zinzendorf schritt zwischen dem Geistlichen und David aus dem Hause. Alle drei Männer gingen unbedeckten Hauptes. Woldemar sah jetzt erst deutlich die Gesichtszüge des Grafen. Sie trugen den Stempel einer unendlichen Milde, gepaart mit unerschütterlicher Glaubensfestigkeit. Braune Haare, schlicht gescheitelt, umgaben die hohe klare Stirn des noch sehr jungen Mannes und schmiegt sich in Locken um die fast weiblichen Formen seines Gesichts, und wie der Graf jetzt seinen Blick auf den zerschmetterten und halb niedergebrannten Tannenbaum richtete, fühlte sich Woldemar gedrungen, aufzustehen, und diese edle, in ihrer Einfachheit imponirende Erscheinung durch eine stumme Verbeugung zu begrüßen. In diesem Augenblicke glaubte Herr von Raschau einen Apostel zu erblicken, einen jener gotterfüllten Männer, die sich dem Sohne des jüdischen Zimmermannes anschlossen, um jenes Reich auf Erden gründen zu helfen, das doch nicht von dieser Welt ist.

Der Graf erwiderte die Begrüßung des Fremden nicht nur auf die freundlichste Weise, er trat auch sogleich auf ihn zu und redete ihn an.

»Sie haben ein böses Wetter zu überstehen gehabt, wenn Sie, wie ich vermuthe, vom Todten herab über die freiliegenden Felder gekommen sind.«

»So ist es, Herr Graf,« versetzte Woldemar, »doch bin ich von dem Gewitter wenig incommodirt worden. Es zog sich mehr nach den Waldungen, wo es denn zuletzt auch zündete. Die auflodernde Flamme hat mich hierhergeführt.«

»Sehr brav. Sie wollten helfen, retten, wenn es nöthig gewesen wäre. Ich danke Ihnen für diese theilnehmende Gesinnung im Namen derer, welchen dieselbe galt.«

»Wie ich vermuthe, sind diese Leute jene Ansiedler aus Mähren, denen Sie, Herr Graf, Schutz und Unterstützung gewährten.«

»Sagen Sie lieber, es sind fromme Lämmer, die er auf meine Fluren weiden schickte,« sprach Zinzendorf, indem sein Auge einen Blick innigen Dankes gen Himmel sandte. »Kommen Sie aus der Residenz?« setzte er hinzu.

»Ich bin durchgereis't.«

»Das bedaure ich Sie hätten einige Tage dort verweilen müssen, um zu hören, daß nicht alle Menschen mein Thun billigen.«

»Gute und edle Thaten sind von jeher verkannt worden.«

»Still, still! Sprechen wir nicht davon. Freilich, ich will das Gute, aber wir bleiben doch Alle in des Herrn Hand gegeben, so daß seine Gnade aus uns machen kann, was Er will und was Er allein für gut hält.«

»Ich darf kaum daran zweifeln,« sagte Woldemar, »denn ich habe das Glück dieses Zusammentreffens wohl nur einer höhern Hand zu danken.«

»Wünschten Sie nicht diesen Ort zu berühren?«

»In meinem Plane lag es nicht. Ich wollte eigentlich nach Berthelsdorf, um daselbst bis morgen zu rasten und alsdann über Bernstadt die gerade Straße nach Görlitz einzuschlagen. Das Gewitter aber und der zündende Blitz

—«

»Boten Gottes!« fiel der Graf ein, abermals mit glaubensfrommem Auge zum Himmel blickend, »Engel, die der Herr denen, so er liebt hat, zu unsichtbaren Begleitern gibt! Sehen Sie, lieber Rothe,« wandte er sich dem Geistlichen, einem blassen, ernsten Manne, zu, »abermals ein Beweis für unsere Ansicht! Es lebt kein Sterblicher, der nicht ein Loos wäre in der Hand des Herrn! Würden Sie mir wohl die Ehre erweisen, mein Gast zu sein,« fügte er darauf mit der gewinnenden Freundlichkeit des gewandten Weltmannes, gegen Woldemar gewandt, hinzu. »Berthelsdorf, »wo ich jetzt lebe, um, wenn meine armen Schützlinge meiner bedürfen, immer bei der Hand zu sein, liegt nur eine halbe Stunde seitwärts, dort, jenseit des Hutberges. Ich würde mich freuen, wenn ich – ja, wie nenne ich den Gottgeleiteten?«

»Woldemar von Raschau, Gutsbesitzer aus Schlesien,« fiel der Edelmann ein. »Mein Edelhof grenzt mit einer Besitzung derer von Reuß.«

»Sein Sie mir herzlich willkommen, Herr von Raschau,« erwiderte Zinzendorf, Woldemar jetzt seine Hand reichend. »Auf diese Weise sind wir gleichsam Nachbarn, das heißt Nachbarn im Geist. Der Herr jenes Gutes ist mir ein werther Freund, ein Bruder im Herrn. Also, Herr von Raschau, Sie sind für heute mein Gast, nicht wahr?«

Auch wenn Woldemar den Grafen näher kennen zu lernen kein Bedürfniß gefühlt hätte, würde er eine so gastfreundliche Einladung nicht auszuschlagen im Stande gewesen sein. Er nahm sie also eben so gern an, als sie geboten ward, und da sich Zinzendorf überzeugen konnte, daß die neue Ansiedelung auch nach dem zündenden Wetterstrahle noch immer unter des Herren Hut stand, wie Pastor Rothe sagte, weshalb er sie auch Herrnhut zu nennen vorschlug, so lud er Raschau ein, den Wagen mit ihm zu theilen.

»Nitzschmann hat noch mit seinen Landsleuten zu sprechen,« sagte er, jede Einrede Woldemars sogleich abschneidend. »Ihr Pferd aber kann Einer von den jungen Burschen uns nachbringen. Es gibt Mehrere unter den Brüdern, die mit Pferden gut umzugehen wissen.«

David fuhr mit dem Wagen vor, Woldemar mußte einsteigen und neben dem Grafen Platz nehmen. Pastor Rothe nahm den Rücksitz ein. Zinzendorf empfahl die Brüder nochmals dem Schutze des Herrn und verließ mit seinem neuen Bekannten die Ansiedlung.

ZEHNTES KAPITEL. NACHBARN IM GEISTE.

Mitternacht war schon vorüber und noch immer saßen Graf Zinzendorf, Woldemar von Raschau und Pastor Rothe beisammen in ernste Gespräche vertieft.

»Bleiben Sie noch einige Tage bei uns, Sie Gottgeleiteter,« sagte der Graf, als der schlesische Edelmann seinen Gastfreund an die späte Stunde erinnerte. »Der Herr, nicht *unser* schwacher Wille hat uns zusammengeführt. Und wie herrlich begegnen sich unsere Ansichten! Wünschen Sie nicht selbst, Herr von Raschau, daß wir uns über Einzelnes auch noch einigen mögen?«

»Gewiß, Herr Graf,« versetzte Woldemar, »allein dazu wird es doch wohl einiger Zeit bedürfen, und Sie wissen, ich habe Eile.«

»Nicht im Dienste des Herrn,« bemerkte Rothe, »und doch hat alles Andere immer Zeit, obwohl wir leider in unserer weltlichen Art zu denken und zu handeln dies selten zugeben wollen.«

»Handelte es sich um meine Person und ausschließlich um meine Angelegenheiten, so würde ich gern Ihrer Aufforderung nachkommen,« sagte Woldemar. »So aber habe ich es übernommen, oder vielmehr, es ist mir ohne mein Zuthun der Auftrag geworden, eines Andern hochwichtige Angelegenheiten zu besorgen, und diesem darf ich mein Wort nicht brechen.«

»Nie und nimmer!« rief der Graf.

»Ich möchte es schon um deswillen nicht,« fuhr Wolde-
mar fort, »weil ich mir ganz wie ein Missionair vorkom-
me.«

»Ist es eine kirchliche Sendung, in der Sie reisen?«
fragte Rothe.

»Nein, aber es gilt die Rettung eines Menschen, die Er-
lösung einer Seele aus Angst und Noth, vielleicht vom
Verderben.«

»Eilen Sie, Nachbar im Geist!« sprach Zinzendorf,
»denn leider darf ich Sie wegen der zwischen uns beste-
henden Differenzen noch nicht von ganzem Herzen Bru-
der nennen. Ich will lieber Allmosen erbetteln von Un-
gläubigen, als Schuld haben an dem geistigen Tode einer
unsterblichen Seele!«

»Es ist ein Mann von Bildung, von Geist und Talent,
dem meine Sendung gilt,« sagte Woldemar. »Vielleicht
haben Sie schon von ihm gehört. Er hat in weltlichem
und zwar nicht immer in gutem Sinne von sich reden ge-
macht. Sein Name ist Günther.«

»Ich habe von einem Gedichte Mancherlei Gutes spre-
chen hören, das ein Mann dieses Namens auf den Passa-
rowiczzer Frieden verfaßt hat. Hielte ich die Vergeudung
göttlicher Gaben – und poetisches Talent ist göttlicher
Natur – in so profaner Weise nicht für eine Entweihung
unseres Geistes, so würde ich mich mit genanntem Poem
selbst bekannt gemacht haben. Man rühmt die Schön-
heit der Sprache, die Originalität des Ausdrucks, und ich
habe mehrfach behaupten hören, daß noch niemals ein

deutscher Poet so gewandt, gediegen und geistreich zu dichten verstanden habe.«

»In Wittenberg machte ein blutjunger Student, Namens Christian Günther, durch seine lasciven Episteln, die er überall hin verstreute, von sich sprechen, kurz zuvor, ehe ich die Hochschule verließ,« bemerkte Rothe. »Dieser junge Mensch hatte unstreitig Talent, er galt aber leider für so verwildert, daß die akademischen Lehrer vor seinem Umgange warnten.«

»Es ist derselbe, den ich vom Untergange retten will.«

»Nicht doch, lieber Raschau,« fiel Zinzendorf ein. »Sie können das nicht wollen mit Ihrer schwachen Kraft, der Herr, von dem alle guten und vollkommenen Gaben kommen, hat Sie dazu auserwählet. Darum wollen wir Sie auch nicht zurückhalten, sondern Sie lieber ziehen lassen bei Anbruch des Tages, begleitet von dem Segen Dessen, in dem wir leben und sind.«

»Ich werde dieses Segens wohl bedürfen,« meinte Woldegar, »denn ich bin beauftragt, den, wie es scheint, sehr unzufriedenen Vater unseres jungen Poeten anderen Sinnes zu machen. Er ist Arzt, wie mir gesagt ward, geschickt, darum auch viel beschäftigt, nur etwas sehr streng von Sitten und eben deshalb dem ausschweifenden Sohne nicht gar hold.«

»Für ein liebevolles Vaterherz eine schwere Prüfung,« sprach der Graf. »Ich werde ihn und sein verirrtes Kind im Gebete Dem empfehlen, der unser Aller Fürsprecher geworden ist. Vereinigen Sie, lieber Rothe, Ihre Bitten mit

den meinigen! Beten rettet, denn es stärkt unsern Willen. Ohne Gebet, was wäre der Herr geworden, als er den Kelch der Schmerzen ausleeren mußte bis zum Grunde in jener Nacht, da der geldgierige Verräther ihn seinen Feinden überlieferte? Hoffen Sie also, mein werther Freund! Heißt es doch: wo Drei von Euch versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter Euch! Sollte er nun Den wohl verlassen, für dessen geistiges Wohl Drei im Namen des Heilandes bitten?«

Woldemar verließ den Grafen in der seltsamsten Stimmung. So spät es geworden war und so sehr er der Ruhe bedurfte, wollte ihn doch kein Schlaf besuchen. Es war ihm wohl und wehe. Immer sah er die wunderbar milden Augen seines Gastfreundes auf sich gerichtet, hörte seine liebevolle, klangreiche Stimme, fühlte seinen Händedruck! Dieser eigen geartete Mann, von Glücksgütern reich gesegnet, einer der geachtetsten Familien des Landes entsprossen, von hoher Bildung, mit ungewöhnlichen Gaben des Geistes und Herzens ausgerüstet, dem jedes höchste Staatsamt offen stand, wenn der Ehrgeiz ihn darnach streben ließ; dieser Mann begnügte sich mit einem Titel, der für ihn gar keinen Werth hatte, setzte sich dem frivolen Gespött einer dem üppigsten Leben ergebenen Gesellschaft aus, indem er gar kein Hehl machte aus seinen Gesinnungen, und hatte sogar den Muth, offen sich zu einer Richtung zu bekennen, welche die sogenannte gute Gesellschaft allen Ernstes bekämpfen mußte, weil die Geschosse, welche diese Richtung gegen sie schleuderte, stets auf das Weiße im Auge zielten.

Die kurze Unterredung, die der schlesische Edelmann mit Zinzendorf und dessen intimem Freunde, Pastor Rothe, gepflogen hatte, genügte, um ihm die Ueberzeugung beizubringen, daß eine unerschütterliche Glaubenskraft den jugendlichen Grafen trage und über jegliches Hinderniß auf seraphischen Schwingen hinweghebe. So innerlich fromm, so treu ergeben dem Glauben an das Wort, das da Fleisch geworden war, so begeistert für das Ewige, so gotttrunken und darum so fröhlich im Dulden mußten die Apostel gewesen sein. Zinzendorf schien, wenn er von Christus und dessen Wirken sprach, alles Irdischen entkleidet. Es kam dem völlig bezauberten Woldemar vor, als bewege sich dieser sonderbare Mann in einem Fluidum, das leuchtend wie eine Lichtwolke ihn umspielte, und er begriff jetzt, was ihm früher nie hatte gelingen wollen, die Mission, welche die Bibel den Engeln beilegt, wenn sie den Menschen erschienen, um ihnen ungeahnte Offenbarungen zu machen.

Am meisten überraschte den Edelmann die Ansicht des Grafen von der Bestimmung oder von der göttlichen Gnadenwahl. Diese Ansicht harmonirte ganz mit seinen eigenen Annahmen, oder vielmehr mit seinen sehr unklaren Gefühlen, die einer ihm angeborenen Scheu vor jedem Entschlusse entsprangen. Woldemar ließ gern den Zufall walten. Für ihn übernahm der *Deus ex machina* nicht selten die Rolle der Vorsehung. Diese Bangigkeit vor freier Entschließung, die von einer gewissen Unfertigkeit des

Charakters Zeugniß gab, machte den schlesischen Edelmann zum Fatalisten in jenem bequemen Sinne, der immer zu rechter Zeit dem Schwachen als Entschuldigungsgrund bei der Hand ist, wenn er irgend eine Thorheit nicht selbst verantworten mag.

Bei Zinzendorf nahm diese Hingabe an das Schicksal eine ganz andere Gestalt an. Was bei Woldemar nur das Ergebniß banger Unentschlossenheit war, erhob sich in der Seele des Grafen zum Berge versetzenden Glauben. Nicht der Zufall war sein Stab, an den er sich hielt, sondern die Wahl des Herrn, wie er sagte. Nach seiner Doktrin war durch diese Wahl der Glaube vorzugsweise mächtig in den Schwachen, und gerade deshalb ernannte der Herr diese Schwachen, aber so Starkgläubigen, zu Verkündigern seines Ruhmes. –

Nie zuvor hatte vor Woldemars Geiste die Verbreitung des Christenthums über den Erdball in so klarem Bilde sich dargestellt. Die Sendung Christi selbst erschien ihm plötzlich in einem ganz neuen, in einem hinreißenden, die Menschheit und deren Leben verklärenden Lichte. Wen der Herr oder Heiland, wie Zinzendorf immer zu sagen pflegte, aus Gnade zu seinem Werkzeuge wählte, über wessen Seele er vor dem Throne Gottes, seines himmlischen Vaters, das Loos zog, der ward dadurch allein schon sein Jünger und sein Bekenner. Das Loos des Herrn, also die Gnadenwahl, schuf die Apostel, und so ward im Sinne Christi Jeder, der im festen Glauben ihm anhing, ein Apostel des Herrn.

»Wahrlich,« rief Woldemar aus, während er das Fenster seines Zimmers aufstieß, und die laue Nachtluft einathmete, die ein sanfter Südwind aus dem Forst des Eulenhölzes über den Hutberg zu ihm herüberwehte, »wahrlich, in diesem wunderbaren Manne ersteht der evangelischen Kirche Christi ein neuer Apostel! Arme Vertriebene, Männer aus dem Volke, Fischer, Zimmerleute, kurz einfache Handwerker schaaren sich um den Glaubensstarken, damit sie mit ihm eine neue Gemeinde bilden, die nichts will, als rein und lauter den Namen des Erlösers bekennen. Diese schlichten Männer mit dem unerschütterlichen Glauben werden für das Evangelium ein neuer Fels sein, auf dem es, von Schlacken gereinigt, zur weltbezwingenden Kirche erstarkt. Es bedarf nur noch des Befehles, durch's Loos diesen Schwachen ertheilt: Gehet hin in alle Welt, und taufet alle Heiden! und ein neues Apostelthum umarmt inniger und fester denn je alle Völker der Erde!«

Dieser Gedanke beschäftigte Woldemar so ganz, daß er fast seine eigene Mission darüber vergaß. Erst als der Morgen zu dämmern begann und im Osten, wohin ja seine Straße ihn wies, das Frühroth die waldigen Hügel mit Purpur übergießt, und den alten Thurm auf dem hohen Gipfel der Landeskronen in eine Flamme verwandelt, die still aufwärts zum Himmel brannte, gedachte er wieder des Dichters und dessen trauriger Lage.

Schauer der Furcht durchbebten den Edelmann, denn sein Blick starrte hier in einen bodenlosen Abgrund von

Nacht und Gluth, von Glück und Elend, von Wonne und Jammer!

»Er muß gerettet werden!« rief er sich dann zu, »und kann ich es nicht, so soll es der Graf. Paul hat Recht! Günther muß seinen bisherigen Lebenskreisen entrissen, er muß in einfachere, fester umgränzte Verhältnisse versetzt werden, wo man ihn liebevoll behandelt, ihm Freiheit läßt, damit er geistig nicht verkümmert, und die kleinen Sorgen des Lebens, die schon so Manchen gänzlich vernichtet haben, von ihm fern hält. Ein Mann von seiner Begabung, ist er nicht berufen, ebenfalls ein Apostel zu werden, ein Apostel des Geistes, der zugleich mit dem Glauben die Welt erleuchtet und frei macht von den Banden der Finsterniß? Wie herrlich wäre es, wenn es gelänge, zwei so gewaltige Factoren zu gleichem Zwecke zu vereinigen! Das wäre abermals eine Berufung im Sinne des Grafen! ... Und es muß möglich sein, wenn in der Doctrin des Grafen eine Wahrheit liegt. – Günther darf nicht verloren gehen. In ihm verkörpert sich der dichterische Genius unserer Nation. Er soll der Verherrlicher meiner Landsleute, der größte Poet Schlesiens werden!«

Die Sonne stieg glänzend herauf gerade zwischen den beiden Kuppen der so malerisch-schönen Landeskronen. Im Hause ward es lebendig. Die Stimme des Grafen, der stets sehr zeitig aufstand, ließ sich vernehmen. Bald wieherte das treue Roß des Edelmannes, und nach dem gern gegebenen Versprechen, daß er binnen recht kurzer Zeit von sich und dem Erfolg seiner Sendung wolle hören lassen, schwang sich Woldemar in den Sattel.

»Der Herr geleite Sie, lieber Nachbar im Geist!« rief Zinzendorf dem zögernd Forttrabenden mit seiner glaubensinnigen Stimme nach. »Meine besten Wünsche begleiten Sie, denn ich entlasse Sie als einen Missionär, der des Herrn Stimme und Befehle in einem feinen Herzen mit sich trägt in die Ferne.«

EILFTES KAPITEL. DOCTOR UND STADTPFEIFER.

Aus einem sehr alten Hause mit schmalen Fenstern, die aus runden in Blei gefaßten Scheiben bestanden, klangen die schreienden Töne einer Violine. Es waren immer nur zwei bis drei Töne, die sich hören ließen, bisweilen in scharfer, tadelloser Reinheit, dann aber auch wieder unklar und zitternd. Jedem unreinen Tone folgte regelmäßig lautes Eifern einer bellenden Stimme. Schwieng diese, so begann das Anschlagen oder Ausstreichen der Töne von Neuem, und zwar mit solcher Consequenz, daß es kein Genuß war, diesem eintönigen Klagen immer ein und derselben Saite zuzuhören. Die Nachbarn wurden auch oft unruhig darüber und theilten sich gegenseitig ihre Noth mit, Aendern aber ließ sich nichts dabei, denn das alte, verdrießlich aussehende Haus mit dem schiefen Giebel gehörte erb- und eigenthümlich dem Stadtmusikus Brumser, und dieser war bekannt als ein Mann, den Jeder lieber gehen als kommen sah.

Brumser stand nicht blos in dem Rufe, ein eigensinniger, rechthaberischer, Alles besser als Andere wissender Mann zu sein, sondern galt auch für hart. Freundlich hatte ihn in seiner Vaterstadt Striegau, die er nie mit

einem andern Orte vertauschte, noch kein Mensch gesehen. Er machte jederzeit ein Gesicht, als habe er sich ganz fürchterlich geärgert, oder als sei er Willens, dem Ersten, Besten eine entsetzliche Grobheit zu sagen. Spottweise nannte man ihn deshalb wohl auch, nur freilich nicht in seiner Gegenwart, den musikalischen Bullenbeißer.

Heute – es war Mitte Juli – hatte das schreiende und winselnde Jammern der gequälten Geige im Hause des Stadtpfeifers schon früh begonnen Jetzt schlug die Uhr eben die eilfte Morgenstunde, die liebe Schuljugend ergoß sich lärmend, aus der dunkeln Pforte der Klosterschule hervorbrechend, in alle Straßen und Gäßchen der Stadt, und noch immer weinte die heute mehr als sonst zitternde Geige. Ein weißer Spitz, der auch nicht mehr zu den rüstigsten seines Geschlechtes gehörte, stand hart vor der Thür und accompagnirte mit weithin schallendem Geheul das Jammern der Violine, und um diesen consequent heulenden Hund stellte sich jetzt, ebenfalls in nicht sehr harmonische Töne ausbrechend, ein Trupp übermüthiger Jungen. Es fehlte wenig, so hätte es einen Straßenscandal gegeben Zum Glück verscheuchte ein stattlicher Mann, der würdevoll die Straße daherkam, äußerst sauber gekleidet ging, einen Tressenrock, einen feinen dreieckten Hut und einen hohen Rohrstock mit großem Elfenbeinknopfe trug, das lustige Volk, indem er ihm ein sehr energisches: »Marsch nach Hause, Ihr Rangen!« zurief, und den metallenen Klopfer an der Hausthüre Brumser's ergriff, um ihn dreimal stark auf die Eisenplatte fallen zu lassen.

Vor diesem Befehl ergriff die Schuljugend die Flucht, der alte Spitz aber näherte sich dem Ankömmlinge wehdelnd und stellte, als dieser ihm den Kopf graute, sein gräuliches Heulen ein. Auch im Hause verstummte die monotone Musik, doch nur, um der bellenden Stimme des Zankenden Raum zu geben.

Jetzt ward die Thür geöffnet, und der stattliche Herr im Tressenrock trat ein.

»Herr Brumser zu sprechen?« fragte er die alte Dienstmagd.

»Zu dienen, Herr Doctor,« erwiderte diese. »Oben im Musikzimmer.«

»Wer von der Gesellschaft hat sich denn wieder einmal den Magen verdorben?« fuhr der Doctor fort, die Alte zu examiniren. »Wundern kann mich's nicht, denn bei dieser Musik wird selbst einem Hunde schlecht zu Muthe.«

»Der Herr Stadtmusikus meint, sein Sohn müsse Arznei einnehmen.«

»Louis?« sprach der Doctor. »Narrensposen! Der Junge ist so gesund, wie ich. Wenn ihn der Alte mehr Luft schnappen ließ, würde er vor Gesundheit Kirchen feil tragen können.«

Er schritt murrend an der Hausmagd vorüber, erstieg die Treppe und klopfte an die Thür des Zimmers, aus dessen Innern jetzt abermals die winselnden Töne sich hören ließen.

»Falsch, Satansjunge!« schrie die keifende Stimme, gleich darauf ein donnerndes: »Herein!« rufend.

»Guten Morgen, Brumser,« sagte der Doctor, seinen dreieckten Hut in halbbogenförmiger Bewegung grüßend gegen den Hausherrn schwingend. »Da bin ich; was beliebt?«

Brumser, ein großer hagerer Mann mit einem so markirten Gesicht, daß Niemand, der jemals diese Züge erblickt hatte, sie je wieder vergessen konnte, reichte dem Doctor die Hand, sagte kurz: »Niedersetzen!« und stieß dann seinen etwa siebenzehnjährigen Sohn Louis, der in der linken Hand eine Geige, in der rechten einen Fiedelbogen hielt, bei der Schulter dem Arzte zu, daß er sich diesem sprungweise nähern mußte, indem er hinzu fügte:

»Sitzfleisch fehlt dem Bengel! Das treiben Sie ihm in den Leib, wenn sie ein rechter Doctor sind, oder geben Sie mir Gift, daß ich sterben kann!«

»Na, na!« versetzte der Arzt. »Versündigt Euch nicht, schlechter Musikant! Ihr kommt halt noch zeitig genug im Vorhofe der Hölle an, um den Teufeln eine von Euern schlechten Melodieen vorzuspielen.«

»Keine Witze, Doctor!« bellte Brumser, dem Arzte ein ingrimmigtes Gesicht machend und ihn mit seinen stehenden grauen Augen durch die Gläser der Hornbrille, die er auf die pfeilerartig vorspringende Nase geklemmt hatte, anglotzend. »Mein Wille ist, daß Louis ein guter Musikant werden soll, und darum eben sollen Sie ihm halt Sitzfleisch eintrichtern.«

Der Doctor sah den Stadtmusikus groß an, legte den Knopf seines Stockes an die Nase und schüttelte den Kopf.

»Haben Sie mich verstanden?« fragte Brumser, indem er den Schafpelz, den er anstatt eines Hausrockes trug, zuknöpfte, und dem Arzte gegenüber auf steilem Sessel mit über einander geschlagenen Beinen Platz nahm.

»Wohl, Herr Brumser, was Ihr aber wollt, begreife ich nicht.«

»Herr, Du mein Heiland! Und ich wundere mich noch, daß halt mein Junge nicht rascher capirt!«

Der Doctor stand auf.

»Brumser, wißt Ihr was?« sprach er. »Ich weiß, was für ein herrliches Früchtchen Ihr seid, laßt also den Heiland aus dem Spiele, wenn Ihr wollt, daß ich Euch rathen soll! Für Euch gibt's keinen, er müßte denn im Blasebälge sitzen, der Eurem Orgelkasten Wind gibt, oder in der Darmsaite, die Ihr mittelst Pferdehaar und Colophonium quiecken und quarren macht. Eurem Sohne fehlt nichts, mithin gebe ich ihm keine Arznei. Es ist Sünde, einen gesunden Menschen unnützerweise mit Pillen und Mixturen zu quälen.«

»Er hat aber ja kein Sitzfleisch, sage ich,« schrie der Stadtmusikus ärgerlich. »Das muß ich doch wissen, Doctor.«

»Braucht keins, Brumser! Laßt ihn gehen, wenn er nicht mehr sitzen will, oder, was ihm noch besser bekommen wird, laufen.«

»Laufen! Unsinn!« schrie Brumser noch ärgerlicher. »Ein Musikus, sag' ich Ihnen, muß Sitzfleisch haben, um Noten zu studiren, Generalbaß zu lernen und immer zu üben. Sonst wird er ein Pfuscher. Ein Pfuscher aber ist halt immer ein verlorenes Endivium.«

»Individuum, Brumser!« corrigirte der Doctor. »Sprecht doch, wie Euch der Schnabel gewachsen ist und pfuscht nicht in die Gelehrsamkeit! Hat Euer Sohn Talent zur Musik?«

»Zehnmal mehr als ich, aber keine Ruhe, keine Ausdauer! Und das quält, das ärgert mich, das macht mich wild! Ich hab's geschworen, Louis Brumser soll ein großer Mann, ein berühmter Musikus werden!«

»Und wenn er es nicht wird, he?«

»So will ich verdammt sein bei lebendigem Leibe, wenn ich ihn nicht enterbe!«

»Ihr versündigt Euch, Brumser! Die Verdammniß kommt Euch nach dem Tode noch zu früh auf den Hals, Ihr braucht sie Euch nicht schon bei Lebzeiten zu bestellen. Hat Louis Lust zur Musik und ist's Euer Wunsch, wie es scheint, daß er nachfolgen soll Euern Fußtapfen – d. h. was die Kunst betrifft – so dankt Gott für solche Wohlthat und quält ihn nicht unvernünftig. Es sind nicht alle Väter so glücklich, wie Ihr. – Ich habe auch einen Sohn, einen einzigen, einen gescheidten Kopf, aber ich möchte wünschen, der Herr hätte ihn mir nicht geschenkt.«

»Wenn die Kinder nicht einschlagen und ihrem eigenen Kopfe folgen,« versetzte der Stadtmusikus, »wissen

Sie, wer dann die meiste Schuld trifft, Herr Doctor? Immer die Aeltern.«

»So, meint Ihr?«

»Ja, Herr Doctor, das sag' ich Ihnen gerad' in's Gesicht, weil Sie mich immer einen groben und gottlosen Kerl schimpfen. Ihr Heiligthun läßt Ihren Sohn über die Stränge schlagen, weil's ihm in seinem hellen Kopfe klar geworden, daß dabei weder Genuß noch Segen ist. Mein Junge wird kein Kopfhänger.«

»Glaub's gern, Brumser, aber meint Ihr denn, daß Ihr einen Musikus nach Euerm Sinne aus ihm macht?«

»Gewiß! Seh'n Sie sich einmal das Zimmer an! Das hilft.«

Doctor Günther ließ seine Augen an den Wänden herumspazieren, auf die er bis jetzt gar nicht geachtet hatte. Sie waren bis zur Decke hinauf mit lauter Notenblättern beklebt, so daß das Auge dessen, der längere Zeit in diesem Raume zu weilen veranlaßt ward, entschieden nichts als nur Noten sah.

»Soll diese Decoration eine Tapete vorstellen?« fragte der verwunderte Arzt.

»Eine Lection in der Musik soll es vorstellen und stellt es vor,« sagte Brumser. »Hier übt sich mein Sohn, hier ißt er sein Abendbrot, hier erwartet er den Morgen, hier schläft er. Er sieht Noten und immer Noten, muß Noten lesen, er mag wollen oder nicht, und es müßte doch ganz und gar mit dem Teufel zugehen, wenn er nicht immerwährend auch mit Noten sich beschäftigte. So macht man einen Musiker!«

»Oder einen Narren,« fiel der Arzt ein. »Wenn Euer Sohn keine Lust zur edlen Musika hätte, auf Eure Manier, Brumser, würdet Ihr sie ihm schwerlich eintrichtern.«

»Glaub's halt doch, Doctor! Krieg ich den Jungen erst firm zum Sitzen, so ist der Meister fertig, und er kann's aufnehmen mit jedem Andern im einfachen Geigenspiel, im Spiel auf der Viola, in der Trompete und im Orgelspiel. Choräle setzt er, daß es nur so pfeift, und auch eine Fuge hat er schon zu Stande gebracht, und zwar auf einen biblischen Text. Und doch schelten Sie mich gottlos!«

»Welchen Text hat sich denn Euer Louis gewählt?«

»Das Evangelium vom ungerechten Haushalter. Nimmt sich prächtig aus mit Trompeten und Pauken. Louis, mach's halt gleich einmal dem Doctor vor!«

Dieser stand auf. »Laßt's sein, Brumser,« sagte er abwehrend. »Ich habe für Musik gar keinen Sinn, und kriege jedesmal Ohrenzwang davon –«

»Wie die Hunde, Doctor?«

»Ja, Brumser, gerade wie die Hunde. Um aber zum Ziele zu kommen, so rath' ich Euch, gebt Eurem Sohne ein anderes Logement, wenn Ihr einen Musikus aus ihm machen wollt. Hat er mehr Freiheit und muß er die Blicke nicht immer auf die verwirrten Notenköpfe richten, so findet sich das, was Ihr Sitzfleisch nennt, von selber. Pillen und Latwergen gibt's dafür nicht.«

Brumser sah den Doctor wieder mit seiner ingrimmigsten Miene an. Auf der steil ansteigenden, sonderbar eckigen Stirn schwoll die Zornader fingerdick auf. Er

beherrschte sich jedoch, um den Arzt, vor dessen bedeutenden Kenntnissen er Respect hatte, nicht aufsätzig zu machen.

»Ihre Kunst reicht also nicht so weit, einem flüchtigen jungen Menschen etwas mehr Gesetztheit beizubringen?« – fragte er, sich fester in seinen zottigen Pelz hüllend. »Gut, dann soll die Notenstube doch das ihrige thun!«

Doctor Günther seufzte.

»Wenn sich die Natur eines Menschen durch Kräuter und Salben ändern ließ, dann hätte ich vor Andern einen wohl erzogenen Sohn,« versetzte er, »während mir nun ein Mensch in der Welt herumläuft, vor dem ich als Vater erröthen muß, und der meinem unbescholtenen Namen weit und breit Schande macht.«

»Aber der junge Herr Christian ward ja immer als wunderbar leuchtendes *lumen* aller Welt vorgestellt, schon, als er noch in Schweidnitz die Schule besuchte,« sagte Brumser, mit schadenfrohem Grinsen sich die Hände reibend. »Die Frau Mama hätschelte und tätschelte an ihm herum, als sei er halt von lauter Marzipan, und auch der Herr Vater, der ein gelehrter Mann sein soll, hatte den Narren an dem naseweisen und altklugen Bürschchen gefressen. Da ward der junge Herr übermüthig, eingebildet, leichtsinnig, und als er die Hochschule zu Wittenberg bezog, ging alsbald das liederliche Luderleben los, und vom Studiren war halt wenig die Rede.«

»Mich wurmt's, daß ich Euch nicht Lügen strafen kann, Brumser,« erwiderte der Doctor. »Mein Sohn hat sich leider verworfen, mich aber trifft keine Schuld, mich nicht!«

»Nur nicht so hitzig,« fiel der Stadtmusikus ein. »Wenn man suchen wollte, würde man auch finden. Mit Verlaub, Doctor, Ihr Christian wurde gar nicht erzogen, und wer nicht erzogen wird, der *verzieht* sich selber oder läßt sich von Andern verziehen. Eine Stube, wie diese hier, hätte einen nützlichen Menschen aus ihm gemacht.«

»Einen Musikus?«

»Oder einen Medicus! – Ich, an Ihrer Stelle, Doctor, ich hätte Ihrem Christian während seiner ganzen Schulzeit nichts sehen lassen, als medizinische Gegenstände. Seine Stube hätte ich mit Schädeln gedielt und mit menschlichen Gebeinen ihm die Fenster vergittert. Menschliche Gliedmaßen gekocht, gesotten und in Spiritus gesetzt, hätte ich ihm überall hingepflanzt. Das würde ihn bald zur Raison gebracht haben, Doctor, und statt daß er jetzt auf jede Schürze, die ihm vorbeiläuft, eine nichtsnutzige Arie macht, und denen, die ihm aus aufrichtigem Erbarmen den Kopf zurecht setzen wollen, gereimte Beleidigungen nachwirft, würde er nach solcher vernunftgemäßen Erziehung Ihnen schon jetzt ein ausgefallenes Bein einrichten und einen alt gewordenen Stockschnupfen gründlich kuriren helfen.«

Doctor Günther ließ den Stadtmusikus ruhig ausreden.

»Ueber Kindererziehung gehen die Ansichten sehr aus einander,« sprach er dann. »Ich weiß nicht, wessen Methode die bessere sein mag, die Eurige oder die meinige.

An Euerm Louis kann sich's ja ausweisen. Den Christian aber, fürcht' ich, würde auch Eure Methode nicht geändert haben, denn mich dünkt, er zählt zu denen, die keine Gnade finden sollen vor Gott, und das ist vielleicht eine Strafe, die sich herschreibt von meinen Vorfahren. Einer derselben hat seine Gebote nicht gehalten! Das fällt dann auf die Nachkommen im dritten und vierten Gliede. Darum seht Euch vor, Brumser! Geräth Euer Sohn nach Eurer Erziehung, so ist damit nicht gesagt, daß dessen Kinder oder Enkel nicht als Taugenichtse der Welt etwas zu schaffen machen. Gott behüt' Euch!«

»Schön Dank, Herr Doctor, und der Teufel geseg'ne Euch die Suppe, die Ihr in Euerm gottseligen Herzen für die Zukunft meiner Familie mit schönster Apothekerkunst zusammenkocht!«

Er nickte dem fortgehenden Arzte hohnlachend mit seinem vierkantigen Gesichte, das einige Aehnlichkeit mit einem Nußknacker hatte, nach und warf die Thür hinter ihm zu, daß die Wände schütterten. Gleich darauf begann das monotone Gestöhn der Geige wieder, und als der Doctor das Haus verließ, hörte er schon wieder das keifende Bellen und Schelten des originellen Stadtpfeifers mit seinem stillen, geduldigen Sohne.

ZWÖLFTES KAPITEL. MACHT DER DICHTUNG.

Als Doctor Günther nach einigen weiteren Visiten sein Haus wieder betrat, kam ihm die Magd sogleich mit der Meldung entgegen, daß ein fremder Herr auf ihn warte.

Der Arzt sah nach der Uhr. Es war kurz nach zwölf, also die gewöhnliche Mittagszeit.

»Hat der Mann schon lange gewartet?« fragte er, dem Mädchen Stock und Hut reichend.

»Fast zwei Stunden,« lautete die Antwort.

»Zwei Stunden? Und wo ist er?«

»Im Garten.«

Doctor Günther war ein Mann von Pünktlichkeit, weshalb er am liebsten streng auf eine bestimmte Tageseintheilung hielt. Seiner Thätigkeit wegen aber war diese Eintheilung nicht immer aufrecht zu erhalten. Er verfügte sich also, obwohl er lieber an dem schon gedeckten Tische Platz genommen hätte, in den Garten, um den Fremden, der so lange seiner Rückkunft geharrt, ihn also in einer dringenden Angelegenheit zu consultiren haben mußte, zu sprechen. In duftender Geisblattlaube fand er ihn so in Gedanken vertieft, daß er den Kommenden nicht hörte.

»Mein Herr, Sie wünschen mich zu sprechen?« redete der Arzt ihn an.

Der noch junge Mann erhob sich mit Anstand und begrüßte den Doctor, indem er seine Unachtsamkeit entschuldigte.

»Wen habe ich die Ehre zu sprechen?« unterbrach ihn Doctor Günther.

»Woldemar von Raschau, einen nicht gar zu fern wohnenden Nachbar, von dem Sie aber wahrscheinlich noch nie etwas gehört haben werden. Mein Rittergut liegt südlich von Hohen-Friedberg, und da ich sehr eingezogen

lebe, auch dazu genöthigt bin durch die Verhältnisse, so komme ich äußerst selten nach Striegau.«

»Sie wünschen meinen ärztlichen Rath?«

»Das nicht, Herr Doctor – eine Angelegenheit anderer Art, die eigentlich nicht mich betrifft, läßt mich so *sans façon* in Ihre friedliche Häuslichkeit eindringen. Darf ich deshalb wohl auf gütige Nachsicht rechnen?«

Des Doctors Züge versprachen wenig Gutes. Es schien ihn zu verdrießen, daß ein ihm völlig Unbekannter seine ganze Hausordnung störe und nicht einmal ärztliche Hülfe von ihm begehre. Unhöflich genug sah er abermals nach der Uhr, indem er trocken sagte:

»Ich bin bereit, Ihre Eröffnungen zu hören.«

»Eine Persönlichkeit, die Ihnen sehr nahe steht, hat mich ersucht, Ihnen, Herr Doctor, nebst aufrichtigen Grüßen dies Schreiben zu übergeben.«

Woldemar zog den Brief Christians hervor und wollte ihn dem Arzte überreichen.

Doctor Günther trat ein paar Schritte zurück. Er ward sehr blaß, als sei er heftig erschrocken, seine Augen funkelten und ein Schatten finstern Unmuths zog über seine Stirn.

»Von meinem Sohne?« sagte er gedehnt. »Er hat sich also doch endlich entschlossen, meinen ausführlichen Brief zu beantworten? Es muß ihm das schwer angekommen sein. Sie kennen meinen Sohn?«

»Ich habe ihn vor Kurzem kennen gelernt.«

»Und wie finden Sie ihn, Herr von Raschau?« fragte der Doctor, nach dem Briefe langend.

»Er schien mir mehr ernst, als heiter, fast niedergeschlagen zu sein.«

»Also doch zum Nachdenken geneigt. – Ach ja, das war er freilich schon oft, nur hält bei ihm die nachdenkliche Stimmung leider nicht lange an! Sie erlauben?«

Woldemar trat zur Seite und entfernte sich langsam. Doctor Günther erbrach den Brief seines Sohnes und zog sich in die Geisblattlaube zurück, um ihn ruhig zu durchlesen.

Nach etwa acht Minuten suchte der Arzt den Gutsbesitzer wieder auf. Woldemar bemerkte mit Vergnügen, daß die Haltung des Arztes zwar ernst, aber doch vollkommen ruhig war.

»Kennen Sie den Inhalt dieses langathmigen Schreibens, Herr von Raschau?« redete Doctor Günther den Ueberbringer an. »Sie wollen diese Frage entschuldigen, allein ich muß sie thun, weil mein Sohn mich auf Sie verweist.«

»Ich habe den Brief nicht gelesen, Herr Doctor,« erwiderte Woldemar, »allerdings aber ist mir das, was darin verhandelt wird, oder doch verhandelt werden sollte, der Hauptsache nach bekannt.«

»Dann wissen Sie auch, daß ich mit meinem Sohne nicht zufrieden bin und daß ich große Ursache habe, ihm zu zürnen.«

»Ich kann nur bedauern, Herr Doctor, daß eine so beklagenswerthe Mißstimmung Vater und Sohn gleichmäßig ergriffen hat.«

»Das ist es eben! Sie sprechen es unumwunden aus. Und gerade in dieser Gleichmäßigkeit liegt der Grund der Unheilbarkeit. Ich habe immer gemeint, und ich bin auch bis jetzt noch nicht anderer Ansicht geworden, daß Kinder ihren Eltern gehorsam sein sollen. Es läßt sich doch wohl annehmen, daß Eltern, vornehmlich gebildete Eltern, immer nur das Beste ihrer Kinder wollen. Als die Erfahreneren steht ihnen ohne Zweifel ein Urtheil eher zu, als ihren noch unerfahrenen Kindern. Maßt sich nun aber ein Sohn an, Alles besser wissen zu wollen, als der Vater, so kündigt er diesem den von Gott und Welt gebotenen Gehorsam auf. Es ist Pflicht des Vaters, ihn von diesem falschen Wege zurückzubringen, sei's in Liebe, sei's mit Gewalt. Fruchtet aber Beides nicht, setzt vielmehr der Sohn allen Ermahnungen und Warnungen nur hartnäckig das eigensinnigste Pochen auf sein gutes Recht entgegen, dann wird es kein Vernünftiger einem so geringschätzig behandelten Vater verdenken können, wenn er den ungerathenen Träger seines Namens sich selbst überläßt, in der Hoffnung, die selbst bereitete Noth werde ihn zur Erkenntniß seines Unrechtes bringen und ihn ungerufen renig zurückführen in die Armen seines Vaters.«

Doctor Günther schien eine Antwort zu erwarten, Woldemar hielt aber absichtlich damit zurück, weil er zuvor gern die Gesinnungen und Ansichten des Mannes kennen lernen wollte, welche nach des Poeten Schilderung so abstrus sein sollten, daß ein selbstdenkender junger Mann sich dieselben unmöglich zur Richtschnur für sein eigenes Leben nehmen konnte.

»Glauben Sie nicht, Herr von Raschau,« fuhr der Arzt nach kurzer Pause fort, »daß ich meinen Sohn hart behandelt habe und gegenwärtig ihn zu streng beurtheile. Im Gegentheil, ich war früher leider zu nachsichtig gegen ihn, freute mich seiner glänzenden Anlagen und ließ ihm zu viel Willen. Dies ist der einzige Vorwurf, den ich mir hinsichtlich seiner Erziehung zu machen habe, Später, als ich zu meinem Bedauern gewahrte, daß mein Sohn schwer zu leiten und noch schwerer zu überwachen sei, habe ich gethan, was jedem gewissenhaften Vater die Pflicht gebietet. Ich sah ein, daß nur streng geregelte Thätigkeit dem jungen, leichtfertigen, zu Ausschweifungen aller Art hinneigenden Menschen vor höchst gefährlicher Verwilderung schützen könne. Christian wollte studiren. Ich bestand darauf, daß er sich ein Fach, wozu er Neigung habe, eine Brodwissenschaft, wählen solle. Bis heute ist er mir auf die Frage, wozu er die meiste Neigung habe, die Antwort noch schuldig geblieben. Unentschlossenheit ist mir verhaßt, ich läugne es nicht, darum befahl ich ihm, aber nur, weil er sich selbst nicht rathen noch helfen konnte, Medicin zu studiren. Mein Sohn widersprach nicht. Er bezog die Universität, ward auch wirklich Student der Medicin, studirte jedoch nicht. Als ich dies und seinen leichtsinnigen Lebenswandel erfuhr, machte ich ihm Vorwürfe darüber, ermahnte ihn, seine Zeit zu benutzen, an die Zukunft zu denken und uns Eltern nicht zu bekümmern. Alles umsonst! Christian ward leichtsinniger denn je, vergeudete Geld und Zeit, schloß sich leichtfertigen Kumpanen an und legte sich

mit unverkennbarem Talent auf's Versemachen! – Herr von Raschau, ich ehre und achte jede Kunst, die sogenannte Dichtkunst aber, wie mein verwilderter Herr Sohn sie treibt, diese hasse und verfluche ich, und das ist der Punkt, der uns scheidet und so lange scheiden wird, bis mein Sohn sich ändert. Ich gebe in diesen Punkte nicht nach, weil Nachgeben mein eigen Fleisch und Blut der Verdammung überliefern hieße. Mein Sohn muß dies einsehen und umkehren, oder ich mache meine Drohung wahr – ich verstoße ihn!«

Der Doctor schwieg erregt. Woldemar glaubte jetzt die Zeit gekommen, wo ein Wort von ihm möglicherweise Eindruck auf den rechtlichen, aber jedenfalls einseitig schroffen Mann machen könne.

»So viel ich weiß,« nahm der Vermittler das Wort, »hat Ihr Sohn in dem an Sie gerichteten Briefe dahin zielende Vorschläge gemacht, oder beruhigende Versicherungen gegeben.«

»Ganz recht,« versetzte der Doctor. »Wenn er gar nicht mehr weiß, wo aus noch ein, kommt immer eine wohl stylisirte Epistel mit Phrasen und Bethuerungen, die ganz kostbar klingen, nur leider niemals etwas nützen. Man pflegt wohl zu sagen, die Hölle sei mit guten Vorsätzen gepflastert, nun, ich kann behaupten, der Weg zu meinem Hause von Wittenberg und Leipzig ist mit heiligen Gelöbnissen meines Sohnes bestreut. Gehalten aber hat er bis jetzt noch keines derselben. Auch in diesem neuesten Schreiben sind die Worte vortrefflich, und wären es nicht Lügen, könnte ich darüber frohlocken. Nur

kann ich eine Aeußering darin nicht recht verstehen, und doch scheint mein Sohn großes Gewicht darauf zu legen.«

»Vielleicht kann ich mündlich darüber Auskunft geben.«

»Christian spricht von der Absicht, endlich meinem Verlangen nachzukommen,« sagte der Doctor, in den Brief blickend. »Er will sich der Medicin widmen bis zu einem gewissen Grade, wenn ich mich meinerseits zu einer Gegenleistung verpflichte. Klingt schon eine solche Sprache etwas sonderbar im Munde eines Sohnes, so will ich doch darüber hinwegsehen; worin aber soll denn meine sogenannte Gegenleistung bestehen?«

»Hier beginnt in der That meine persönliche Wirksamkeit, Herr Doctor,« sprach Woldemar, »vorausgesetzt, daß Sie geneigt sind, mich anzuhören und meiner Versicherung Glauben zu schenken, daß ich hochehrent sein würde, einem Vater den Sohn wieder zuzuführen.«

»Lassen Sie hören,« erwiderte Doctor Günther. »Ich bin immer bereit zu vergeben und zu vergessen, wenn ich neben ernstem Willen auch das ernstliche Streben sehe, ein verfehltes, ja verdammenswürdiges Leben aufzugeben.«

»Soweit ich ein Urtheil habe in Dingen, die mir eigentlich ferne liegen,« begann Woldemar, »muß ich Ihren Sohn für einen Mann von großer und seltener Begabung halten. Die Natur hat ihn, auch nach dem Urtheile kompetenter Kenner, zum Dichter bestimmt.«

»Hat sie, wirklich?« fiel der Doctor ein. »Nun, so verargen Sie mir die Gegenbemerkung nicht, daß sie ihn

dann auch noch zu etwas ganz Anderem nebenbei mit bestimmt haben muß. Ich habe letzthin eins seiner Poeme gelesen, und obwohl ich als Arzt wenigstens nicht prüde bin, habe ich als Mann und Vater doch gewaltigen Anstoß daran genommen! Kommen Sie etwa, um die Anstößigkeiten zu rechtfertigen, mit denen mein sauberer Sohn den Lustgarten der Musen zu verzieren beliebt?«

»Nicht rechtfertigen, auch nicht entschuldigen, nur erklären will ich diese Verirrung Ihres Sohnes,« fuhr Woldemar fort, ohne sich von dem Einwurfe des Doctors irremachen zu lassen. »Diese nicht zu billigenden Auswüchse an manchem seiner früheren und neueren Erzeugnisse sind Ergebnisse einer verzweifelten Stimmung. Diese Versicherung, die von einer strengen Selbstkritik begleitet war, habe ich aus seinem eigenen Munde vernommen, und ich muß schon deshalb Gewicht darauf legen, weil sie nicht für mich berechnet, sondern ein Ausfluß des Grames über verfehltes Wirken war. Seine Freunde mußten alle Kunst der Beredtsamkeit aufbieten, um den grenzenlos Unglücklichen, gegen sein besseres Selbst Wüthenden nur einigermaßen zu beruhigen.«

Der Doctor ward nachdenkend.

»Waren Sie Zeuge dieser Selbstanklage?« fragte er.
»Entquoll sie ungeheuchelt dem Herzen meines Sohnes?«

»Ich bin fest davon überzeugt!«

»Fahren Sie fort, Sie machen mich neugierig.«

»Wäre ich der Vergebung und der mir ganz und innig zugewandten Liebe meines Vaters gewiß,« rief der

tief Erschütterte mit thränendem Auge aus, »o, ich glaube, mein Hirn brächte einen Hymnus zu Stande, den die Heiligen im Himmel mit Entzücken sängen! Es würde ein Hosiannah sein für reuige Sünder, gedichtet von einem wahrhaft Bußfertigen! Aber mein Vater glaubt mir nicht mehr, denn ich habe ihn belogen und betrogen, freilich gegen mein besseres Wissen und Wollen!«

Doctor Günther ergriff die Hand des Gutsbesizers.

»Das hat mein Sohn gesagt?« sprach er. »Sagen Sie, daß es wahr ist!«

»Es sind die Worte, die ich aus seinem Munde vernahm.«

Ein feines Lächeln flog über die ernsten Züge des Arztes.

»Feuer hat er, das ist gewiß,« sprach er, »und seine Sprache ist so schwungvoll, als seine Gedanken neu sind und schön, wenn er sie nicht leichtsinnig in den Straßenkoth schüttet.«

»Gestattete mein Vater,« fuhr Woldemar fort in der Erzählung, welche die reumüthige Stimmung des Poeten schildern sollte, »daß ich als akademischer Lehrer mir dereinst einen Wirkungskreis bilden dürfte, dann würde ich noch jetzt mit Eifer mich auf die Wissenschaften werfen, nebenbei aber freilich auch Gedichte machen; doch wäre ich bereit, einen feierlichen Eid zu schwören, neben einem einzigen profanen Poem neun ernsthafte mit ernstem Inhalt hervorzubringen! Ich fühl's, daß ein

Umschwung in mir sich vorbereitet, selbst religiöse Stimmungen überraschen mich, und in solchen Stunden göttlicher Weihe drängt es mich förmlich, fromme Lieder zu dichten.«

Die Blicke des Doctors ruhten fest auf dem Gutsbesitzer.

»Junger Mann,« sprach er jetzt, »ich bin überzeugt, daß Sie es gut meinen mit meinem Sohne, Sie würden sich aber schwer an mir, dem von vielen Sorgen gebeugten Vater versündigen, wenn Sie mich hintergingen und mir eine Umkehr dessen, um den meine Seele so lange schon Leid trägt, vorspiegelten, ohne daß diese auch wirklich eingetreten wäre.«

»Herr Doctor,« versetzte Woldemar, »ich kenne Ihren Sohn zu wenig, um als Parteigänger für ihn aufzutreten. Auch bin ich persönlich einer Richtung zugethan, die mich eher den Gegnern desselben zuführen könnte, als dessen, Freunden. Was ich sage, kann ich beschwören, und hier ist, denk ich, in gewissem Sinne auch noch ein schriftlicher Beleg. Sie werden an dem Feuer der Sprache und der geschmeidigen Form die Feder Ihres Sohnes, dessen Handschrift Ihnen zur Genüge bekannt ist, leicht erkennen.«

Mit diesen Worten überreichte Woldemar von Raschau dem noch immer zweifelnden Vater des Dichters eine sogenannte Aria über die Worte: »Ich weiß, daß mein Erlöser lebt.« Dieser durchlas das Gedicht mit Staunen und Rührung, Anfangs leise, dann laut. »Wie wahr! wie wahr!« rief er aus.

»Man wandelt zwischen Furcht und Spöttern,
Man wird verschnitten und gedrückt,
Und bei den größten Unglückswettern
Auch gar von Freunden umgerückt,
Von Freunden, die des Glückes List
Mit angenehmen Blicken küßt.

»Der Geist ist willig, recht zu leben,
Und wäre gern der Mängel los,
Allein des Fleisches Widerstreben
Ist allemal so stark und groß,
Daß auch der allerbeste Christ
Zum Oeftern Rath und Trost vermißt.«

Er las wieder leise weiter, bald aber ergriff ihn die Wärme der Dichtung abermals so ganz, daß er laut fortfuhr, indem freudige Rührung in seinen Augen leuchtete:

»Indem ich die Versich'ung habe,
Und völlig überzeugt bin,
So seh' ich täglich nach dem Grabe
Mit Lust und Sehnsuchtsblicken hin,
Und wünsche bald mit heißem Flehn
Durch dessen Nacht das Licht zu sehn –

»Das Licht, in dem der Vater wohnt,
Dort, wo Verdruß und Angst und Weh
Der Auserwählten ewig schonet,
Bei denen ich in Hoffnung steh',
Mein Glaube kämpft, Gott spricht ein Wort,

Halt an, mein Geist, Dein Sieg ist dort!

»Fallt hin, ihr abgekränkten Glieder,
Und mengt euch unter Asch' und Sand,
Ihr werdet mir gewißlich wieder
Mit neuer Klarheit zugewandt!
Verschleiß, du abgetrag'nes Kleid,
Verwesung bringt Vollkommenheit.«

Doctor Günther ließ das Blggt sinken und kämpfte sichtlich eine starke Bewegung in sich nieder. Dann reichte er Woldemar, der mit Spannung dem Mienenspiel des Lesenden gefolgt war, die Hand und sprach:

»Herr von Raschau, ich danke Ihnen. Mehr noch, als Ihre Worte, haben mich diese wahrhaft christlichen Verse überzeugt, daß in dem Herzen meines Sohnes eine Wandelung zum Bessern vorgegangen ist. Ich segne die Stunde, welche Sie zu mir führte. Besuchen Sie mich bald wieder, mein Haus wird Ihnen, als einem Boten des Friedens, jederzeit offen stehen Und hier, werther Herr von Raschau, hier geb' ich Ihnen Wort und Handschlag, daß ich meinem Christian vollkommen seine Thorheiten, Ausschweifungen und Ungerechtigkeiten verzeihe! Er hat bereut, er ist auf dem Wege der Besserung, mithin hat er Anspruch auf Vergebung und liebevolle Aufnahme im Vaterhause. Sobald ich wieder ganz Herr meiner Stimmung geworden bin, werde ich ihm in diesem Sinne schreiben. Ruhig nur muß ich sein, damit das Herz nicht mit dem Verstande durchgeht und Unheil anrichtet. Und,

Herr von Raschau, haben Sie irgend welchen Einfluß auf meinen Sohn oder auf Diejenigen, denen er vorzugsweise Vertrauen schenkt, so lassen Sie diese wissen, daß meine väterliche Verzeihung eines vollkommene sei, wenn mein Sohn sich diesmal meines Vertrauens würdig zeigt. Ich vergebe Alles, Herr von Raschau, Alles, nachdem ich diesen Seufzer eines in sich gegangenen Sünders gelesen habe, nicht aber einen nochmaligen Rückfall in das alte, leichtfertige Sündenleben!«

Woldemar versprach, so weit es ihm vergönnt sei, in diesem Sinne für des Dichters Zukunft thätig zu sein.

Unter lebhaftem Gespräche näherten sich beide Männer dem Hause. Aus diesem trat ihnen jetzt eine Matrone in schlichter Bürgerstracht entgegen, in der Raschau sogleich Christian Günthers Mutter erkannte. Den schalkhaften Mund und die glänzend-tiefen Augen hatte der Dichter von der Mutter ererbt.

»Meine Frau,« sagte der Doctor. »Herr von Raschau, ein wahrer Freund unseres Sohnes.«

»Unseres Christian!« rief die Matrone, und ein Zittern der Erwartung machte sie erbeben. »O, wie geht es ihm? Ist er ruhiger geworden und glaubensvoller?«

»Er hat sich gebessert, liebe Frau,« sprach der Doctor, »und ich verzeihe ihm von ganzem Herzen. Du selbst sollst den Brief lesen, den ich ihm noch heute mit Gottes Hülfe schreiben werde.«

Eine so fröhliche Botschaft hatte die liebende Mutter nicht erwartet. Sie umarmte in Gegenwart des Fremden ihren Gatten, indem sie bewegt ausrief:

»O, nun ist Alles gut! Nun kann ich doch ruhig der Zukunft entgehen sehen und ein aufrichtiges Dankgebet an Gott richten!«

Dann reichte sie Woldemar die Hand, indem sie sagte:

»Verzeihen Sie, Herr von Raschau! Es ist etwas Großes für das Herz einer Mutter, wenn ihr Kind, ihr *einziges* Kind sich freiwillig wieder diesem anschmiegt, von dem es in irrem Drange Jahre lang fern blieb!«

Woldemar fühlte, daß seine Gegenwart nur störend für beide Gatten sein müsse. Er empfahl sich daher auf das Freundlichste, indem er Christians Eltern nochmals die Versicherung gab, daß er ohne Zögern dem vertrautesten Freunde desselben Nachricht von dem Erfolg dieses ihm unvergeßlichen Zusammentreffens geben werde

DREIZEHNTES KAPITEL. EIN BRIEF.

Leichten, fast jubelnden Herzens kehrte Woldemar auf sein Rittergut zurück. Er hatte sich eine Anknüpfung mit Doctor Günther weit schwieriger vorgestellt, da er ihn nach der Schilderung des eigenen Sohnes für einen höchst unzugänglichen, schroffen, in seinen Ansichten verrannten Mann halten mußte. Nun hatte er einen Gelehrten gefunden, der vielfach getäuscht worden war, und der ihm nur tief verstimmt, keineswegs hart erschien. Seine Unterredung mit dem Doctor nahm ihn ganz für denselben ein. Er konnte sich recht gut denken, daß sein eigenes Urtheil, seine Ansichten über Welt und Menschen sich ähnlich gestalten würden, sollte er ein gleiches Lebensalter erreichen. Etwas pedantisch freilich mochte

der gute Mann wohl sein, vielleicht auch legte er auf seine Wissenschaft, die er jedenfalls für die höchste hielt, gar zu großen Werth, namentlich dem excentrischen Sohne gegenüber, im Ganzen aber mußte sich – so schien es wenigstens Woldemar – mit dem an sich verständigen Manne doch leben lassen, wenn man ihn nicht fortwährend reizte oder durch Eigensinn und Widerspruch auf's Aeüßerste erbitterte.

Schon auf dem Heimwege leuchtete es Woldemar ein, daß es nur auf des jungen Günthers künftiges Verhalten ankommen werde, ob zwischen ihm und dem Vater – von der weichen, duldsamen Mutter konnte gar nicht die Rede sein – ein dauerndes Verhältniß sich anbahnen lasse. Woldemar erkannte die Gefahr, die noch immer drohend im Hintergrunde lauerte und er verhehlte sich nicht, daß er selbst als Mittelsperson dem Doctor in sehr zweideutigem Lichte erscheinen müsse, wenn dessen Sohn in seine alten, vom Vater bereits schonungslos verurtheilten Fehler zurückfallen sollte. Woldemar besaß Phantasie genug, um die wahrscheinlichen Folgen einer solchen Möglichkeit sich mit den lebhaftesten Farben auszumalen, und eben weil diese Möglichkeit seinem Dafürhalten nach in den Verhältnissen selbst, vornehmlich aber in dem Charakter oder der Charakterlosigkeit des Dichters gegeben war, nahm er sich vor, seinem Freunde Paul, auf den er sich verlassen durfte, Alles mitzutheilen, was ihn bewegte, ihn bald mit frohen Hoffnungen erfüllte, bald wieder trüben Befürchtungen Raum gab.

Unmittelbar nach seiner Heimkunft schrieb er folgenden Brief an Paul von Podelwitz:

»Mein lieber Paul!

Bei meiner Abreise aus Leipzig war mir nicht ganz wohl zu Muthe. Ich kam mir vor, wie ein Mensch, der in eines Andern Haut geschlüpft ist und sich in dieser neuen Körperhülle nicht zurecht finden kann. Der Brief Deines Intimus und mein Wort, das ich, wie immer, in meiner Gutmüthigkeit Dir und Günther gegeben hatte, machte mich unruhig. Daß Ihr Schlesier doch nie und nimmer Eure Natur verläugnen könnt! rief ich mir zu und kanzelte mich ganz im Stillen, damit es ja Niemand erfahre, tüchtig ab. Geholfen ward natürlich mit dieser Gardinenpredigt, die Gemahl Verstand diesmal Frau Herz hielt, nichts. Frau Herz schlug ihren Mantel dichter um sich und Gemahl Verstand mußte, um nicht eine ebenfalls nutzlose Heiserkeit davonzutragen, seinen Vortrag abbrechen, obwohl er sehr bündig und wohl geordnet war. Allein Recht hatte er doch nicht gehabt, und ich thue mir als eingefleischer Schlesier jetzt ordentlich etwas Rechtes zu Gute auf meine Herzensgerührtheit. Höre, was mir begegnete!«

»In Dresden einreitend, war ich willens, Deinen gräflichen Herrn Vetter zu besuchen, wie ich aber auf den Palais-Platz kam, spürte ich bereits wieder einige abmahrende Zuflüsterungen, und ich wußte nicht, was thun? Loose! Laß den Zufall entscheiden! rief es da in mir, und

siehe da, meine Seele war auf der Stelle ruhig. Ich klammerte mich also recht fest um diesen Stab aller Unschlüssigen und sagte *also* zu mir:

Woldemar! So Dir auf der Brücke zuerst ein herrschaftlicher Wagen oder ein herrschaftlicher Bedienter in Livree oder ein hoher Officier, versteht sich in Uniform, kurz, etwas begegnet, das als Gruß der vornehmen Welt angesehen werden kann, dann machst Du Visite bei dem Grafen, läuft Dir aber ein Betteljunge zuerst entgegen, oder ein wendisches Dienstmädchen oder ein bürgerliches Gefähr kreuzt Deinen Weg, so existirt der Graf für Dich nicht und Du thust, als hättest Du nie von ihm sprechen hören! Und richtig, kaum setzte mein Roß den Huf auf die Brücke, so rief auch schon ein recht dumm in die Welt hinein glotzender wendischer Tölpel mit weißrother Zipfelmütze auf seinem Strobelkopfe sein gedehntes Hoi mir zu.

»Um mir nun selbst Wort zu halten, trabte ich ein paar Stunden später schon wieder zum schwarzen Thore hinaus in die brütende, kienduftige Haide hinein.

»Du und mehr noch Dein poetischer Freund lachtet mich aus wegen meiner Liebhaberei, immer die Zuflucht zum Zufall, oder wie ich lieber sage, zur Vorsehung zu nehmen. Denn so lange der Glaube an einen lebendigen, allwaltenden Gott mich nicht verläßt, muß ich doch annehmen, daß Alles unter seiner Oberleitung steht, und deshalb hat diese Hingabe an die ihm allein überlassene Entscheidung für mich etwas ungemein Beruhigendes, ja geradezu Beglückendes. Daß ich Recht gethan habe,

nicht selbst über mich zu verfügen, lehrte mich schon der nächste Tag. Wer mag wissen, wie es jetzt um mich stände, hätte ich anders gehandelt! Der Zufall führte mich mit Deinem Vetter zusammen und zwar fast auf derselben Stelle, wo vor einigen Wochen Dein Pferd scheute und der Name des Grafen zuerst zwischen uns genannt wurde! Jetzt erst sehe ich ein, daß dies nicht Zufall, sondern Schickung, himmlische Schickung war. Doch höre weiter!

»Dein Vetter hat mich beherbergt, ich habe lange Stunden mit ihm und *seinem* Intimus, dem Pastor Rothe, gesprochen, disputirt, wenn Du willst, und ich kann Dir die Versicherung geben, nicht ohne Nutzen. Ob es Menschen gibt, die den Grafen bspötteln, ihn einen Schwärmer oder Kopfhänger nennen, das kümmert mich nicht. Für mich ist er ein Mann ›nach dem Herzen Gottes‹, wie die Schrift sagt, und ich glaube sogar, er ist auch ein Mann Gottes! Graf Zinzendorf wird von sich reden machen, und wenn der ganze Hof des Königs von Polen sich um ihn aufstellte, ihm Esel bohrte und ihn wie einen Bajazzo behandelte! – Aus diesem ersten Gespräche schon, das hoffentlich nicht unser letztes gewesen sein wird, habe ich mehr für mich und mein Leben profitirt, als in Jahren vor diesem Tage. Es konnte nicht ausbleiben, daß während unseres Gesprächs die Rede auch auf mich selbst kam. Der Graf wollte mich nicht ziehen lassen. Mit den Worten: ›Bleibe bei uns!‹ die in seinem Munde wie der Ruf eines Engels klangen, dem man nur zu gern folgen möchte, reichte er mir die Hand. Ich nahm sie an, ohne die Bitte

gewähren zu können. Einen Grund für mein Eilen mußte ich aber angeben. Konnte ich etwas Anderes thun, als die Wahrheit sagen? Gewiß billigst Du meine Redlichkeit. So sagte ich denn, was ich wußte, was ich durfte, und der Name Deines poetischen Freundes ward genannt.

»Graf Zinzendorf wurde darauf still. Rothe, ein eifriger Theolog, ein Streiter für die Kirche des Herrn, wie er sie sich denkt, ließ einige nicht eben sehr empfehlenswerthe Bemerkungen einfließen. Er hat früher von Günther gehört, und, wie eben beide Männer geartet sind, konnte er keinen Wohlgefallen an dem durch's Leben stürmenden Poeten finden. Du kannst indeß ruhig sein. Dein Vetter wird Dir und Deinem Freunde gewiß die Hand bieten, wenn Einer oder der Andere von Euch seine Vermittelung in Anspruch nimmt.

»So schied ich von diesem wundersamen Menschen ungerne und doch voll Hoffnung. Fast glaube ich, es würde mir unendlich schwer, wo nicht ganz unmöglich geworden sein, mein Wort zu halten, ohne dies ermuthigende Zusammentreffen mit Zinzendorf. Die Stärke, welche man dem Glauben zuschreibt, ist eine Kraft voller Wunder, mag man dagegen sagen, was man will. Kann ein Mensch erst glauben, so ist ihm nichts mehr unmöglich, es gibt dann für ihn keine Schwierigkeiten mehr.

»Deinem glaubensstarken, gotterfüllten Vetter allein habe ich es zu danken, daß ich an das Gelingen der selbst übernommenen Mission glaubte. Alles, was Zinzendorf mit mir durchgesprochen hatte, blieb lebendig in

mir, und mir war es, als begleite mich dieser milde, fromme, klare und so merkwürdig aufopferungsfähige Mann auf Schritt und Tritt. Er trat auch mit mir in das baufällige Haus des Doctor Günther, und sein Geist wenigstens schwebte über mir, war in mir thätig, als ich dem Vater Deines Freundes gegenüber saß und ihm Rede stehen mußte. Auch hier bin ich keinen Finger breit von der Wahrheit abgewichen, und dennoch hab' ich – oder die Vorsehung in Gestalt eines glücklichen Zufalles, den ich in jenem Liede bei mir trug, das Günther am Abend vor meiner Abreise in tiefer, moralischer Zerknirschung niedergeschrieben hatte – den Sohn seinem Vater wiedergegeben. Deinem Freunde ist verziehen, wenn er hält, was jenes Lied gelobt; wenn er wird, was er in jenem Liede zu sein vorgibt und was er jedenfalls war, als er es dichtete! Darauf kommt Alles an, und es muß jetzt Deine hohe Aufgabe sein, mein wackerer Freund, diese geistige Umkehr zu einer dauernden für den Dichter zu machen. Es wird auch dies gelingen, wenn Du den rechten Glauben dazu mitbringst. Günther hat dasselbe zu thun, sobald er Antwort von seinem mild gestimmten Vater erhält. Glaube aber, felsenfester Glaube muß da sein, sonst fehlt die Kraft und ohne Kraft, wird nichts geschafft!«

»Ich sah auch die Mutter Christians. Gesprochen habe ich sie eigentlich nicht, ich erfülle aber gewiß nur ihren Wunsch, wenn ich dem Sohne tausend Grüße von ihr sende.

Gott befohlen, altes Haus! Binde keine Bären mehr an, weder für Dich noch Andere, stütze vertrauensvoll den

Geängsteten und eben dadurch schwach Gewordenen,
und glaube immer an die uneigennütze Freundschaft
Deines

Woldemar v. Raschau.«

Dies Schreiben fertigte der Gutsbesitzer auf der Stelle ab, damit es womöglich noch eher in Paul's Hände komme als der Brief des Doctor Günther an dessen Sohn.

VIERZEHNTE KAPITEL. FREUD' MUSS LEID HABEN.

Die Freunde hatten sich seit einigen Tagen nicht mehr gesehen. Paul war dies zwar unlieb, er wunderte sich aber nicht darüber, weil eine derartige Vernachlässigung nicht vereinzelt dastand. Günther verschwand bisweilen allen seinen Bekannten auf unbestimmte Zeit, und es blieb dann Allen ein Geheimniß, was er in solchen Zwischenzeiten angefangen, wo er sich aufgehalten hatte. Ließ er sich eben so unerwartet wieder blicken, so war er das eine Mal ausgelassen heiter, ein anderes Mal wieder niedergeschlagen und so melancholisch, daß er gar nichts von Lust und Leben hören mochte. Gewöhnt an diese Launen des Poeten, fügten sich ihnen Alle. Selbst Fragen unterblieben neuerdings, da er diese ungerne und offenbar ausweichend beantwortete.

Paul war, um des Freundes bald wieder habhaft zu werden, jeden Tag nach dessen Wohnung gegangen, mußte aber immer mit derselben Antwort der geschwätzigten Vermietherin: »Ist noch nicht hier« die fünf halbrecherischen Treppen wieder herabsteigen. Als er das

letzte Mal diesen Gang machte, war es bereits dämmerig, und wie Paul die erste Treppe hinaufstieg, kam ihm von Oben herab ein zierliches Mädchen entgegen, das wie ein Dienstmädchen gekleidet ging und einen Henkelkorb am Arme trug. Um die Herabsteigende vorbei zu lassen, mußte er zur Seite treten. Ein Blick in das Gesicht des jungen Mädchens sagte ihm, daß sie ungewöhnlich hübsch war, und wie sie mit leichter Neigung des Kopfes an ihm vorüberschritt, bemerkte er, daß sie weinte. Auch fiel ihm gleichzeitig die schneeige Weiße ihres feinen Armes auf. Gern hätte er das hübsche Kind angeredet, es schlüpfte aber so schnell die schmalen Stufen hinab, daß ihm keine Zeit dazu übrig blieb. Vor der Saalthür Günthers angekommen, erhielt er von der wachsamem Wirthin die alte bekannte Antwort.

»Hat wohl kürzlich Jemand den unstätten Herrn zu sprechen gewünscht?« fragte er die heute sehr mürrische Alte.

»Mehr als *ein* Jemand,« versetzte diese, offenbar unzufrieden mit dem unordentlichen Lebenswandel ihres Einlogirers. »Mich dauert nur eine *gewisse* Jemand, die nicht müde wird, jeden Tag früh und Abends anzuklopfen und die jedesmal betrübter wieder fortgeht. Wenn mein Herr Leichtfuß dem armen Kinde nur nicht ihr niedliches Köpfchen verrückt hat! Es wäre Sünde, weiß Gott, lieber Herr, himmelschreiende Sünde wär's!«

Paul fühlte sich nicht veranlaßt, mit der klatschhaften Vermietherin ein Thema zu besprechen, das so viele Anhaltspunkte zu lieblosen und verleumderischen Bemerkungen bot. Desto mehr gab ihm die zufällige Begegnung zu denken. Günther hatte ihm nie gesagt, daß er ein bestimmtes Verhältniß mit irgend einem weiblichen Wesen angeknüpft habe. Er hielt ihn auch für viel zu flatterhaft und genußsüchtig, um ihm eine so große Beständigkeit zuzutrauen. Ueberhaupt ließen alle Aeüßerungen des Dichters vermuthen, daß er das eigentliche Wesen der Liebe weder kenne noch kennen zu lernen gewillt sei. Ihm war das Weib nur ein angenehmes Spielzeug, dazu erschaffen, um sich in müßigen Stunden die Zeit damit zu vertreiben. Oft hatte sich dieser lockeren Ansicht wegen Paul schon mit dem Freunde ernsthaft erzürnt, ohne durch seine Einreden ihn andern Sinnes machen zu können, und Beide waren deshalb stillschweigend von der Berührung eines Themas zurückgekommen, das jedesmal mit gegenseitiger Verstimmung endigte.

Die Worte der Vermietherin beunruhigten Paul, und da er Günther aufrichtig liebte und seiner Geistesgaben wegen höher schätzte, als jeden Andern, mit dem er bisher in Berührung gekommen war, nahm er sich vor, gelegentlich doch wieder das Gespräch auf dies verfängliche Thema zu bringen. Mit dem festen Entschlusse, den leicht beweglichen, aber leider oft sehr unbesonnenen Freund

nicht ohne abgelegtes Geständniß entschlüpfen zu lassen, betrat er seine Wohnung wieder. Hier fand er Woldemars Brief vor, den er begierig erbrach und mit frohem Herzklopfen durchlas.

»Gerettet! Gott sei gelobt!« rief er bewegt und innerlichst beglückt aus, und sein Herz fühlte sich plötzlich frei von einer Last, die es lange schon schwer bedrückt hatte. »Wenn der geheimnißvolle Schwärmer doch aufzufinden wäre, damit ich ihm diese frohe Botschaft mittheilen könnte! – Wie wird er jubeln! Welch' neues, hoffnungfrohes Leben wird sich ihm eröffnen! In Welch' poetischem Lichte wird ihm jetzt die ganze Welt erscheinen! – Der Vater mild, gerührt, versöhnt! Die ganze traurig-wüste Vergangenheit, die er absichtlich zu verschleiern sich bemüht, vergeben und vergessen! – Es hilft nichts, ich muß doch wieder auf Kundschaft ausgehen. Daheim hab' ich keine Ruhe, und wer weiß, ob der Zufall, dem Wolde mar ein so großes Loblied singt, mir nicht auch einmal günstig ist!«

Paul steckte den Brief zu sich und machte sich auf den Weg. Um den Zufall recht ungestört walten zu lassen, ging er straßauf, straßab, wie es ihm gerade in den Sinn kam. Er folgte dabei nur dem lockenden Nachtbilde, das jetzt die schon ziemlich still gewordene Stadt darstellte. Die meisten Straßen waren zur Hälfte hell vom Monde beschienen, während die andere Hälfte im Schatten lag. Die hohen Häuser mit den vielen Erkern warfen mitunter

höchst malerische Schatten, wie denn die ganze Architektur derselben in der herrlichen Mondbeleuchtung erst völlig zu ihrem Rechte kam.

Schon hatte er sämtliche Hauptstraßen abgesprochen, und war auch an einigen Orten, wo Studirende und Studiengenossen häufig verkehrten, vorgegangen, ohne den Gesuchten zu finden. Jetzt näherte er sich vom Brühl her dem Ranstätter Thore. Dies war längst geschlossen. Er vernahm lauten Wortwechsel, dann einen klatschenden Schall, einen Schrei, und gleich darauf übermüthiges Lachen und Schritte eines schnell Entfliehenden. Die Gestalt desselben ward bald an dem Schatten bemerkbar, der vom Thore her dem Brühl zulief. Ein paar altersschwache Stadtsoldaten folgten unter lautem Rufen, blieben jedoch hinter dem Enteilenden zurück.

Paul blieb im Schutz eines Thorwegs stehen, um das Resultat dieser Jagd abzuwarten. Der Flüchtende eilte dicht an ihm vorüber und erschreckt sah er, daß es Günther war. Da er gleichzeitig auch bemerkte, daß die Nachsetzenden ihre Verfolgung aufgaben, schritt Paul dem Dichter rasch nach und rief ihn an der nächsten Straßenecke bei Namen. Günther blieb stehen und lauschte. Paul's wiederholter Ruf und die bekannte Stimme machten ihn umkehren, und lachend umarmte er den Freund.

»Hast Du's mit angesehen?« fragte Christian ganz aufgeregt und offenbar mit seinem Thun sehr zufrieden. »Ich hab' mich göttlich amusirt. Wie das patschte! Der hopenstengliche Kerl drehte sich um wie ein Kreisel, und

pardautz purzelte er mit der Nase gegen die alte Mauer, daß von dem Wetterleuchten seiner glotzigen Triefaugen gewiß ein paar Funken in den hohlen Kasten seines Gehirnbehälters abgeflogen sind und nun als Irrlichter auf dem dunstigen Schutthaufen seiner längst gestorbenen Gedanken umgehen! Nichts Dümmeres gibt es in der Welt, als daß man zahlet Thorsperrgeld! Bei Jove, 's war ein capitaler Spaß! Leider hilft er mir zu keinem Capital, selbst wenn er mein Caput mit dem köstlichsten Gedanken auspolsterte.«

»Du bist, scheint es, in recht munterer Stimmung,« sagte Paul, der den unnützen Streich des Freundes durchaus nicht billigen konnte.

»Munter oder verbiestert, wie Du willst! Es kommt ganz darauf an, wie Luna's Silbermund mich küßt, ob scheidelrecht oder von der Seite.«

»Kommst Du etwa vom Küssen?«

»Darauf will ich nicht Antwort geben, Freund, dieweil der Mond so wunderherrlich scheint.«

»Wenn das ein stichhaltiger Grund ist, lieber Christian, dann möchte ich wohl auch wissen, weshalb Du so lange für keines Menschen Auge sichtbar geworden bist? Ich habe Dich gesucht, wiederholt und mit Schmerzen.«

»Wirklich, hast Du? Das bedaure ich, Paul! Aber tröste Dich, es werden mich Andere mit noch weit mehr Schmerzen gesucht haben.«

»Das glaub' ich fast, denn –«

»Lief Dir etwa solch ein sauertöpfisches Gesicht in den Weg? Nun, immer laß sie laufen, wenn sie mich nur nicht umarmen und festhalten.«

»Bist Du schon wieder in der Klemme? Ich dachte, wir hätten Dich völlig losgeeist.«

»Guter Paul, bedenke, daß da, wo nur dann und wann die Sonne auf kurze Monate scheint, sich immer von Neuem Frost einstellen muß! Wo es aber friert, da setzt auch Eis an. Kurzum, in meinen vier Pfählen wird mir nie wohl, darum suche ich die freie Natur, und im Rosenthal finde ich stets den Hain der Musen, denen ihr Gott und Anbeter Unterricht gibt in der Kunst des Anmuthigen und Schönen.«

»Du bist und bleibst ein Schwärmer,« sagte Paul, »sollst aber, was ich Dir jetzt mit mehr Nachdruck sage, als je zuvor, von Morgen an allem Schwärmen Valet sagen und ein gesetzter Mann werden, wie es sich für Deine Jahre ziemt.«

»Philister über Dir, Simson! Also wahre Dich, Günther!«

»Es ist mein völliger Ernst, Christian, und es muß auch der Deinige sein. Woldemar hat geschrieben.«

Paul fühlte den krampfhaften Druck von Günthers Hand an seinem Arm. Alle Munterkeit, alle Lust zum Scherz war augenblicklich verschwunden.

»Und was hat er geschrieben?« fragte er, während Tropfen kalten Schweißes seine Stirn bedeckten.

»Du sollst den Brief selbst lesen, wenn Du mir in meine Wohnung folgen willst.«

»Ich bin verlassen – aufgegeben!«

»Wenn Du Dich selbst aufgibst, vielleicht, wenn Du aber dem Geiste, der in Dir waltet und mit dem Gott selbst Dich beliehen hat, ein treuer Knecht wirst, dann wirst Du glücklich werden. Dein Vater ist versöhnt!«

Günther ward still. Paul fühlte den Schlag seines Herzens. Die Nachricht hatte ihn erschüttert, daß er zitterte.

»Sind Bedingungen dabei?« fragte er nach einer Pause.

»Keine, die Du nicht eingehen könntest.«

Wieder schwieg Günther. Ein Sturm von Gedanken mußte in ihm toben, denn das Zittern des Armes, der in dem des Freundes lag, wollte sich nicht verlieren. Sie traten in Paul's Zimmer, dieser zündete Licht an und reichte Günther Woldemars Brief hin.

Der Dichter las das Schreiben bedächtig durch, jede Zeile, jedes Wort ängstlich wägend. Endlich reichte er es Paul wieder, ohne zu sprechen.

»Nun? Du schweigst? Hast Du mehr erwartet?«

»Nein, viel weniger, und weil es mehr ist, als ich zu erwarten berechtigt war, kann ich mich nicht darüber freuen.«

»Du bist ein incommensurabler Mensch!«

»Sag' lieber, ein unzurechnungsfähiger. Und das ist auch natürlich; denn sieh', Paul, mein Geist hat gelitten.«

»Einbildungen, thörichte Einbildungen! Du hast, Gott weiß wo, herumgeschwärmt, bist erschöpft und da kommt es Dir in den Sinn, Dein Geist müsse gelitten haben! Schlafe erst wieder einmal ordentlich aus, lebe

einen Tag lang naturgemäß, und all' die schwarzgalligen Gedanken werden rosenrothen und buchengrünen auf der Stelle Platz machen.«

»Du denkst besser von mir, als ich selbst,« versetzte Günther. »Dafür bin ich Dir dankbar, aber es kann und wird damit nichts geändert werden. Weißt Du, ich habe einen dummen Streich gemacht.«

»Wer nie irrt, leistet auch nichts.«

»Ich bin unwahr gewesen,« sprach Günther düster.

»Gegen Dich oder gegen Andere?«

»Gegen mich und Andere. Ich habe mich überschätzt.«

»Dein Talent? Darin irrst Du.«

»Ich kann nicht halten, was ich dem Vater zusagte,« sprach der Dichter seufzend.

»Günther!« rief Paul. »So sei doch endlich einmal ein Kerl, vor dem Alle Respect haben müssen! Wenn Dein Vater Dich wieder unterstützt, Dir nicht hinderlich ist in Deinen Studien, und worauf es ja doch immer ankam, Dir auch das Dichten nicht untersagt, wird es Dir doch möglich werden, unter Deinesgleichen zu leben und regeltere Bahnen einzuschlagen!«

»Das wäre möglich,« versetzte Günther, »unmöglich aber wird es mir, mein geistiges Eigenthum unter Schloß und Riegel zu legen und es da ganz still verschimmeln zu lassen. In einer Stunde moralischen Katzenjammers ist es mir gelungen, ein geistliches Lied zu dichten, das wohl nicht schlechter gerathen sein mag, als hundert andere

ähnlichen Schlages, es wird mir aber schwerlich gelingen, ein zweites zu Stande zu bringen. Der Mensch kann nicht besingen, was er nicht glaubt.«

»Wenn ich dies auch zugeben muß,« erwiderte Paul, »so darfst Du wieder nicht vergessen, daß wir Alle mit den Jahren auch unsere Ansichten modificiren, und selbst, wenn sich dies nicht als Regel aufstellen ließe, wer verlangt denn von Dir begeisterte Lieder, die Zeugniß geben sollen von Deinem Glauben?«

»Mein Vater wird sie verlangen.«

»Du lebst ja nicht in seinem Hause.«

»Er wird sich erkundigen und mich controliren, denn das liegt ohnehin in seiner Natur.«

»Quäle Dich nicht, sondern hoffe lieber. Mein Vetter soll Rath schaffen.«

»Der fromme Graf? Ja, wenn ich in Woldemar's Haut schlüpfen könnte! Meinst Du, ich werde diesem neuen Apostel gefallen?«

»Gewiß! Du *wirst* es, wenn Du *willst*, und Du *willst* es, wenn Du geistig Dir treu bleibst!«

»Das klingt ja, als seist Du der Meinung, ich hätte bisher den Schalksnarren mit meinen Talenten gespielt.«

»Laß uns die Worte nicht zu scharf gegen einander abwägen, sondern nur die Thatsachen festhalten,« sagte Paul. »Wie Du aus Wittenberg flüchtetest, um einer ansteckenden Atmosphäre zu entgehen, so mußt Du jetzt auch Leipzig verlassen. Hier wirst Du nie, was Du werden sollst und kannst. Es wäre viel darüber zu sagen, wenn es auf Auseinandersetzungen ankäme. Ich bin aber nicht für

nutzlose Debatten, sondern für wirksames Handeln. Also rathe ich: sobald Dein Vater schreibt, packst Du zusammen und bläst zum Rückzuge.«

»Wo willst Du mich denn eigentlich hinschicken?« fragte Günther neugierig.

»Nach Dresden.«

»Nach der chursächsischen Residenz mit der verführerischen lockern polnischen Wirthschaft?«

»Gleichviel, es ist der Ort, der für Dich paßt –«

»Ha, ha, ha, ha!«

»Lache, so viel Du willst, ich hab' doch Recht.«

»Nein, Paul, Du hast ganz und gar nicht Recht,« fiel Günther ein. »Ich passe in eine Residenz, wie der Pferdefuß in einen Ballsaal. Mich ekelt nichts mehr an, als vorgeschriebene Etiquette. Legt man mir auf, ich solle steife Complimente nach vorgeschriebenem Ceremoniell, nach einem fest stehenden Tacte machen, so werden sicherlich Bockssprünge daraus. Nur in einem Punkte könnte ich vielleicht unter das unbeaufsichtigte Hofgesinde passen, ich meine, wenn man von mir nicht verlangt, ich solle nach Vorschriften liederlich sein! In diesem Punkte, Paul, könnte ich wohl etwas Apartes leisten, nur ziehe ich es auch dann vor, dies in meiner Weise zu thun und lieber als Bacchant unter Bacchanten den Thyrsusstab zu schwingen, als unter besoffenen Schranzen in gesticktem Gallakleid und mit vorschriftsmäßig gepuderter Perrücke!«

Er stand auf und bot dem Freunde bewegt gute Nacht.

»Schlaf' wohl,« sprach Paul, »und überlege Dir die Sache! Du wirst morgen ruhiger sein und also auch ohne Vorurtheil Deine eigene Lage überblicken. Ich bin überzeugt, Dein Glück ist gemacht, wenn Du Dich selbst verstehst und Deine Talente richtig anwenden lernst.«

Günther entfernte sich. Es war seit mehreren Tagen wieder die erste Nacht, welche er in seiner verwilderten Dachstube zubrachte. Die Vermietherin begrüßte den späten Ankömmling mit einer ganzen Liste von Personen, die nach ihm gefragt hatten. Unter diesen befand sich als täglich zweimal wiederkehrender Gast auch ein Mädchen, das die redselige Wirthin umständlich zu schildern sich angelegen sein ließ. Günther bedurfte keines so ausführlichen Portraits, um die ihn Suchende zu erkennen. Er antwortete nicht, sondern schnitt der Schwatzenden den Faden ihrer Rede durch Verriegelung seiner Thüre ab.

Paul sah nach der gehaltenen Unterredung mit dem Freunde dem nächsten Morgen mit erwartungsvoller Spannung entgegen. Er zweifelte nicht, daß Günthers Vater dem Sohne brieflich seine Aussöhnung angezeigt habe. Das Eintreffen eines solchen Schreibens mußte – davon war er überzeugt – Epoche machen im Leben des Dichters, der nun schon Monate lang ohne wirklichen moralischen Halt nur den Einfällen seiner Laune und den glücklichen Momenten sich hingab, die sein Genius leuchtend über ihn ausgoß.

Aufsuchen, ihn stören mochte Paul nicht. Er war überzeugt, Günther werde nicht lange in seiner Behausung

bleiben, wenn erst der beruhigende Brief des Vaters in seine Hände gelangt sei. Es verging aber Stunde nach Stunde, ohne daß der Erwartete sich blicken ließ. Der Mittag kam heran und er war immer noch nicht bei dem Freunde.

Paul ward nun besorgt. Um ihn möglicherweise zu finden, verfügte er sich in's Convict. Günther besaß zwar nicht das Recht, an dieser von der Landesregierung und von Privaten gegründeten Tafel für unbemittelte Studenten zu speisen, er pflegte sich aber doch häufig um die übliche Speisestunde in dem räucherichen Saales einzufinden, um bald da, bald dort die Stelle eines Fehlenden einzunehmen. Gekannt, und seiner muntern Einfälle wegen wohl gelitten, gehörte er zu den ›Schnurrern‹, für die immer Platz war.

Der Inspector, »Convictschniepel« genannt, ein kleines, dürres Männchen, hatte eben seinen Platz auf dem kanzelartigen Katheder eingenommen, als Paul in den von mehr als hundert Studenten angefüllten Speisesaal trat. Es ward geläutet, der Inspector las mit dünner Stimme das lateinische Tischgebet, während dessen die Convict-Berechtigten mit halbgelüfteten Mützen um die großen viereckten Tische auf glatten, braunen Holzbänken Platz nahmen. Es war dies der günstigste Augenblick, die Zahl der Schnurrer mustern zu können, weil diese zwischen den Bänken stehen blieben, um zu sehen, wo etwa ein Platz leer bleibe, den sie nach aufgetragener Suppe mit Genehmigung des Tischältesten einnehmen könnten.

Paul suchte überall herum, er fragte auch einige Bekannte, allein Keiner hatte von Günther gehört. Unverrichteter Sache mußte der Freund des Dichters wieder nach Hause gehen. Hier blieb er abermals harrend den ganzen Nachmittag, um den etwa Vorkommenden ja nicht zu versäumen.

Unter Besorgnissen mancherlei Art ward es Abend; die Sonne ging unter, Günther aber kam nicht. Da litt es den geängsteten Freund nicht länger in seiner Behausung. Er eilte nach der Wohnung des Dichters – dieser war daheim.

Paul erschrak, als er Günther erblickte, der zusammengekrümmt auf dem harten Kanapee hockte und wie ein Gespenst mit gläsernem Auge in's Leere starrte. Vor ihm auf dem Tische stand eine Flasche, ein Glas lag zerbrochen am Boden. Das ganze Zimmer roch stark nach Spirituosen.

»Günther, bester Günther!« redete Paul den Freund an. »Was gibt es? Ich glaube, Du hast getrunken!«

»Glaub's selber,« versetzte dieser mit stammelnder Zunge. »Mir war so weh, und ich wollte lustig werden.«

»Du bist es aber, dünkt mich, nicht geworden.«

»O doch, doch! Kann schon wieder recht herzhaft lachen.«

Er versuchte wirklich zu lachen, es klang aber mehr wie Jammern, und der hohle Brustton schnürte Paul vor Entsetzen fast die Kehle zu.

»Hast Du Nachricht von Deinem Vater erhalten?« fragte er, einen Stuhl neben das Kanapee schiebend und Platz darauf nehmend.

Günther nickte.

»Gute?«

Abermals antwortete der Halbtrunkene durch Kopfnicken.

»Und ein so frohes Ereigniß feierst Du auf so frivole, ich möchte fast sagen, sündhafte Weise?«

Günther schüttelte den Kopf, und in seinen schlafertuglichen Zügen wühlte ein dämonisches Zucken.

»Glück braucht keine Courage,« sprach er heiser. »Unglück nur kann sie nicht entbehren. Da! Lies 'mal den Wisch hier, und dann sag', ob ich nicht Recht that, zur Erleuchtung meines Hirns Feuer einzuschlürfen?«

Er reichte dem Freunde ein Billet, das neben ihm auf dem Kanapee lag. Paul trat an's Fenster, um die seinen Schriftzüge in der Dämmerungshelle noch zu entziffern. Es war offenbar eine Frauenhand, was auch die Unterschrift ›Doris‹ bestätigte.

»Wahnsinniger!« rief Paul, als er das Blättchen gelesen hatte. »Was soll nun geschehen?«

»Das ist doch wohl einfach,« erwiderte mit hohlem Lachen der Unglückliche. »Doris will, ich soll Hochzeit machen, und da man auf Hochzeiten zu tanzen pflegt, ich aber das Tanzen nicht gut gelernt habe, so muß ich mich auf's Springen und Tollen einrichten.«

Er sprang mit heiserm Schrei vom Kanapee, faßte Paul um die Taille und begann sich mit ihm im Kreise zu drehen.

»Sieh, altes Haus, es fängt schon an,« sagte er. »Der scharfe Wein hat seine Wirkung gethan. Ich kann springen und lustig sein. Und wenn Doris das Flennen nicht einstellt, so bitt' ich den Papst zu Gevatter und des Teufels Großmutter muß Kinderfrau sein. Und dann soll's ein Leben geben, wie es weiland Gebrauch war in Sodom und Gomorrah.«

Günther riß den sich sträubenden Paul auf und ab im Zimmer, warf Tisch und Stühle dabei um und stimmte ein damals bekanntes, ziemlich zweideutiges Lied an, das er so lange mehr schrie als sang, bis die Stimme ihm versagte und er ermattet, wie gebrochen, auf dem Kanapee zusammenknickte.

Vom nahen Thomasthürme herab wehte der Abendwind die Töne einer Klarinette. Es war neun Uhr Abends; der Thürmer blies die Melodie des Liedes:

»Wer nur den lieben Gott läßt walten.«

Paul hielt noch die zitternde Hand des Dichters. Er wollte ihn nicht sich selbst und seinem wilden Grimme überlassen.

»Ja wohl,« sprach er, Günthers Hand fester umschlingend:

»Und hoffet auf ihn alle Zeit,
Den wird er wunderbar erhalten,
In allem Schmerz und Herzeleid!«

»Christian, Christian!« rief er dem Armen zu, der bleich, mit geschlossenen Augen und keuchender Brust in der Ecke lehnte, »nicht abwärts sieh, nach Oben wende Deinen zweifelnden Blick! Die Stimme, die vom Himmel herabklingt in Dein weherfülltes Herz, wird auch Dir Rettung und dereinst Ruhe bringen!«

Günther gab keine Antwort. Er athmete röchelnd. Die ermattete Natur hatte der Schlaf mitleidig in seine Arme genommen.

ZWEITES BUCH. VERMALEDEIT.

ERSTES KAPITEL. EIN ABEND IN BOSE'S GARTEN.

Der Michaelis-Meßsonntag war von sehr schönem Wetter begünstigt. Bald nach Tische bevölkerte sich die um die innere Stadt Leipzig laufende Promenade, die außer ihren Linden damals noch keinen andern Schmuck besaß. Auf dem mit einer doppelten Reihe Bretterbuden bedeckten Roßplatze zwischen dem Peters- und Grimmaischen Thore wimmelte es von müssigen Gaffern. Truppweise stellten sie sich vor den Schaubuden auf, um vorerst die Anpreisungen der gemietheten Ausrufer zu vernehmen, die jedem Eintretenden für geringes Entrée Wunderdinge verhiessen. Am meisten Anziehungskraft, namentlich für die vom Lande hereingekommenen Besucher des berühmten Weltmarktes, hatten ein Wachsfigurencabinet und die Schaustellungen einer Gesellschaft Ringer. Beide Buden standen dicht neben einander und entfalteten jetzt große Bilder, grob auf Leinwand gemalt, welche abenteuerliche Abbildungen lockendster Art enthielten. Starke Männer, die mit großer Gewandtheit stauenswerthe Kunststücke machten, fanden stets Bewunderer; denn man kannte in jenen Tagen noch nicht die edle Turnerei, die gegenwärtig schon in früher Jugend gelehrt und allgemein mit großem Fleiß getrieben wird.

Das feinere Publikum Einheimischer und Fremder hielt sich größtentheils fern von dem dunstigen Gedränge der Volksmasse zwischen den Schaubuden, deren Gelärm

weithin vernehmbar ward. Es lustwandelte, die elegante Welt in höchstem Glanze zwischen den Linden, und wollte offenbar nicht sowohl sehen als gesehen werden. Und zu sehen gab es in der That gar Mancherlei. Nicht bloß der Reichthum prächtiger Kleider und modernster Toiletten, in welchen die Frauenwelt prunkte, gab Tausenden zu Bemerkungen erwünschten Anlaß, man hatte auch fremdartige Trachten aus fernen Ländern zur Messe gekommener Kaufleute zu mustern. Bald schritten langsam und würdevoll ein paar feiste Türken mit ihren auffallenden Turbanen durch die heiter blickende Menge der Lustwandelnden, bald kamen schlaue umherschauende, behende Griechen in ihrer nicht minder anziehenden Nationaltracht daher und versendeten musternde Blicke nach jeder vorüberwandelnden Schönen. Dann wieder mußten die Spaziergänger einem Trupp polnischer Juden ausweichen, deren schwarze lange Rockelors, durch gleichfarbige Schärpen um die Hüften gegürtet, beim Gehen der lebhaft Gesticulirenden vorn auseinander schlugen, und die weißbestrumpften Beine ihrer Träger mit den nicht selten niedergetretenen Schuhen zum Ergötzen der scherzlustigen Jugend sehen ließen. Die hohen Pelzmützen dieser meist schlank gewachsenen Kinder Israels überragten die Köpfe aller andern Spaziergänger und waren schon von Weitem sichtbar. Die interessantesten Persönlichkeiten aller Meßfremden waren aber unstreitig die Perser vom Fuße des Kaukasus. Diese ebenfalls hoch gewachsenen Männer schritten stolz und ernst durch die hier schwatzende, dort lachende Menge, und

zogen die Blicke Aller mehr noch durch die männlich schönen, scharfen Züge ihrer gebräunten Gesichter auf sich, als durch ihre kleidsame Tracht, obwohl Frauen und Mädchen auch mit besonderm Wohlgefallen ihre Augen auf den farbigen Seidenschärpen der dunkeln Kaftane, wie auf den violetten oder purpurfarbigen Unterkleidern ruhen ließen, welche aus den geschlitzten Aermeln malerisch hervorglänzten.

Nach mehrmaliger Umwanderung der Stadt suchten die Vornehmeren eine Zuflucht in den nahe gelegenen Gärten, in denen sich damals an Sonn- und Festtagen die gute Gesellschaft gern zusammenfand. Der berühmteste und fashionableste dieser Réunions war Bose's Garten unsern des Grimmaischen Thores, in der Gegend gelegen, welche jetzt von den Häuserreihen der Königsstraße bedeckt ist. Hier gab es artige Gartenanlagen, schattige Lauben, Baumgänge, dies von der Scheere des Gärtners nach dem Geschmack oder vielmehr Ungeschmack der Zeit wunderlich genug zu Figuren zurecht geschnitten waren. Eigentlicher Comfort fand sich aber in Bose's Garten nicht vor. Die Tische, an welchen die Besucher Platz nahmen, waren von eitel Fichtenholz und gewöhnlich auf ein paar plumpen Füßen in die Erde befestigt. Stühle gab es ebenfalls nicht. Bänke ohne Lehne, unter denen auch tragbare sich befanden, ersetzten deren Stelle.

Um die fünfte Nachmittagsstunde strömten Hunderte diesem beliebten Aufenthaltsorte zu, in dessen Mitte auf unbedachtem Orchester ein Musikchor spielte. An den

musikalischen Leistungen dieser Leute ließ sich nichts aussetzen. Leipzig war auch vor anderthalb hundert Jahren schon eine Stadt, deren Bevölkerung mit Recht für musikliebend galt, und die auch ein Urtheil in musikalischen Dingen sich anmaßen durfte.

In dem belebten Garten waren alle Besucher der Messe vertreten. Ein Verweilen daselbst mochte wohl Vergnügen gewähren, namentlich dann, wenn es gelang, einen Platz zu gewinnen, wo man bequem sehen konnte, ohne sich selbst der Betrachtung Anderer zu sehr auszusetzen.

Dies Glück hatte außer manchen andern Begünstigten heute auch die Familie Ehrenhold. Eine Laube, aus der sich der Eingang zum Garten und die Hauptwege desselben leicht überblicken ließen, ward von dem wohlhabenden Papierhändler und Buchdruckereibesitzer nebst Frau und Tochter eingenommen. Nach Stadt- und Landessitte that sich die brave Bürgerfamilie gütlich an Kaffee und Kuchen. Alida hatte sich schon zum zweiten Male eine Portion des sehr beliebten Pflaumenkuchens geben lassen und verzehrte diesen mit solchem Appetite, daß ein Zuschauer nach gleichem Genusse lüstern werden konnte. Dabei ließ das schöne Mädchen ihre großen lachenden Augen munter unter den Ab- und Aufwandelnden herum spazieren und erwiderte manchen ihr geltenden Gruß mit bezauberndem Lächeln.

»Die edle Musica behaget mir heute sehr wohl,« sprach Herr Ehrenhold bei Beendigung eines ziemlich lärmenden Musikstückes, »und ich kann auch den Grund über

sothanes Behagen angeben, so Jemand gelüsten sollte, mich danach zu fragen.«

»Nun, Papa?« meinte Alida, den letzten Rest ihres Kuchens verspeisend. »Welchen Grund haben Sie denn?«

»Man ist mehr unter sich, man fühlt sich bürgerlicher
—«

»Unter den vielen Meßfremden, Papa?«

»Geschäftsleute können andere Geschäftsleute, welche ihre Zeit einer nützlichen Thätigkeit widmen, niemals geniren, dahingegen ich mich immerdar beenget fühle, wenn die Herren Studiosen mit ihrer academischen Freiheit aller Orten uns Bürger molestiren. Ich sehe heute von denen Studenten, so nicht in die Ferien gegangen sind, nur etzliche wenige, und diese scheinen der schlimmsten Sorte nicht anzugehören, weshalb ich denn fröhlich bin und den schönen Meßsonntag recht in Ruhe genießen will.«

Alida erwiderte lächelnd einen Gruß, der nur ihr allein gelten konnte, da Vater und Mutter nicht den vollen Anblick des Gartens hatten. Es waren einige Studenten, die gaffend an den einzelnen Lauben vorüberschlenderten und vor dem schönen Mädchen ihre Kopfbedeckungen gezogen hatten. Ehrenhold sandte den herumschlen-dernden Musensöhnen einen mißbilligenden Blick nach, unterließ aber jede weitere Bemerkung.

»Frische Sträußchen?« sprach eine weich klingende Stimme, und ein junges Mädchen in fast zu bescheidener Kleidung hielt dem Papierhändler ein kleines Körbchen

hin, das mit zierlich gebundenen Blumensträußchen angefüllt war. Jedes dieser Sträußchen lag in einer Papierhülle, die es wie ein weißes Mäntelchen umgab.

Ehrenhold schob das Körbchen zurück, ohne aufzublicken. Er hielt es nicht für nöthig, gegen Frau und Tochter galant zu sein.

»O bitte, bitte; bester Herr, kaufen Sie mir ein paar Sträußchen ab!« bat das Mädchen mit bewegter Stimme. »Ich bin so hungrig!«

Jetzt sah Ehrenhold auf. Das Mädchen hielt ihm noch immer das Körbchen mit den Blumen vor, während ihre Blicke nur schüchtern von einem Gegenstande zum andern schweiften.

»Hungrig bist Du?« erwiderte der Papierhändler. »Du magst wohl nicht arbeiten?«

»Bester Herr, kaufen Sie ein paar Sträußchen!« sprach dringender das jetzt bereits zitternde Mädchen.

Alida langte nach dem Korbe und wählte drei der schönsten Sträußchen aus.

»Papa,« sprach sie dann, ihre Augen bittend und fordernd zugleich auf den Vater heftend. »Zum Meßsonntage müssen Sie etwas aufgehen lassen. Wie heißt Du, Kleine?«

Das Blumenmädchen empfing von Ehrenhold einige kleine Münzen, dankte mit einem Knicks und verließ die Laube, ohne Alida's Frage zu beantworten.

»Du bist eine Närrin, mein Kind,« sprach Ehrenhold zu seiner Tochter. »Man erzieht immer nur liederliches Volk,

wenn man solche Müssiggänger unterstützt. Das Weibsen war groß und stark, sie kann sich als Wäscherin ihr Brod verdienen. Vermuthlich aber gehört sie zu denen lockeren Dirnen, die gern vergnüglich leben, nur leider niemals arbeiten mögen.«

»Die Arme sah so unglücklich aus!« sagte Alida.

»Und leidend dazu,« ergänzte deren Mutter. »Sie hat gewiß recht harte Aeltern oder ist vielleicht gar eine Waise.«

Ehrenhold brummte unverständliche Worte, ergriff eins der noch auf dem Tische liegenden Sträußchen und roch daran. Er mußte, von einer Blumenfaser gekitzelt, ein paar Mal hinter einander stark niesen. Dabei entglitt das Sträußchen der Papierhülle, in der es ruhte, und diese allein blieb in der Hand des wohlhabenden Mannes. Ehrenhold sah Schriftzüge darauf und schlug die dütenartige Hülle auseinander.

»Was? Verse?« sprach er, »und wie mich dünket, von einer Hand, die ich kennen sollte.«

Er sah das Papier näher an, schüttelte bedenklich das Haupt mit der großen Perrücke, die ihm ein sehr stattliches Ansehen gab, und sagte dann:

»s ist ein böser Bube, ein wahrer Schlingel! Kopf aber hat der leichtsinnige Mensch, Kopf, daß man ihn bei Gotte selbst verklagen möchte ob des sündhaften Gebrauches, welchen derselbe von seinen wundersamen Gaben machet!«

»Von wem sprechen Sie denn, Papa?« warf Alida hin, neugierige Blicke nach dem Papiere sendend, das ihr Vater sehr aufmerksam betrachtete.

»Von wem sonst, als von meinem hochfahrenden Corrector.«

»Von dem Poeten Günther?« sprach Madame Ehrenhold.

»Von Deinem Schützlinge.«

Alida erröthete und vertiefte sich ganz in Betrachtung eines der gekauften Sträußchen, indem sie mit unsicherm Finger die Papierhülle desselben löste.

»Was der Schlingel für Verse macht!« fuhr Ehrenhold fort. »Freilich, Vögeln, die so zu singen verstehen, fehlet es nie an Zuhörern, namentlich nicht an solchen, welche *generis feminini* sind! Man höre, wie verführerisch der treulose Täuber girret, um ein bethörtes Herz bequemer berücken zu können!«

»Mag es doch die Welt verdrießen,
Wenn mein ungebund'ner Geist
Sich mit unschuldsvollen Küssen
Bei galanten Mädchen speist!
Denn dergleichen schöne Sünden,
Die der Pöbel hoch verflucht,
Werden da wohl Ablaß finden, Wo die Treu ein
Urtheil sucht.«

»Abscheulicher Mensch!« rief Madame Ehrenhold.
»Das klingt ja ganz entsetzlich.«

»Die Verse sind gewiß nicht von Herrn Günther,« bemerkte unter stärkerem Herzklopfen Alida. »Wahrscheinlich hat er sie nur abgeschrieben.«

»Zuverlässig, kleine Unschuld,« versetzte Ehrenhold mit einem Lächeln, das etwas Faunisches hatte. »Der junge Herr schrieb sie ab, Wort für Wort, wie sein liederliches Herz sie ihm vordeclamirte. Aber lesen lassen sie sich doch, das muß man sagen. Und einen plausiblen Grund weiß er stets für alle seine Leichtfertigkeiten anzugeben.«

Er nahm den Papierstreifen wieder auf und las folgende Strophen:

»Ist doch noch kein Mensch geboren,
Der es Allen recht gemacht.
Werd' ich nur von Blind' und Thoren
Und der Mißgunst ausgelacht;
O, so schlag' ich alle Grillen
Ihrer Läst' rung in den Wind,
Wenn mein Geist nur stets im Stillen
Seine Selbstvergnügung find't.

»Mag sich doch ein Jeder wählen,
Was ihm Aug' und Herz entzückt!
Wird er treffen oder fehlen,
Werd' ich dadurch nicht gedrückt.
D'rum begeh'r ich auch mit Rechte,
Daß man mir die Lust vergönnt,
Die das zärtliche Geschlechte

Für ihr höchstes Gut erkennt.

»Also setz' ich mein Vergnügen
Ohne Gram und Zweifel fort;
Will es nur der Himmel fügen,
Find ich auch den rechten Ort,
Wo die Klugheit wie die Liebe
Mir bereits zu schmeicheln scheint,
Und auf hoffnungssüße Triebe
Mich wohl nicht zu täuschen meint.«

Madame Ehrenhold machte eine abwehrende Handbewegung, die den Vorlesenden bewog einzuhalten.

»Ich will nichts mehr hören,« sprach die literaturfreundliche Frau. »Wie ich jetzt einsehe, habe ich einem Leichtfüße meine Protection geschenkt. Ich will mich besinnen, was ich fernerhin thun soll. Diese Grundsätze gefallen mir nicht.«

Alida sah schweigend vor sich nieder, löste wie spielend auch die Hülle von dem dritten Sträußchen und durchmusterte das Papier. Es war jedoch unbeschrieben.

»Welchem Gegenstande mag der junge Springinsfeld diese Verse wohl gewidmet haben?« fuhr Madame Ehrenhold fort.

»Wie kann man solche Frage stellen!« rief der Papierhändler. »Es ist ja mit Händen zu greifen, daß sie jedem Mädchen gelten. Möcht' ich doch wetten, das weinerliche Ding, das mitten unter Körben von Kuchen über Hunger

klagte, weiß ganz genau, welcherlei anmuthige Complimente diese lustig anzuhörende Aria geboren hat.«

»Ach Papa – wollen wir nicht lieber gehen!« sprach Alida mit gepreßter Stimme. »Mir wird so eng – so lästig! – Der Staub, der brenzliche Geruch vom Roßplatze her – ich glaube fast, ich werde unwohl! –«

So sprechend, lehnte sich Alida zurück, ließ ihr feines Lockenköpfchen zur Seite sinken und schloß die Augen.

»Laß die Dummheiten, Kind, und verdirb mir nicht den Meßsonntag!« sagte Ehrenhold verdrießlich. »Sollte sie wirklich ohnmächtig sein?« fuhr er, zu seiner Frau gewandt, fort. »Ohnmächtige sehen doch gewöhnlich mehr blaß als roth aus, das Mägdelein aber blüht ja wie eine Pfingstrose und hat einen Pulsschlag wie ein Kavallerist. Zu viel Kuchen hat sie gegessen und zu viel Kaffee getrunken! Aber das hört ja nicht, wenn Essen und Trinken nur den Gaumen kitzelt.«

»Sie erholt sich schon wieder,« versetzte Madame Ehrenhold, und wirklich begann Alida mit den Augen zu blinzeln. Die Mutter gab Ehrenhold einen Wink.

»Soll ich das Kind mit Wasser bespritzen?«

»Sie hat sich echauffirt,« sagte die Mutter.

»Worüber denn?«

»Ueber das abgeschmackte Gedicht. Wie mochtest Du es auch vorlesen!«

Ehrenhold rückte seinen dreieckten Hut von der rechten auf die linke Seite und machte ein Gesicht, das Alles, nur nicht übertriebene Intelligenz ausdrückte.

»Nun soll ich wohl gar Schuld sein, daß dem Kinde das Mieder zu eng wird? Es stehen doch keine –«

»Aber Ehrenhold!« unterbrach ihn die Frau. »So bedenke doch, was ein wohlerzogenes Mädchen von feinen Sitten ertragen kann!«

»Hm, hm!« brummte der Papierhändler und rückte sich den Hut wieder gerade. »Ihr Weibsleute habt unterweilen doch auch gar verwunderliche Ansichten! Als ich noch jung war, wußten die Mädels im Alter unserer Tochter kaum, was man unter dem Worte Kuß zu verstehen habe. Und itzund kriegt solch ein zart gebackenes Geschöpf nahezu Krämpfe, wenn ein verwilderter Strudelkopf ein paar ausbündige Verse auf solchen Zeitvertreib macht. Na, wie geht's, Kind?«

Alida richtete sich wieder auf.

»Gut, Papa,« sprach sie flüsternd. »Bitte, lassen Sie uns nach Hause gehen. Morgen wird mir wieder ganz wohl zu Muthe sein.«

Herr Ehrenhold griff nach seinem Stocke und stand kerzengerade in der Haltung eines Tambour-Majors vor Frau und Tochter.

»Wenn man denn durchaus schwachnerviger Complexion ist,« sagte er mürrisch, »so muß das Alter ja der zimperlich gerathenen Jugend die Schleppe nachtragen. Bin jedoch der Meinung, daß solcherlei Thun nicht gar säuberlich aussieht, und daß ich nicht jederzeit dazu aufgelegt sein möchte. Serviteur! –« Er lüftete den Hut ein wenig – »Der Marsch kann losgehen! Und damit der empfindlichen Mademoiselle Tochter nicht von der Seite her

oder von rückwärts ein mißliebiger Laut das Ohr berühre, werde ich denen Damen beschützend nachfolgen.«

Alida reichte ihrer Mutter den Arm und die Familie Ehrenhold ging in nicht sehr angenehmer Stimmung nach Hause. In der Eile des Aufbruches hatten alle Drei sowohl die gekauften Sträußchen wie das Papier mit den Versen, welche Schuld an der fatalen Stimmung waren, in der Laube liegen lassen.

ZWEITES KAPITEL. MÄDCHENLAUNEN.

Die Vergnügungen des Meßsonntages brachten dem Ehrenhold'schen Hause allerhand Nachwehen. Der Hausherr blieb mürrisch, ohne daß irgend Einer den Grund dieser hartnäckigen Verstimmung in Erfahrung brachte, Madame Ehrenhold mußte sich die seltsamsten Zurechtweisungen von ihrem Gatten gefallen lassen, was ebenfalls nicht zur Erhöhung des häuslichen Glückes beitrug, und Alida's Unwohlsein nahm einen chronischen Charakter an.

Früher hatte man das junge Mädchen, dem auf der Welt nichts fehlte, immer nur heiter gekannt. Sie war die gütige Fee des Hauses, die überallhin Segen und Frohsinn verbreitete. Wo Alida fehlte, da fühlte sich selten Jemand wohl. Alle Welt fragte nach dem fröhlichen jungen Mädchen, der schönen, aufgeweckten, von Allen geliebten Tochter des Hauses. Und nun verstummte plötzlich der stets beredte Mund, nun trübte sich das Auge Alida's, nun suchte sie die Einsamkeit!

Was fehlte dem kaum achtzehnjährigen Kinde?

»Mir ist unwohl,« lautete immer dieselbe unbestimmte, elastische Antwort, die sie der häufig fragenden Mutter gab. Allein, worin dies häufige Unwohlsein bestand, erfuhr Niemand. Alida sprach sich darüber nicht aus. Vielleicht konnte das noch unerfahrene Mädchen keine passende Definition für ihr Leiden finden, weil sie selbst es nicht recht kannte.

Der Vater Alida's meinte anfänglich, das angebliche Unwohlsein der gewiß etwas verwöhnten Tochter möge wohl nur in der Einbildung liegen. Sie konnte sich ja etwas wünschen, das ihr nicht gewährt worden war, und solche nicht erfüllte Wünsche erzeugen in jungen Mädchenherzen oft Wallungen, die das Entstehen momentanen Unwohlseins erklärlich machen, oder doch die Annahme eines solchen rechtfertigen. Bloße Einbildung aber war bei Alida doch nicht im Spiel. Das Mädchen ward sichtlich blaß, magerte ab und litt häufig an Schlaflosigkeit. Uebermannte sie dann plötzlich physische Müdigkeit, so schlief sie unruhig, träumte offenbar viel und ängstlich, und sprach häufig in ihren Träumen. Schade nur, daß diese Gespräche sehr schwer verständlich waren! Sie bestanden in bloßen Lauten, in flüsterndem Gespel, und selbst das Ohr der besorgten Mutter, die ein Belauschen dieser Traumgespräche von den Umständen geboten hielt, vermochte nicht hinter den Sinn derselben zu kommen.

So vergingen Tage und Wochen. Alida's Zustand verschlimmerte sich nicht, von Besserung aber konnte auch nicht die Rede sein. Der consultirte Hausarzt zuckte die

Achseln, unterhielt sich wiederholt mit der sonderbaren Patientin und kam endlich zu dem Schlusse, ein Herzleiden müsse der Grund dieser auffallenden und schwer zu ergründenden Erscheinung sein.

Ehrenhold, obwohl mehr verdrießlich über die kränkelnde Tochter als von tieferer Theilnahme erfüllt, glaubte nach längerem Zureden seiner Frau zuletzt doch, daß Zerstreungen, welche erheiternd wirkten, das fatale Uebel noch am Besten bekämpfen würden. Er ließ deshalb Alida oft in's Theater gehen, auch hin und wieder ein Concert besuchen. Zuletzt kam er auf den Gedanken, der Leidenden ein recht besonderes Vergnügen zu machen. Die Zeit ihres Geburtstages nahte heran, und Ehrenhold wollte zu diesem wichtigen Familienfeste eine größere Gesellschaft einladen, namentlich junge Leute, und der Tochter zu Ehren einen Familienball arrangiren.

Alida schien diesen Gedanken ebenfalls mit Lebhaftigkeit zu ergreifen. Es gewährte ihr eine angenehme Zerstreung, die Reihen ihrer Bekannten zu durchmustern, um eine zweckmäßige Auswahl aus der ziemlich großen Zahl derselben zu treffen. Alida hatte vollkommen freie Hand und durfte mit Genehmigung der Mutter ganz nach Belieben verfahren.

Die Einladung der Damen zu diesem Feste machte wenig Kopfzerbrechen. Schwieriger ward es, für tanzlustige und gesellschaftsfähige Männer zu sorgen. Nicht daß es an solchen in der lebenslustigen Stadt überhaupt fehlte, Alida mußte bei den zu verschickenden Einladungen nur zu große Rücksicht auf des Vaters Vorurtheile und

Abneigungen nehmen. Bekanntlich liebte, aus Gründen, die wir schon kennen, der wackere Mann die Studenten nicht. Alida dagegen war der Ansicht, daß gerade unter den Studenten sehr viele angenehme, junge Männer sich befänden, die als galante Tänzer ihren Freundinnen weit willkommener sein würden, als Tanzliebhaber anderer Stände. Das junge Mädchen, sonst fügsam und nicht eigensinniger als es nöthig ist, um die Liebenswürdigkeit mit einiger Pikanterie zu würzen, stieß hier zuerst auf eine nicht berechnete Schwierigkeit. Ihr Vater hatte wirklich den barbarischen Gedanken, von dem Ballfeste, das er seiner Tochter bewilligte, alle akademischen Bürger auszuschließen.

»Wenn Papa auf seiner Ansicht beharrt,« erklärte jetzt Alida, »so kann das ganze Fest unterbleiben. Ein Ball ohne Studenten ist gar kein Ball. Wozu leben wir denn in einer Universitätsstadt!«

Nun gab es abermals trübes Wetter im Ehrenhold'schen Hause. Die bereits gedruckten Einladungskarten mit den Rococco-Verzierungen wurden stillschweigend zurückgelegt. Alida saß wieder an ihrem Erkerfenster, stickte in Perlen, vergoß heimlich Thränen, legte ihr interessantes, leidendes Gesichtchen dann und wann an den Fensterstock und sah jedem die breiten Steine beschreitenden Bruder Studio mit thränenfeuchtem Auge nach.

Madame Ehrenhold mußte ihre ganze Ueberredungskunst aufbieten, um den eigensinnigen Gatten zum Nachgeben zu bewegen.

»Gut,« sprach dieser endlich, des unablässigen Drängens müde, »dem verwöhnten Kinde zu Liebe will ich mir selbst Gewalt anthun und also gestatten, daß von denen Studenten einige, deren Leumund vorzüglich lautet, zu dem Feste geladen werden dürfen.«

Alida ward darauf wieder etwas heiterer und entwarf eine Namensliste, welche sie ihrer Mutter vorlegte. Diese ging dieselbe vorsichtig durch und stutzte. Die kluge Tochter mochte Einwendungen erwartet haben, denn sie beobachtete während der Durchsicht mit ängstlicher Neugierde das Mienenspiel ihrer Mutter.

»Günther?« sagte aufblickend Madame Ehrenhold.

»Welchen Günther meinst Du?«

»Wen anders, als Ihren Schützling, Mama,« erwiderte mit natürlichster Gelassenheit Alida, indem sie fortfuhr zu sticken.

»Ich denke, Du bist dem jungen Mann böse.«

»Ich? Wie könnte ich!«

»Seiner zweideutigen Poesieen wegen. Hast Du vergessen –«

»Mama,« fiel Alida der Mutter erregt in's Wort, »denken wir nicht daran. Ich war aufgeregt, unwohl, kindisch, ich weiß von nichts, will von nichts wissen! Herr Günther weiß auch sehr schöne, zarte, sinnige Verse zu machen, und wir sind, denk' ich, ihm diese kleine Aufmerksamkeit schuldig. Zwar ist er nicht eigentlich Student, aber er gehört doch zu den akademischen Bürgern.«

»Allein sein Ruf! Liebe Tochter –«

»Es sind gewiß Verläumdungen, Mama, ganz gewiß! Ich weiß es,« sprach Alida mit großer Wärme.

»Wie kannst *Du* das wissen!«

»Weil ich –«

»Nun, laß nur hören!«

»Es bedarf keiner Entschuldigung, Mama, und auch keiner Gründe. Herr Günther ist von guter Familie. Er hat studirt, studirt gewissermaßen noch, besitzt ausgezeichnete Talente, und der Vater unterstützt oder benützt ihn. Von wessen Kenntnissen oder Talenten man Nutzen zieht, der verdient, mein' ich, doch wohl auch so viel Aufmerksamkeit, daß man ihn mit Theil nehmen läßt an einem Vergnügen, zu dem man andere, uns ganz fern stehende, gleichgültige Personen ebenfalls einladet. Ich weiß, Papa denkt anders, aber es ist meine Pflicht als Tochter, daß ich auf geschickte Weise eine Unaufmerksamkeit des Vaters, wobei er sich selbst nichts denkt, wenigstens einigermaßen wieder gut zu machen suche.«

»Du ereiferst Dich ja ordentlich dieses viel berufenen Menschen wegen,« sagte die Mutter, Alida scharf anblickend. »Ich will nicht hoffen, daß Du Dich besonders für den Wildling interessirst.«

»Das wollen Sie nicht hoffen, Mama?« versetzte Alida. »Ich dachte gerade, Sie würden und müßten dies wünschen. Herrn Günthers ausgezeichnete Talente –«

»Veranlaßten Deinen Vater,« fiel Madame Ehrenhold ein, »ihm Beschäftigung zu geben. Weiteres Interesse nimmt weder der Vater noch ich an dem Poeten.«

Alida erröthete, ihr Busen zitterte unter dem feinen Flortuche, das ihn bedeckte, und sie begann wieder emsiger zu arbeiten. Die Mutter las weiter.

»Herr Günther passirt also Ihre Censur, Mama?« fragte sie nach einer Weile, da die lesende Mutter keine weiteren Bemerkungen machte.

»Wenn ich ihn durchlasse, streicht ihn doch der Vater.«

»Ich werde mit Papa sprechen.«

»Du wirst ihn ebenso wenig umstimmen, als ich.«

»Vielleicht doch,« sagte Alida lächelnd.

»Traust Du Dir so große Gewalt über den Vater zu?«

»Papa liebt mich; weil er mich liebt, gibt er mir das schon so viel besprochene Fest, und da es mir von Anfang an gestattet war, mir dasselbe möglichst nach eigenem Behagen einzurichten, kann er mir, ohne in Widerspruch mit sich selbst zu gerathen, nicht gut abschlagen, was ich wünsche.«

»Ich sehe nur nicht ein, warum nun gerade dieser verurufene Poet mit unter den Geladenen sein soll,« sprach Madame Ehrenhold, der eine abermalige Unterhandlung ihrer Tochter mit dem Vater gar nicht in den Sinn wollte.

Alida verließ ihren Platz am Erkerfenster und trat zur Mutter.

»Weil er Poet ist, Mama sagte sie mit einer Festigkeit, welche der Mutter auffiel, »und – setzte sie bewegt hinzu – weil er verrufen ist.«

»Weil er verrufen ist!« rief Madame Ehrenhold, die Hände zusammenschlagend. »Kind, Kind, Du bist wahrhaftig schwer krank!«

Alida schüttelte schwermüthig ihr Köpfchen. Sie nahm alle ihre Kräfte zusammen, um fest und kühl zu bleiben, ihre Stimme aber zitterte doch, als sie erwiderte:

»Ist's ein Zeichen von Krankheit, wenn man einem Unglücklichen, einem Verkannten beispringt? Sie haben es selbst gesagt, daß der Dichter Günther Sie interessirt. Kann man den Dichter von dem Menschen trennen dergestalt, daß sie zwei besondere Personen bilden? – Mir will das nicht einleuchten, Mama. Den *Poeten* Günther staunen Viele an, Viele vielleicht selbst von denen, die den *Menschen* Günther fliehen oder doch gewiß nicht suchen. Wenn *wir* ihn aber suchen, wir einfachen, soliden Bürgersleute, dann thun wir ein gutes Werk. Ist Günther wirklich so verrufen, wie Manche behaupten, so wird dieser Verruf durch unsere Einladung aufgehoben, wenigstens sehr abgeschwächt. Und wenn die einzige Tochter des wohlhabenden Papierhändlers Ehrenhold an ihrem Geburtsfeste mit dem Dichter Günther fröhlich und gern tanzt, dann werden hoffentlich alle ihre Gespielinnen dem Beispiele der gutmüthigen Geburtstägerin folgen. Wollen Sie jetzt meine Fürsprecherin bei Papa sein, wenn ich nicht sogleich durchdringen sollte mit meiner Bitte?«

Madame Ehrenhold drückte Alida bewegt an ihr Herz und küßte sie mit mütterlicher Zärtlichkeit.

»Günther soll eingeladen werden,« sprach sie, »und ich habe nichts dagegen, wenn Du es so einzurichten verstehst, daß er Dich um den ersten Tanz bittet, nur feingeschickt, nicht künstlich, nicht durch herausforderndes,

unweibliches Wesen! Es muß sich ganz von selbst, ganz ungezwungen machen.«

Alida umarmte jetzt ihrerseits die Mutter leidenschaftlich. Ein unbeschreiblich glückliches Lächeln verklärte ihre Züge, und indem sie mit reizender Schalkhaftigkeit, in die ein Tropfen Wehmuth fiel, dieser dankend zunickte, eilte sie aus dem Zimmer, um unverweilt vor dem finstern Vater die für sie so hochwichtige Angelegenheit zur Sprache, und wo möglich auch zum Abschluß zu bringen.

DRITTES KAPITEL. EIN FAMILIENBALL.

Paul von Podelwitz betrachtete sich wohlgefällig im Spiegel. Er war mit Sorgfalt frisirt und der feine Puderstaub im dunkeln Haar stand ihm vortrefflich zu Gesicht.

»Der verdammte Schneider!« rief er unmuthig aus, nach der Uhr sehend. »Eine Stunde nur noch, und der Mensch läßt sich nicht sehen. Wenn er mich ganz im Stiche ließe!«

Da klopfte es und der sehnlichst Erwartete brachte den neuen Ballanzug. Es war ein kostbares Kleid, das Paul sich hatte anfertigen lassen, und der geschickte Kleiderkünstler freute sich über sein Werk, als der junge Edelmann sich ihm darin präsentirte. Es gab gar nichts daran zu mäkeln, es war Alles sehr, sehr gut.

»Der Herr Baron werden Glück haben in diesem Anzuge,« sprach der Meister, sein Tuch, womit das glänzende Kleid umhüllt gewesen war, wieder zusammenpackend. »Sie werden gefallen und mehr als ein Herz erobern.«

Paul antwortete nicht. Er trat wieder vor den Spiegel, um sich nochmals zu beschauen. Der Meister machte eine tiefe Verbeugung und entfernte sich. Kaum hatte er die Thüre hinter sich zugemacht, so ward diese abermals geöffnet und Günther trat ein.

»Ach!« sprach er spöttisch. »Schon in voller Rüstung! Aber wahrhaftig, Paul, Du gefällst mir! Du bist, Gott straf' mich, ein verflucht hübscher Kerl! Wie zerlottert seh' ich dagegen aus!«

Er seufzte und warf sich nachlässig auf den nächsten Stuhl, mechanisch nach einem der aufgeschlagenen Bücher auf dem Bureau des Freundes greifend und dies flüchtig betrachtend. Sein Aussehen war in der That nicht vortheilhaft. Es stand dem Poeten mit grellen Zügen auf der Stirn geschrieben, daß er ein ungeordnetes Leben schon lange Zeit geführt haben mußte. Seine Züge waren schlaff, die Augen bald trüb, wie von Schleiern verhüllt, bald glühend heiß und funkelnd, als lodere im Grunde der Seele ein wild verzehrendes Feuer. Sein Anzug entsprach ganz diesem genial verwilderten Aussehen des jungen Mannes. Er war elegant, wie die Mode es verlangte, aber nicht von jener gefälligen Sauberkeit, die immer ein Zeichen geselligen guten Tones ist. So machte Günther durchaus den Eindruck eines ungewöhnlichen Menschen, ohne daß er deshalb auch gefiel. Mancher konnte sich von seinem Wesen wie von seinem Aussehen eher abgestoßen, als angezogen fühlen.

Paul, welcher den äußern Anstand nie vernachlässigte, bemerkte dies Unvortheilhafte in der Erscheinung seines

Freundes und wollte ihm dies aus Ehrlichkeit nicht verschweigen.

»Du hast wieder geschwärmt, Christian!« sprach er im Tone sanften Vorwurfs. »Wie lange willst Du noch so unverantwortlich gegen Dich selbst wüthen?«

»Bis es mir hier wohler wird!« versetzte Günther, das Buch wieder hinwerfend und die Hand auf's Herz legend. »Ich leide unsägliche Schmerzen, wenn ich wie ein Schuhu in meiner verräucherten Klause sitze, und die Weisheitssprüche und moralischen Vorlesungen meines alten Drachen anhören muß, weil ich bei ihr so niederträchtig hoch angeschrieben bin, d. h. mit Kreide! – Leicht wird mir nur, wenn ich unter lustigen Gesellen meinen Geist so lange schuppe und knuffe, bis er aus Verzweiflung darüber tolle Streiche macht. Erst dann beginn' ich zu leben und Wohlgefallen am Leben zu finden. Und Du weißt, treue Seele, daß man nicht gerne von dem läßt, was einem wohl gefällt.«

»Leider, leider!« sprach Paul. »Es ist nur traurig, daß Du so häufig gerade an dem Nichtwohlgefälligen so entsetzlich viel Gefallen findest!«

»Talente, guter Paul, Talente!« sagte Günther. »Wer mag mit Gott hadern, daß er ihm in Ermangelung lebenswürdigerer und zweckmäßigerer Gaben mit einigen höchst unbequemen und zweideutigen Talenten beschenkt hat! Warum auch soll ich klagen? Helfen sie mir nicht fort? Verdien' ich damit nicht mein tägliches Brod und – zum Theil auch mein nächtliches Getränk? Und erschließen mir diese schwerlich-schönen Gottesgaben

nicht gar, was ich zu hoffen nie gewagt, die Thüren des gesellschaftlichen Verkehrs? – Begreife doch, was es heißen will, ich, Günther, ich, der verrufene Poet, dessen satyrische Verse der gelehrte Philister eben so sehr fürchtet und haßt, als mein verliebtes Flöten gern von allen hübschen Mädchen und jungen Frauen gelesen wird, ich – Gott sei's geklagt – schon etwas heruntergekommener Bänkelsänger für Lohn, ich soll heute zu Balle gehen und tanzen, wirklich tanzen! Ein Cherub will ich sein, wenn ich weiß, ob ich's kann!«

»Als ob Du nie getanzt hättest!«

»Du wirst sehen, ich spiele eine traurige Figur.«

»Denk' an die Zukunft und – an Deine Aeltern!«

Günther sprang auf und griff nach seinem Hut.

»Laß uns gehen, wenn Du fertig bist,« sagte er presirt. »Nach dieser dunkeln Gegend entsende ich meine Gedanken nur ungern, seit ich zum Lügner an mir selbst geworden bin.«

»Du schlugst alle Vorstellungen Deiner Freunde in den Wind!« versetzte Paul. »So machst Du es immer, und so entfernst Du Einen nach dem Andern von Dir! Ist das Recht, ist das nicht eine Sünde gegen Dich selbst?«

»Es läßt sich kein Wort zu meiner Rechtfertigung sagen, – und dennoch – dennoch bin ich ohne Schuld!«

»Das eben ist Dein Unglück, daß Du Dich immer entschuldigen willst!«

»Soll ich denn an meine Brust schlagen und mit verdrehten Augen ausrufen: Herr, vergib' und sei mir Sünder gnädig?«

»Es würde Dir förderlicher sein.«

»Ein Thor, wer bereut! Reue macht muthlos und vergiftet alle Energie!«

»Eine trostlose Lehre, die Jeden ihrer Anhänger in's Elend führen muß.«

»Oder in's Grab!« sagte Günther, plötzlich wieder düster werdend. »Sieh, Paul, das gerade ist mein Trost. Eh' ich im Elend verkomme, schluckt Mutter Erde mich ein! Und darum will ich mir die schwarzgalligten Gedanken nicht sehr zu Herzen nehmen, sondern jederzeit den Moment willig ergreifen und leben, lustig leben, so lange Leib und Seele zusammenhalten. Und nun komm, damit ich sehe, welche, süßsaure Fratze mein Erzphilister, Herr Ehrenhold schneiden wird, der nur das eine große Verdienst besitzt, daß seine Tochter das schönste und liebreichste Mädchen in der ganzen Stadt ist! Ohne Alida's wunderbar süße Augen, meinst Du, ich hätte dem alten, steifen, pedantischen Papierfabrikanten jemals in seiner schmutzigen Druckerei einen auf den Kopf gestellten Buchstaben umgekehrt? Nicht um den Gehalt des Grafen Brühl!«

Paul murmelte unverständliche Worte. Dann verließ er mit dem leichtfertigen Dichter seine Wohnung und bestieg die Portechaise, deren zwei vor der Thür auf die ballmäßig gekleideten jungen Herren warteten. –

Vor Ehrenhold's stattlichem Hause standen viele Gaffer, um die jungen geputzten Mädchen und Frauen aussteigen zu sehen. Auch auf den Herren, die meistentheils

in Portechaisen ankamen, ruhte manches neugierige Auge.

Paul und Günther hatten sich etwas verspätet. Der Tanz war schon angegangen, als die Portechaisen vor dem Hause hielten.

»Um so besser,« meinte Günther. »Man braucht dann nicht erst lange süße Worte an Persönlichkeiten zu verschenken, denen man vielleicht lieber auf die Zehen träte. Wenn Alles schon im Tanze sich dreht, greift man ungenirter zu.«

Die Freunde traten ein und befanden sich wenige Minuten später in den glänzend erleuchteten Gesellschaftszimmern. Es that Günther wohl, daß er nicht zuerst dem pedantischen Hausherrn begegnete. Die Begrüßung, welche Madame Ehrenhold den verspäteten Gästen zu Theil werden ließ, war ungemein zuvorkommend.

»Die Augen hat Alida von der Mutter,« flüsterte Günther seinem Begleiter zu. »Wäre die Tochter nicht gar so köstlich, ich könnte der Mutter noch heute die Cour machen!«

»Du bist unverbesserlich!«

»Im Gegentheil, Freund! Durch Liebe verbessert man sich von Grund auf, denn man bildet seinen Geschmack und sammelt nur süße Erfahrungen.«

»Namentlich, wenn man für die bittern kein Gedächtniß hat,« bemerkte Paul stirnrunzelnd.

Günthers Auge leuchtete wie eine Flamme.

»Da schwebt sie hin!« rief er aus, Alida's elfenzarte Gestalt erblickend. »Die schönste Sylphide der Lindenstadt,

werth, daß man sie umarmen könnte und küssen, bis sie in Licht zerflöße und man in diesem goldenen Mädchenäther selbst mit aufgelöst würde in den Urstoff der Schöpfung!«

Günther ward alsbald von Vielen bemerkt. Er erregte Neugierde, mehr vielleicht durch sein Aussehen und seine etwas vernachlässigte Kleidung, als durch den Namen, welchen er sich als glücklicher Lyriker bereits in ziemlich weiten Kreisen errungen hatte. Man erzählte sich so viel von dem excentrischen jungen Manne, Wahres, Halbwahres und ganz Erfundenes, daß es sich wohl der Mühe verlohnte, etwas näher mit ihm bekannt zu werden. Eine gewisse Scheu, die wohl auch in kühle Zurückhaltung bei Einzelnen überging, mischte sich dieser Neugierde bei, und nicht Alle mochten dem Wirthe dankbar für Günthers Einladung sein.

Ehrenhold selbst theilte die Ansichten dieser Rigoristen über den Dichter. Er war kein Bewunderer seines Talentes, er zog persönlich blos Nutzen daraus. Dies allein ließ ihn den jungen Mann, dessen hervorstechende Geistesgaben ihn genirten und der vor dem wohl situirten Bürger nicht den geringsten Respect seinerseits hatte, dulden. Alida zu Gefallen brachte er persönlich ein schweres Opfer, indem er gestattete, den Dichter, dessen Namen auf Aller Lippen war, zu dem Ballfeste einzuladen.

Es war Ehrenhold nicht entgangen, daß seine Frau die zu spät Gekommenen mit größter Zuvorkommenheit begrüßt hatte. Eben so wenig blieb ihm das aufmerksame

Beobachten seiner Tochter verborgen, die Günther vor allen Uebrigen mit den Augen verfolgte, sowie das feine, ihm däuchte, glückliche Lächeln auf Alida's heute freudestrahlendem Antlitze. Hatte es den Vater schon verdrossen, daß das eigensinnige Kind bis jetzt ihre Tänzer nur aus den zum Fest geladenen Studenten gewählt hatte, so ärgerte es ihn noch viel mehr, daß sie nun gerade dem Menschen, der eigentlich in gar keiner Gesellschaftsclasse rangirte, vor allen Andern wieder zu bevorzugen schien. Er nahm sich deshalb vor, den von ihm abhängigen Poeten dies möglichst fühlen zu lassen.

Die Gelegenheit dazu fand sich bald. Günther kam in Ehrenhold's Nähe und wollte ihn begrüßen. Der steife Pedant hörte die Worte zwar an, die der Dichter an ihn richtete, er gab aber keine Antwort. Sein Blick lag kalt auf dem leidenschaftlichen Antlitz Günthers, und es war darin unverkennbar die Frage zu lesen: wie kannst Du, nutzloser Mensch, Dich unterstehen, in solcher Gesellschaft mit mir, der Dich nur duldet, sprechen zu wollen! Dergleichen gestatte ich Dir nur im Comptoir, wo ich mit manchem unangenehmen Patron zu verkehren genöthigt bin!

Diese geflissentliche Nichtachtung erhitzte den überaus empfindlichen Günther. Er blitzte den steifnackigen Herrn mit seinen Feueraugen so drohend an, daß Ehrenhold sich rasch entfernte. Bald darauf fühlte Paul einen starken Druck an seinem linken Arm. Günther stand hinter ihm, bleicher noch als vorher, mit fast verstörten Zügen.

»Was ist Dir begegnet?« fragte er besorgt.

»Der eingebildete Tropf will mich beleidigen, vielleicht gar demüthigen,« sagte Günther. »Es sieht ihm das ganz ähnlich, und sprächen die Augen seiner viel klügeren Frau nicht eine andere Sprache, so würde ich glauben, nur dies sei die Veranlassung zu meiner Einladung gewesen. Dafür will ich ihn strafen, und gib Acht, Paul, ich boxe ihn nieder, daß er braun und blau im Gesicht wird! Denkt das hochmüthige, solide Volk mich zu verachten, so will ich ihm wenigstens Grund dazu geben. Diese Ballnacht soll von sich reden machen!«

Er verließ den Freund in einer Aufregung, welche diesem einige Besorgniß einflöste. Indeß beruhigte er sich bald wieder, da er ihn gleich darauf in den Reihen der Tänzer gewahrte. Alida's kleine Hand ruhte leicht auf der des Dichters und nach den frohen Blicken zu urtheilen, die sie auf Günther heftete, mußte dieser dem schönen Mädchen die angenehmsten Dinge von der Welt zuflüstern.

Alida's Tanz mit Günther war ein Ereigniß. Es hatte dies vielleicht nicht Einer von der ganzen Gesellschaft erwartet, und das Erstaunen wuchs noch, als Alida's Mutter eine etwa gleichaltrige Dame ganz unbefangen fragte: wie sie den Tanz dieses Paares finde?

»Mir scheint,« setzte sie hinzu, »als begeistere der Tanz den talentvollen jungen Herrn. Er scheint Alles um sich her zu vergessen und ganz nur dem Tanze sich hinzugeben. Und auch das liebe Kind! Wie glücklich sie lächelt,

wie rosig ihre Wangen glühen! Dem Mädchen hat sicherlich nichts gefehlt, als Bewegung! Sie soll in diesem Winter auch recht viele Bälle besuchen!«

Paul ließ den Freund nicht aus den Augen. Es wunderte ihn, daß Günther nicht den geringsten Verstoß machte. Alida's Nähe mußte einen besänftigenden Einfluß auf ihn ausüben. Nur fand er es nicht ziemlich, daß sein Freund nach dem ersten Tanze mit der Tochter des Hauses diese kaum mehr auf Augenblicke verließ.

Gegen Mitternacht erst gelang es Paul, den Dichter wieder allein zu sprechen.

»Hast Du gesehen,« sagte dieser, »wie der Alte grün und gelb wird vor Aerger und Wuth? Den hab' ich gepackt, daß er's spüren soll bis an sein seliges Ende! Und ich bin noch lange nicht am Ziele! Rasen will ich ihn sehen, damit ich die Genugthuung habe, ihm in's Gesicht höhnen zu können: Das ist Revanche für Deine Nichtachtung! – Nun, Adieu, Freund! Amusire Dich nach Kräften. Ich muß meiner glücklichen Dulcinea noch ein paar Arien aus Amors unerschöpflichem Liederbuche in die Seele flüstern!

Günther verschwand, ehe Paul ihm antworten konnte.

Bald nachher sah er ihn abermals an Alida's Seite. Er konnte nicht mehr zweifeln, daß der gefährliche Freund das Herz des jungen Mädchens mit dem bewältigenden Zauber seiner farbigen Rede gänzlich umstrickte. Aber Alida war offenbar glücklich, und der verletzte Poet hatte eine schwere Beleidigung zu rächen.

»Möge es zu seinem Glücke ausschlagen!« sprach er seufzend zu sich selbst, verließ den Tanzsaal und horchte in einem entfernteren Zimmer, wo einige ältliche Herren in ernste Gespräche vertieft waren, auf den Takt der Musik und die rhythmische Bewegung des Tanzes.

Endlich verstummten die Geigen. Die Tanzenden zogen sich links und rechts in die Seitenzimmer zurück, und vertheilten sich hie und da in heiter plaudernde Gruppen.

Paul mischte sich unter diese, um an dem allgemeinen Gespräch, das leicht die verschiedensten Gegenstände berührte, Theil zu nehmen. Er suchte Günther, ohne ihn zu finden. Auch Alida bemerkte er geraume Zeit nicht. Endlich trat sie aus einer Seitenthür wieder ein, etwas erschöpft, wie es schien, und offenbar ganz in ihre Gedanken vertieft. Sie mischte sich nicht unter die Gruppen, sondern schlich hinter denselben nach einer Ecke, wo auf geschmackvollem Postament eine Blumen vase stand. Nach dieser streckte Alida ihre Hand aus und brach rasch eine der halb aufgeknospeten Rosen ab, die lieblich duftend aus dem Gemisch der übrigen Blumen hervorsahen. Paul gewahrte, daß sie die Rose in ihrem Busen verbarg. Er wollte sich ihr nähern, aber sie entschlüpfte schnell, wie sie gekommen war. Als er nach einem langsamen Gange durch die Gesellschaftszimmer, wo man bereits die Tafel deckte, nach dem Salon zurückkehrte, sah er Alida am Arm ihrer Mutter. Auch jetzt sah sie erschöpft aus, aber so still glücklich, so selig, als hätte sie unvergeßliche Stunden im Paradiese verlebt. Günther aber kehrte nicht wieder zurück. Er hatte sich *sans Adieu*

empfohlen, nachdem er so glücklich gewesen war, fast ein paar Stunden lang Auge in Auge und Herz an Herz mit der reizenden Tochter des Hauses zu verleben.

VIERTES KAPITEL. EIN LIEBENDES HERZ.

Im niedrigen Hinterzimmer eines engen Hofes auf dem Brühl brannte noch ein kleines Lämpchen. Ungeachtet des bereits sehr kühlen Wetters war kein Feuer im Ofen gewesen und der Aufenthalt in dem sehr beschränkten Raume durchaus nicht gemüthlich.

Die Wächter riefen eben die erste Morgenstunde ab, als die Thür des Zimmers leise geöffnet ward, und ein Mädchen in keineswegs brillanter Kleidung erschöpft eintrat. Sie trug ein Deckelkörbchen, stellte dies jetzt auf den Tisch, zog eine Stecknadel aus dem Mieder und spreitete damit den dunkel brennenden Docht an der Lampe ein wenig aus. Das hellere Aufflackern des Lichtes läßt uns die Züge des Mädchens erkennen. Es ist Doris, die Geliebte Günthers, jene leidenschaftliche Natur, die jedes Wort von dem Munde des Dichters für ein Evangelium hielt oder doch gehalten hatte.

Doris hat sich sehr verändert, seit wir ihr nicht mehr begegnet sind. Sie sieht nicht mehr so blühend, so vertrauensvoll aus, wie früher. Ihre Wangen sind bleich geworden, um die feurig-klaren Augen haben sich fahle Ringe gebildet, und ihr reiches, seidenweiches Lockenhaar, das so anmuthig um Stirn und Wangen kos'te, hängt verworren um das schmerzdurchfurchte Gesicht.

Dreimal hatte das junge Mädchen an diesem Abend ihre versteckt gelegene Wohnung verlassen und dem windigen Herbstwetter Trotz geboten, um ihren Zweck zu erreichen. Der Zufall führte sie an Ehrenhold's Hause vorüber, als die Wagen mit den Ballgästen eben vorfuhr. Gleich andern Vorübergehenden blieb auch sie stehen, um die glänzend geputzten Damen aussteigen und in das erleuchtete Haus des begüterten Mannes schweben zu sehen. Es war wohl verzeihlich, daß Doris das Herz stärker klopfte bei diesem entzückenden Anblicke und daß sie die Glücklichen ein wenig beneidete, die so bevorzugt waren, an dem Feste Theil nehmen zu können, das Herr Ehrenhold seiner jungen, schönen, von so Vielen gefeierten und umschwärmten Tochter gab.

»Daß Unsereinem so etwas ewig versagt bleibt!« dachte Doris, wie sie die geschmückten Schönen achtlos, die meisten unter heimlichem Gekicher an sich und den übrigen Neugierigen vorübertrippeln sah. »Solch ein Ball muß doch wunderbar schön sein!«

»Platz da!« rief eine grobe Stimme, und ohne im Geringsten Rücksicht zu nehmen auf das Menschengedränge, brachen, rechts und links Stöße austheilend, ein paar Portechaisen-Träger quer durch.

»Das sind Studenten,« sagte eine Mädchenstimme hinter Doris. »Herr Ehrenhold hat alle Adelligen und von den Bürgerlichen nur die reichsten Studenten eingeladen. Gebt acht, das gibt nächstens eine Verlobung!«

»Ach Gott!« seufzte Doris, warf einen langen Blick auf die erleuchteten Fenster, an denen oft ein unklarer Schatten vorüberhuschte, und wollte fortgehen. Abermals näherten sich grobe Portechaisen-Träger und die Neugierige blieb nochmals stehen, um auch diese neuen Ankömmlinge noch aussteigen zu sehen. Sie trat nur mehr zur Seite, damit sie nicht als Neugierige gleich in die Augen falle. In einem der Aussteigenden erkannte sie Günther!

Doris mußte sich Gewalt anthun, um nicht laut aufzuschreien. Sie blieb stehen und sah ihm nach. Unter der Thür kehrte er sich noch einmal um, den Freund erwartend, der ihn begleitete. Dann hüpfen die jungen Männer leichtfüßig die Treppe hinauf und verschwanden hinter den Blumen, mit denen die Treppe förmlich garnirt war.

»Also doch treulos!« sprach jetzt Doris, ihren Thränen freien Lauf lassend. »Und er hat mir mit hundert Eiden zugeschworen, daß er nur mich liebt, daß er kein anderes Mädchen ansehen mag, und daß ich ganz bestimmt seine Frau werden soll! Nur Geduld müsse ich haben, und mit Vorwürfen und Klagen dürfe ich ihn nicht belästigen!«

Sie ging auf die andere Seite der Straße, wo es schattiger war, trocknete sich mit der Schürze die Thränen ab, und fuhr fort in ihrem stillen Selbstgespräch.

»Ich will gewiß nicht klagen, wenn er nur Wort hält,« sagte sie. »An sein Versprechen aber muß ich ihn doch erinnern. – O, Gott, o Gott, er ist so furchtbar vergeßlich, so entsetzlich zerstreut! – Und dabei kann er in so vornehme Gesellschaften gehen! – Arme, arme Doris!«

»Das unglückliche Mädchen hielt sich die Schürze vor's Gesicht, um keinen Vorübergehenden die Thränen sehen zu lassen, die jetzt stromweis über ihre Wangen herab-liefen. »Bis Martini will die Großmutter zusehen,« sprach Doris, als die Straße weniger belebt sich zeigte. »Wenn Günther dann keine Anstalten trifft, sein Versprechen zu erfüllen, will sich die gute Frau durch mich an den Vater wenden. Sie hat sich erkundigt und sie weiß schon, wie ihm beizukommen ist. Aber ich fürchte mich! . . . Wenn der Mann nun hart ist, und mir die Thür zeigt! Wo soll ich dann bleiben? Was soll aus mir Elenden werden? . . . Die Großmutter – sie wird mich fragen, und ich – ich werde mich verrathen!«

Dieser Gedankengang machte Doris schwindeln. Sie blieb unter einem Thorwege stehen und lehnte sich ein paar Minuten an die Wand, um Athem zu holen und neue Kräfte zu sammeln. Das Gehen ward ihr so schwer, und oft war es ihr, als wüchsen ihre Füße fest in der Erde.

»In acht Tagen schreiben wir schon Martini,« fuhr sie fort, »und seit beinahe zwei Wochen hat der böse liebe Mann nichts mehr von sich hören lassen! Und heute geht er zu Balle! . . . Ach, es ist entsetzlich! . . . Er liebt mich wohl nicht mehr! . . . Seit ich mich ihm entdeckt habe, ist er so kühl geworden und dann wieder so stürmisch! . . . Ach, mir wird bange, und immer banger! . . . Seh' ich ihn nicht, hab' ich keine Ruhe, keine Hoffnung, und ist er bei mir, zittere ich vor seinen Blicken! . . . Wenn er mich verlassen könnte!? . . .«

Abermals erstickten Thränen ihre Stimme. Sie hatte den Hof erreicht, wo sie mit ihrer Großmutter wohnte und sich durch Feinnäherei ernährte. Die Großmutter, eine noch rüstige Frau, die ihr ganzes Leben überaus sparsam gewesen war, besaß etwas Vermögen, so daß sie und ihre Enkelin keine Noth litten. Dieser dereinstige Nachlaß der wackern Frau sollte Doris erben.

Mit Günther war das junge Mädchen ganz zufällig auf einer Kirchweih bekannt geworden. Er hatte, wie viele andere Studenten, welche das ländliche Fest besuchten, mit dem auffallend hübschen Mädchen getanzt, sich lebhaft mit ihr unterhalten und Gefallen gefunden an ihren naiven, von gesundem Mutterwitz zeugenden Antworten. Die Großmutter schien die Bekanntschaft ihrer Enkelin nicht zu mißbilligen. Günther begleitete die Heimkehrenden bis an ihr Haus. Man sah sich wieder, ward bekannter und bald entwickelte sich eine lebhaftige Neigung bei Beiden, welche die still beobachtende Großmutter des jungen Mädchens schon deshalb nicht unterdrückte, weil sie mehr denn einmal selbst Ohrenzeuge der Versprechungen des einnehmenden jungen Mannes gewesen war. Später freilich beschuldigte sich die wohldenkende, in Ergründung von Menschenherzen aber nicht sehr bewanderte Frau zu großer Nachsicht. Der Geliebte ihrer Enkelin gab manche Blöße, zeigte manche Schroffheit des Charakters, die der bürgerlich soliden Frau unmöglich zusagen konnte. Auch machte sie zu ihrem Schrecken die Entdeckung, daß Günther bodenlos leichtsinnig und in keiner Weise zuverlässig sei. Damals

war es, wo sie ihrer Enkelin die gedruckten Liebesgedichte des leichtfertigen Poeten in der Hoffnung einhändigte, es werde diese geistige Treulosigkeit des Wankelmüthigen die Bethörte über den wahren Charakter des Geliebten aufklären und sie andern Sinnes machen. Wir wissen, daß diese wohlwollende Absicht nicht erreicht ward.

Seitdem dachte die ehrbare Frau alles Ernstes an eine möglichst bald zu veranstaltende Verheirathung ihrer Enkelin mit Günther. Dieser selbst war leichtsinnig genug, Doris im Beisein der Großmutter mit Hand und Mund feierlich die Ehe zu versprechen, und erhielt nach dieser Zusage selbstverständlich ungeutkten Zutritt zu seiner still Verlobten.

In diese Zeit fiel der Zwist des Dichters mit seinem Vater und die bald darauf folgende Versöhnung durch Vermittelung Woldemar's von Raschau. Allein Günthers Wankelmuth, sein unstätes Wesen, seine geistige Zerfahrenheit und das wild verzehrende Feuer einer entfesselten Sinnlichkeit, das in ihm loderte, führten alsbald neue Mißhelligkeiten herbei, die sich viel ernstlicher zu gestalten schienen, als alle frühern. Die nächste Folge war, daß Günther immer mehr auf die leichte Seite schlug und in den allerübelsten Leumund gerieth. Man sagte ihm auf den Kopf die leichtfertigsten Streiche zu, zieh ihn grober Fahrlässigkeiten und grenzenloser Libertinage, die nur in der allerdings nicht wegzuläugnenden Thatsache eine Art Entschuldigung fand, daß man dem leichtfertigen, jungen Manne auch von vielen Seiten auf halbem Wege entgegen kam.

Doris blieb dies nicht verborgen. Sie lebte in fortwährender Angst, aber sie konnte ja nicht mehr von dem furchtbar gefährlichen Manne lassen. Nur das wiederholte Versprechen Günthers, daß er sie, sie ganz allein liebe, und daß, was man auch von ihm sagen möge, Alles erlogen oder völlig entstellt sei, nur dies hielt das geängstete Mädchen aufrecht.

Heute aber war sie betrübter denn je, weil sie von einem Zeichen überrascht ward, das den Geliebten, wenn nicht der Treulosigkeit, doch sicherlich des frivolsten Leichtsinnes überführte! Sie, die Arme, die Tag und Nacht nur in und mit ihm lebte, die an nichts dachte, als daß sie sein Eigenthum sei, daß sein Herz ihr gehören möge bis an's Ende der Tage, sie, die ewig Treue, vernachlässigte er gänzlich, und lachend mischte er sich unter die Ballgäste der vornehmen Bürgerhäuser!

Es war ein Glück, daß es stürmte, sonst wäre es der tief Betrübten wohl nicht möglich gewesen, die Großmutter über ihr verstörtes Aussehen genügend zu beruhigen. So gelang es ihr einigermaßen, wenn auch die längst argwöhnisch gewordene Frau nicht mehr jedes Wort ihrer Enkelin für unumstößlich wahr hielt.

Doris schwieg natürlich über das, was sie gesehen hatte, aber sie baute Pläne über Pläne, um den Geliebten zu strafen und ihn fester denn je wieder an sich zu fesseln.

Er sollte sich erklären und ihr Aufschluß geben über seine Vernachlässigung. Liebe und Angst ließen Doris keine Ruhe. Noch in der schon angebrochenen Nacht wollte

sie Gewißheit erhalten. Sie mußte deshalb vorerst daran denken, die Großmutter zu beseitigen. Es war dies nicht schwer, denn Abends ermüdete die bejahrte Frau gewöhnlich zeitig und begab sich dann regelmäßig früher zur Ruhe, als die jugendliche Enkelin. Sobald Doris die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß die Großmutter eingeschlafen sei, warf sie ihr Mäntelchen über und schlich aus dem Hause. Schnell durcheilte sie die windigen Straßen, bis sie Ehrenhold's Wohnung erreichte. Dieser gegenüber blieb sie im Schutz eines vorspringenden Erkers stehen. Sie hörte die schluchzenden Töne einer Violine und sah an den verhüllten Fenstern das Vorüberschweben tanzender Paare. Nur den Schattenriß des Geliebten, der da Oben unter den frohen Menschen mitjubelte, konnte sie unter den vielen schattenhaften Gestalten nicht heraus erkennen. –

Die arme Doris fühlte sich namenslos unglücklich. Glühend heiße Thränen tropften auf ihre kalte Hand und brannten wie Feuerfunken, und in ihrem gefoltertem Herzen stockte das Blut. Ob er wohl an sie dachte unter den schönen geputzten Mädchen, die gewiß alle, alle auf ihn zumeist ihre Blicke hefteten! – Ob er ahnte, daß sie ihm so nahe sei, daß die Angst sie erbeben, der kalte Wind sie frieren mache, während er, der so treu Geliebte die leichtfertig plaudernde Lippe im Champagnerschaum badete und scheu lauschende Mädchenherzen durch frevelnde Worte berückte! . . . Wenn Günther sie liebte, dann mußte er es fühlen, daß sie ihm so nahe sei. Das Herz ließ ihm dann keine Ruhe; es ward ihm zu

eng in den heißen Gesellschaftszimmern. Er mußte hinaus, um frische Luft einzuschlüpfen, von seiner Verlobten, seiner Braut den erneuerten Schwur der Liebe zu vernehmen, und sie durch einen Kuß, einen einzigen wieder zu beruhigen, zu beglücken! ... Aber die arme, gläubige Doris stand eine volle halbe Stunde, und der ersehnte Freund ihrer Seele erschien nicht! Fort schwirrten die Klänge der Musik wie ferne Aeolsharfentöne zu dem zagenden Mädchen herab, und ununterbrochen rollten die Schatten der Tanzenden an den Fenstern vorüber!

Da sprach ein Nachtwächter das still weinende Mädchen an und fragte gutmüthig, was ihr fehle.

Doris sagte, sie habe einen großen Verlust gehabt und könne ihn doch nicht wiederfinden.

Der Nachtwächter begann auf der Erde zu suchen.

»Was ist's denn?« fragte er.

»Eine einzige Perle,« erwiderte Doris. »O, ich bin recht, recht sehr unglücklich!«

Damit dankte sie dem Wächter und schlich wieder nach Hause. Die Lampe brannte noch hell, die Großmutter athmete regelmäßig im Schlafe.

Doris nahm ihre Weißnäherei abermals zur Hand und arbeitete emsig, bis die Glocke auf dem Katharinenthurm halb zwölf schlug. Da erfaßte das unglückliche Mädchen eine namenlose Angst.

»O, du mein himmlischer Heiland,« rief sie sich zu, »rette meinen Christian aus den Netzen der Verführung, aus den Stricken des Teufels! Gewiß droht ihm ein gräßliches Unglück, sonst würde mein Herz nicht so entsetzlich

hämmern! . . . Ich muß zu ihm – ich muß ihn warnen, ihn retten!«

Und nochmals verließ Doris das Haus, um vor Ehrenhold's Wohnung Wache zu halten und sich in die Arme des von ihr angebeteten Mannes zu träumen.

Sie versteckte sich, um nicht einem der vorübergehenden Wächter aufzufallen, die sie leicht für ein schlechtes Frauenzimmer hätten halten und unehrerbietig behandeln können.

Der Tanz hatte aufgehört, die Musik schwieg, daß aber die Gesellschaft noch beisammen sei, sagten dem geängsteten Mädchen auch jetzt wieder die Schatten an den Fenstern. Die Thür des Hauses war nur angelehnt, was der Lichtschimmer der im Innern brennenden Laterne ihr verrieth.

Auf den Thürmen schlug es jetzt Mitternacht. Gleich darauf schwangen die Wächter ihre Holzrasseln, riefen die Stunden an den Straßenecken und gingen, mit ihren schweren, eisenbeschlagenen Stöcken das Pflaster schlagend, weiter. Keiner der Vorüberwandelnden gewahrte die Verborgene.

Nunmehr wagte Doris sich aus ihrem Versteck hervor. Es schien ihr, als werde es lebhaft im Hause des Papierhändlers und sie schloß daraus, daß sich die Gesellschaft zum Aufbruch rüste. Mit wenigen raschen Schritten stand sie dicht vor der Pforte. Sie beugte ihr Köpfchen, lehnte ihre vom kalten Nachtwinde feuchte Wange an den Spalt und lauschte.

Da vernahm sie eiliges Hin- und Wiedergehen. Thüren gingen auf und zu, dann rauschte es auf der Treppe. Doris faßte den metallenen Ring der Thür und drückte sie etwas weiter auf. Dadurch ward der Spalt gerade so groß, daß sie die Flur und den Aufgang zur blumenverzierten Treppe überblicken konnte. Hinter den Blumen bewegte es sich; an dem Rauschen und Streifen erkannte Doris, daß es ein bauschiges Frauengewand sein müßte. Nun vernahm sie Geflüster und das Geräusch Kosender. Gleich darauf glitt ein Mann die Treppe herab, riß die Thür auf und stürmte an ihr vorüber.

Doris erkannte ihren Verlobten!

Sie wollte ihn anrufen, ihm nacheilen, aber das Wort erstarb ihr auf der Zunge, und sie mußte sich jetzt mit beiden Händen fest an den Ring klammern, um nicht niederzusinken.

Im Vorbeifliegen hatte Günther etwas verloren. Es schimmerte röthlich – Doris hatte es deutlich bemerkt. Jetzt suchte sie mit den Augen, ohne den Treulosen, der alsbald langsamer die Straße hinauf ging, aus dem Gesicht zu verlieren. Sie entdeckte den Gegenstand, bückte sich und hob eine frische Rosenknospe auf.

»Ein Geschenk der Liebe!« stammelte sie bebend, ihr thränendes Auge zum sternenlosen Nachthimmel erhebend. »Armes Kind, wie beklage ich Dich! Er wird Dich betrügen und verlassen, wie er mich betrogen hat und verlassen will!«

Sie verbarg die Rosenknospe an ihrem Busen und folgte der noch an den Häusern hinschleichenden Gestalt des

Dichters. Es war nicht der Weg, der ihn nach Hause führte. Oben an der Ecke der Straße, gegenüber dem alten Rathhause, drang noch matter Lichtschein aus einem Kellerhalse. Dahin lenkte jetzt Günther seine Schritte, und Doris, das arme, bekümmerte, frierende Mädchen, sah die Gestalt ihres Geliebten jetzt in diese Kelleröffnung hinabsteigen. Da kehrte sie um, denn weiter zu folgen, vermochte sie nicht.

»Er wird sich berauschen in funkelndem Weine,« sprach sie, »während ich mein zertretenes Herz in Thränen bade! O, daß es erstickte in diesem Bade! Daß ich im Schmerz entschlummerte und nie, nie wieder erwachte!«

Wenige Minuten später betrat Doris ihr enges Zimmer wieder. Auch jetzt hörte die schlummernde Großmutter nicht ihre Enkelin. Sie konnte ungestört seufzen und weinen.

Als sie den Docht der Lampe ausgespreitet und den Deckelkorb weggestellt hatte, den sie nur deshalb mitnahm, damit es aussähe, als habe sie einen Geschäftsgang zu machen, setzte sie sich an den Tisch, verbarg ihr Gesicht in beide Hände und weinte so heftig, daß die Thränen immer über ihre Finger rieselten.

So saß die Bedauernswerthe wohl eine Viertelstunde. Als sie endlich wieder aufblickte, lag die Rosenknospe halb entblättert und verwelkt auf dem Tische, und war von den Thränen des Mädchens gänzlich durchnäßt.

Doris warf noch einen traurigen Blick darauf, löschte dann die Lampe und schlich sich leise in die Kammer,

um endlich unter abermals reichlichem Thränenerguß zu peinigenden Träumen zu entschlummern.

FÜNFTES KAPITEL. UEBLE FOLGEN.

Das Familienfest im Ehrenhold'schen Hause machte viel von sich reden. Die ganze Stadt war voll davon und die Urtheile lauteten sehr verschieden. Manche fanden, der taktvolle, bürgerlich so tadellos dastehende Mann habe sich zu etwas Unziemlichem fortreißen lassen, das man ihm lange nicht vergeben werde. Andere schwiegen, zuckten aber desto bedenklicher die Achseln, und ihre spöttischen Mienen ließen die gewagtesten Deutungen zu. Die Muthvollsten machten kein Hehl aus ihrem Aerger und gingen so weit, ein paar Namen selbst öffentlich zu nennen, die nunmehr von Mund zu Mund so lange nur ganz heimlich weiter geflüstert wurden, bis die ganze Stadt Kenntniß von den Vorgängen im Hause des Papierhändlers hatte.

Ein so allgemein verbreitetes Stadtgespräch konnte Ehrenhold, dem es natürlich Niemand direct mittheilte, unmöglich lange ein Geheimniß bleiben. Er versteinerte aber fast, als es ihm schon wenige Tage nach dem Feste überbracht ward.

Der Poet Günther, von dem die halbe Stadt behauptete, von je drei Tagen durchschlemme und verwildere er wenigstens zwei, sollte ein heimliches Liebesverhältniß mit

seiner einzigen, sorgfältig erzogenen Tochter angesponnen haben! Dies Gerücht klang so fabelhaft, so abenteuerlich, daß Herr Ehrenhold darüber gelacht haben würde, hätten es nur nicht die Dienstboten einander auf der Straße erzählt. Die Verläumdung seines Hauses, die Geringschätzung, welche in dem bloßen Aufkommen des abscheulichen Gerüchtes gegen sein Kind lag, mußte den streng sittlichen Mann auf's Heftigste empören. Er war genöthigt, der trüben Quelle dieses schändlichen Gerüchtes nachzuspüren, um diejenigen, welche es aufgebracht hatten, zur strengsten Verantwortung zu ziehen.

Zuvörderst setzte er seine Frau davon in Kenntniß, die sichtlich darüber erschrak, zugleich aber auch in große Bestürzung gerieth.

»Einen Fehler haben wir uns leider zu Schulden kommen lassen,« sprach Ehrenhold, »einen Fehler, den ich mir selbst nicht leichtlich vergeben kann. Aber Du hast mir so lange mit schönen Redensarten zugesetzt und mir vorgeprediget noch bei nachtschlafender Zeit, bis ich, des Redens und Anpreisens müde, Dir nachzugeben mich verleiten ließ. Wir hätten diesen übel beleumundeten, fahrenden Poeten aus dem Lande Schlesien unser Haus gar nicht erschließen sollen!«

»Es sind Erfindungen müßiger Köpfe, Geschwätze böser Zungen, glaub' es mir, mein Werther,« versetzte Madame Ehrenhold, mehr um sich selbst zu beschwichtigen, als um die Behauptung ihres Gatten zu widerlegen.

»Günther hat mehr Feinde als Freunde, weil er ein rücksichtslos heftiger, junger Mann ist, und durch seinen beißenden Witz, durch seine treffenden Satyren, überhaupt durch seine große geistige Ueberlegenheit sehr Viele, darunter auch einflußreiche Personen, tief verletzt. Man kann das nicht billigen, aber es läßt sich doch sehr leicht erklären. Günther rächt sich durch Verschießung feiner scharf zugespitzten Wortpfeile für die üblen Nachreden, mit denen man ihm schadet, indem man seine Mängel und Fehler zu Verbrechen ausweitet!«

»Bei alledem ist es ein Mensch, mit dem sich ein Umgang nicht geziemen will,« meinte Ehrenhold. »Bin derohalben auch entschlossen, ein Exemplum zu statuiren. Meine Druckerei wird diesem schlimmen Gesellen fernerhin nicht mehr offen stehen. Will er seine unnützen Verse und verbuhten Lieder drucken lassen, so mag er sich nach einer andern Officin umsehen. Die unbescholtene Ehre meines Hauses kann und mag ich solchem Strolche zu Liebe nicht auf's Spiel setzen. Heute noch werde ich dem verdorbenen *Studioso medicinae et chirurgiae*, wie er sich unterweilen zu tituliren beliebt, den Laufpaß geben.«

Madame Ehrenhold bat ihren Gatten, sich nicht zu übereilen und den jedenfalls schmähhch Verunglimpften nicht ungehört in vielleicht drückende Lage zu versetzen. Schließlich meinte sie, einem so bedeutenden Talente müsse man auch gewisse Extravaganzen nicht zu hoch anrechnen.

Die Letztere Bemerkung war aber gar nicht nach Ehrenhold's Sinn. Er wurde gegen seine Natur fast heftig, indem er unwirsch erwiderte:

»Kann ich doch gar nicht begreifen, wie man verlaufenen Leuten solche *laudes* singen mag! So ein Mensch Talent hat und weiß es zu gebrauchen, so verhungert er nicht, noch hat selbiger nöthig, einherzugehen, wie ein Scandalum. Wer aber ein gegebenes Talent mißbrauchet und sich selbst dadurch prostituiret, der gesellet sich denen Verlorenen bei, welche Vagabunden genannt werden und als solche gestäupet werden sollten von Rechtswegen aus Stadt und Land!«

Madame Ehrenhold ärgerte es, ihren Schützling so herabwürdigend beurtheilen zu hören.

»Mein Werthester,« sagte sie, »wenn Du wirklich von jeher ein so übles Urtheil über diesen Poeten gefällt und ein so schlechtes Zutrauen zu ihm gehabt hast, muß ich mich schier wundern, daß Du Deiner eigenen Tochter gegenüber so wenig Deine väterliche Autorität geltend zu machen verstandest.«

»Wenn die Weiber ihre Thränenkrüglein ausgießen, dann schmelzen die Herzen auch der härtesten Männer. Das Jammern und Händeringen einer Tochter thut einem Vater weh.«

»Meinst Du denn, unsere Alida könne sich für einen schlechten Menschen interessiren?« fragte Madame Ehrenhold weiter.

»Dergleichen Fälle sind zu unterschiedenen Malen auch schon passiret,« erwiderte der Papierhändler. »Es ließen sich odiose Exempla davon aufzählen.«

»Wohl möglich,« mein Werther,« sagte Alida's Mutter, »unserem Kinde aber ist ein so verkehrter Geschmack nicht zuzutrauen.«

»Würde mich sehr freuen, so Du Recht hättest. Und damit wir allerwegen gesichert bleiben mögen, will ich als rechtlicher Vater handeln. Darf dieser gefährliche Unhold, obwohl er denen Frauen gar hold sein mag, unser Haus nicht mehr betreten, so ist dem schlimmen Gerücht der Mund verstopfet, und wer sich unterstehet, noch weiter darüber zu reden, den verklage ich ohn' Erbarmen Injuriarum und zwinge ihn, mir in öffentlicher Rathssitzung Abbitte zu leisten. Solches Thun wird leichtfertiges Volk alsobald zur Raison bringen. Bevor ich aber diesen Ruhestörer des Hauses für immer verweise, begehre ich von Dir, als einer klugen Frau und vorsorglichen Mutter, daß Du Unser Töchterlein, welches von den honig-süßen Phrasen des schlesischen Troubadours über die Maßen eingenommen zu sein scheint, einem scharfen Examen unterwirfst, ihr Vorsicht empfiehlst und ihr verbietest, ihren ganz hübschen Kopf mit dem blonden Gelock wie eine Fahne an dem Fenster hin und herzuschwingen, als wolle sie jedem jungen Manne damit zuwinken. Mitten im Zimmer kann sie sitzen, so verdiente sie sich besser den Namen Frauenzimmer, welcher der größte Ehrentitel eines gesitteten Mädchens ist und immer bleiben wird.«

Mit dieser Aufforderung verließ der Papierhändler seine Frau, begab sich in sein Comptoir und schrieb ein kurzes, befehlshaberisches Billet an Günther, welches diesen zu schleunigem Erscheinen bei ihm wegen höchst dringender Angelegenheiten aufforderte.

Madame Ehrenhold machte sich selbst Vorwürfe. Der klugen Frau war es nicht entgangen, daß Alida dem wenig beliebten und der besseren Gesellschaft fern stehenden Dichter zu große Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Wohlwollende Freundinnen hatten sich schon während des Festes mißbilligend darüber geäußert, was die Mutter veranlaßte, ihrer unvorsichtigen Tochter einen Wink zu geben. Das eigensinnige und reizbare Mädchen war darüber ungehalten, und wenn sie es auch nicht wagte, sich der Mutter gegenüber zu vertheidigen, so ließ sie sich doch aus Mädchenhaftem Trotz und aus reiner Caprice gegen die geschwätzigten Augendienerinnen, von denen sie meinte, es beneide sie mehr als eine, daß Günther fast nur mit ihr getanzt und sich unterhalten hatte, dazu hinreißen, diesen geradezu vertraulich zu behandeln, um ihn dann plötzlich, recht als gönne sie den interessanten Mann keinem andern Mädchen, gewissermaßen fortzujagen. Denn mehr noch als Alida's warmblütiger Verkehr mit Günther während des Tanzes fiel dessen Verschwinden nach Beendigung des Balles allgemein auf. Dies vor Allem gab zu Vermuthungen und Glossen aller Art Anlaß, und als die Gesellschaft auseinander ging, war über Alida bereits allgemein der Stab gebrochen.

Zaudernd betrat die Mutter das Zimmer ihrer Tochter. Alida sah jetzt wieder gesund aus und ihre nervöse Reizbarkeit hatte sich fast ganz verloren. Die Mutter glaubte sich zu einem unerwarteten Angriff berechtigt. Sie trat sehr verstimmt ein und würdigte Alida keines Wortes, als diese ihr vorschriftsmäßig die Hand küßte.

»Haben Sie Verdruß gehabt, Mama?« sagte Alida, da die Mutter ganz gegen ihre Gewohnheit im Zimmer auf- und niederging.

»Leider, leider!« gab diese zur Antwort, »und zwar Deinetwegen!«

»Beste Mama!«

»Der Vater ist außer sich!«

»Ueber mich?«

»Ueber Deine kindischen, unverantwortlichen Streiche!«

Alida begann zu zittern und ihre schönen Augen füllten sich bereits mit Thränen.

»Ich bin nicht aus dem Hause gekommen und soll kindische Streiche gemacht haben?«

»Die ganze Stadt spricht davon! Wir werden verhöhnt, Dich nennt man ein leichtfertiges Geschöpf!«

Alida brach jetzt wirklich in Thränen aus.

»Wer nennt mich so? Wer ist so schlecht?« schluchzte sie, der Mutter sich nähernd.

»Das gleichlautende Urtheil Vieler macht das einer einzelnen Person unwichtig,« erwiderte Madame Ehrenhold. »Ein Glück nur ist 's, daß wir rechtzeitig die Veranlassung

dieses leider schon ehrenrührig gewordenen Geredes erfahren haben. Der Vater wird ganz energische Mittel ergreifen. Dieser Unglücksmensch, dieser fatale Poet, der auch mich eine Zeit lang mit seinen erlogenen Phrasen täuschen konnte, so daß ich mich seiner annahm, darf unser Haus nie wieder betreten.«

Alida fiel ihrer Mutter um den Hals und flüsterte ein röchelndes: »O Gott, meine Ahnung!«

Das krampfhaftes Beben des jungen Mädchens verrieth Adele die Gefühle ihres unbesonnenen Kindes. Sie geleitete die Zitternde, einer Ohnmacht Nahe, zum Divan.

»Alida,« sprach sie hier zu der schwer Athmenden, »warum warst Du so verschlossen? Hättest Du mir, Deiner Mutter Vertrauen geschenkt, wir Alle hätten jetzt nicht unter gemeinsamem Nachtheil schwer zu leiden.«

»Er ist nicht schlecht!« hauchte das bestürzte Mädchen, das so unerwartet ihre glühende Leidenschaft zu Günther entdeckt sah, »man will ihn nur herabziehen in's Gemeine, damit man ihn dann bequemer mit Koth besudeln kann! O, Mutter! Ich bin ihm so gut und er – er hat mich so lieb, o, so lieb! – Und dieser herrliche Mann, dieser feurige Dichter soll ein schlechter, ein verworfener Mensch sein!«

Sie schluchzte laut, ihr ganzer Körper zitterte. Madame Ehrenhold sah sich der leidenschaftlichen Tochter gegenüber völlig rathlos. Zugleich aber sah sie auch die Nothwendigkeit einer Radikalkur ein, wenn das ohnehin schon tief eingerissene Uebel nicht verheerend um sich greifen sollte. Die leidenschaftliche Neigung der Tochter

zu dem rang- und existenzlosen Dichter mußte mit aller Gewalt unterdrückt werden, und deshalb konnte sie die betrübende Entdeckung ihrem Gatten nicht verschweigen. Ehe Alida an sie Möglichkeit einer solchen Mittheilung dachte, hatte die bestürzte Mutter schon die Schelle gezogen und Ehrenhold stand der erschütterten Tochter gegenüber. Die Scene, welche sich nun zwischen Alida und deren Aeltern entwickelte, war sehr unerquicklich. Alida mußte von ihrem Vater bittere Worte hören, die sie doppelt kränkten und zu Boden drückten, weil sie mit den lieblosesten Bemerkungen und Urtheilen über den Gegenstand ihrer Liebe vermischt waren. Ehrenhold gestattete gar keine Einrede, noch weniger eine Entschuldigung oder gar eine Rechtfertigung. Er verlangte dictatorisch blinden Gehorsam von der leichtsinnigen Tochter, die sich durch das dumme Vergewinsel eines erbärmlichen Menschen, eines charakterlosen Vagabonden, mit welchem Namen er Günther consequent beehrte, habe bethören lassen. Alida sollte auf der Stelle das feierliche Versprechen geben, den verachteten Menschen, den man der Stadt verweisen müsse, nie wieder zu sehen, nie wieder den Versuch zu machen, ihn nochmals sprechen zu wollen, nicht einmal wieder an ihn zu denken!

Begreiflicherweise weigerte sich das junge Mädchen, solchen Bedingungen sich zu unterwerfen. Da sie dem maßlos heftigen Vater gegenüber gar nicht im Stande war, zu Worte zu kommen, ließ sie Alles geschehen, das verlangte Versprechen aber gab sie nicht.

»Gut denn,« sagte Ehrenhold. »So wird man die verliebte Mademoiselle einsperren und selbige so lange auf Gefangenkost setzen, bis sie sich eines Besseren besinnet und demüthig bittend Retraite bläst.«

Ehrenhold litt keine Widerrede, seine Frau, Adele, mußte eben so gut, wie die Tochter, schweigen. Der erbitterte Vater, der durch seines unbesonnenen Kindes Schuld Gegenstand des allerwiderwärtigsten Stadtgespräches geworden war, sperrte sein Kind mit eigener Hand in ein fest verwahrtes Zimmer, steckte den Schlüssel zu sich und begann darauf eine Durchsuchung der Effecten Alida's, die ihm ein paar höchst verrätherische Papiere aus Günthers Feder in die Hände lieferte. Es waren feurige Versicherungen seiner Liebe in Prosa und Versen. Ehrenhold las sie unter den heftigsten Emotionen. Wäre Günther jetzt zu ihm gekommen, er würde kaum einer Mißhandlung entgangen sein. Trotz der Abmahnungen seiner Gattin verbrannte er diese Papiere, zerriß dann das bereits an Günther gerichtete Billet und schrieb ein anderes, worin er ihm unter Androhung polizeilicher Hilfe wegen beabsichtigter Schändlichkeiten, wie er sich ausdrückte, ein für allemal sein Haus verbot. Das Billet ließ er durch einen Lehrburschen in die Wohnung des Dichters schicken. Der Bote kam mit der Bemerkung zurück, Herr Günther sei verreist, das Billet aber habe dessen Wirthin zu alsbaldiger Besorgung entgegen genommen.

SECHSTES KAPITEL. SENDLINGE.

Im Hochgebirge lag seit Wochen schon tiefer Schnee. Es wehte oft stark, wodurch einzelne Unglücksfälle vorgekommen waren, denn auf den Gebirgswegen gab es nur wenige Wegweiser und selbst Eingeborene konnten sich bei dichtem Schneegestöber leicht verirren. Weiter unten im hügeligen Lande fiel auch häufig Schnee, es fror aber nicht anhaltend genug, um ihn zur festen Decke sich verdichten zu lassen. Das gab dann grundlose Wege und erschwerte auf den mangelhaften Communicationsstraßen den Verkehr zwischen den zerstreut in Thälern und an Anhöhen gelegenen Ortschaften.

Woldemar von Raschau war in Geschäften in Schweidnitz gewesen. Wie immer hatte er die kleine Reise zu Pferde gemacht. Auf dem Heimwege überfiel ihn ein starkes Schneegestöber. Er mußte dem ermüdenden Thiere Zeit lassen, um die schnell sich anhäufenden Schneewehen zu durchbrechen. Die Nacht übereilte ihn und so erreichte er erst spät seinen Hof. Man konnte diesen alten Adelssitz nicht eigentlich Schloß nennen, obwohl Raschau's Unterthanen dem Herrenhof diesen pomphaften Namen beilegte. Der alte spitzgieblige Bau mit dem abgestumpften Thurme sah aber doch so ritterlich aus, daß er die Benennung Schloß, namentlich im Vergleich mit den polnischen Schlössern, einigermaßen rechtfertigte. Ein Graben mit trübem Sumpfwasser, ganz bedeckt mit Wasserlinsen, umgab ihn. Früher hatte, wie sich noch

jetzt erkennen ließ, eine Zugbrücke über diesen Schloßgraben geführt, jetzt aber war an deren Stelle eine Holzbrücke getreten, welche die Verbindung mit der übrigen Welt vermittelte. Nur die alte hohe Mauer um den Herrensitz und das spitzbogige Thor am Eingange waren geblieben.

Die Schloßuhr schlug kreischend – denn sie hatte einen Sprung – die neunte Abendstunde, als Woldemar über die Brücke ritt. Der rothe Feuerschein aus der Schloßschmiede im umfangreichen Gehöft beleuchtete dem Ankommenden den Weg. Der Schmied schweißte noch einen Radreifen zusammen, denn am nächsten Morgen sollten zwei Wagen mit Getreide nach Strigau fahren. Als der fleißige Mann den Hufschlag des Pferdes auf der hölzernen Brücke hörte, kehrte er sich um und erkannte den Herrn. Er that noch ein paar Schläge mit kräftiger Faust, ließ dann den Radreifen am Amboß niedergleiten und ging dem Besitzer des Herrenhofes entgegen.

»Der Herr Baron finden Besuch,« sagte er, das rauchende Thier am Zügel fassend und es vor der Schmiede auf- und abführend.

»Wer ist's?« fragte Woldemar.

»Es sind zwei Parten,« erwiderte der Schmied, »und beide halt wunderliches Volk.«

»Kennst Du sie nicht?«

»Hab' solche Gesichter mein Tage nicht gesehen.«

»Also Fremde?«

»Stockfremde, aber die eine Part will den Herrn sprechen.«

»Woher kommen sie?«

»Aus Sachsen. Heel schnurriges Volk,« setzte er kopfschüttelnd hinzu.

»Und die Andern?«

»Ist halt ein eelitziges Mannsbild, das sich verirrt hat. Er kam spät an und wollte einen Führer haben mit einer Laterne. Weil aber die Leute halt alle Hände voll zu thun hatten und der spitzbübisch klug blickende Herr das wohl merken konnte, meinte er, es wär' ihm eben so lieb, wenn er ein Nachtquartier im Schlosse kriegen könnte.«

»Es ist schon Recht,« sagte Woldemar, befahl einem der bereits herbeigekommenen Knechte das Pferd abzuzäumen und gut zu versorgen, und trat in das alterthümliche Herrenhaus.

Zu ebener Erde in dem großen Familienzimmer, das ein Riesenofen, in welchem das Feuer selten ausging, behaglich erwärmte, fand Woldemar die fremden Gäste. Es waren zwei Männer und ein junges Mädchen. In dem schlichten Manne mit den gutmüthig derben Zügen erkannte er sogleich einen der Ansiedler aus Mähren, mit denen er zu Anfange des Sommers am Fuße des Hutberges zusammengetroffen war. Das Mädchen mußte nach Tracht und Wesen zu diesem Manne gehören. Der dritte Gast, um Vieles älter, sah ungleich intelligenter aus, hatte aber wirklich etwas im Auge, das den Ausdruck des Schmied's rechtfertigte.

Die Begrüßung war gegenseitig freundlich, aber gemessen. Woldemar gab sich als offener Schlesier, dem es Vergnügen macht, Gastfreundschaft zu üben. Er entschuldigte sich bei den Fremden noch ehe er ihre Namen kannte, daß sie sich ohne Unterhaltung hätten behelfen müssen. Ihm fehle leider noch eine Hausfrau, und ein solcher Mangel lasse sich nie ersetzen und werde bisweilen recht schmerzlich empfunden.

Der ältere Herr, offenbar ein Mann von Welt, stellte sich als Kaplan Florian aus Brünn vor, der bescheidene Fremde aus Sachsen nannte sich Evermann. Er war, wie er sogleich hinzufügte, Drechsler und wollte mit seiner Tochter Hanna, entfernte Verwandte in Schlesien besuchen.

»Ein sonderbares Zusammentreffen,« dachte Woldemar, der sich in einer wunderlichen Lage befand. Der Kaplan war jedenfalls ein sehr kluger Kopf, und es ließ sich nicht annehmen, daß seine Reise so spät im Jahre eine bloß zufällige sei. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte sie einen tieferen Zweck, und wer konnte wissen, ob dies nicht ein sehr geheimer war. Es entging dem Edelmann nicht, daß der Kaplan aus Brünn den mährischen Bruder bereits geistig vollkommen beherrschte. Evermann wagte kaum ein Wort zu äußern, und der Kaplan triumphirte sichtlich über den so leicht errungenen Sieg. Nur wenn der geistliche Herr den Handwerker nicht beobachtete, richtete dieser einen merkwürdig fragenden Blick auf Woldemar, aus dem sich abnehmen ließ, daß der Exulant ihm eine Mittheilung zu machen habe.

Aus einigen Aeußerungen des Kaplans ließ sich erkennen, daß vor Woldemar's Ankunft schon ein Gespräch zwischen den einander in gewissem Sinne feindlich gegenüberstehenden Fremdlingen stattgefunden haben mußte. Florian disputirte gern. Er besaß umfassende Kenntnisse, war ein scharfer Denker und handhabte die Waffen der Sophistik leicht und sicher. Einem solchen Gegner vermochte der stille Evermann unmöglich Stand zu halten. Im Wortgefecht mußte er stets unterliegen. Dagegen war es möglich, daß er im Dulden und gläubigen Beharren den geistesgewandten Katholiken überragte.

Florian war gänzlich unbefangen und ward über Tisch sehr bald gesprächig. Eine zufällige Aeußerung Woldemars brachte das Gespräch auf kirchliche Gegenstände.

»Sie sind Protestant, Herr Baron,« sprach Florian bei einer Wendung des Gespräches, die ihn frappirte. »Als Katholik würden und *müßten* Sie anders urtheilen.«

»Sehr möglich,« erwiderte Woldemar. »Gerade daß ich als Protestant diesem Muß mich nicht zu unterwerfen habe, ist mir eine große Beruhigung. Ein solches Müssen würde mich sehr unglücklich machen.«

»Wie kann man unglücklich sein, wenn man glaubt!«

»Und wenn man nicht glauben kann?«

»Gerade dann ist man sehr unglücklich! Alle Glaubenslosigkeit reicht der Irreligiosität, wenigstens immer der Irrlehre die Hand!«

»Wo der Glaube überhaupt fehlt, mag dies der Fall sein,« erwiderte Woldemar, »wenn man aber nur gewisse Formeln des Glaubens, eben weil sie entweder unwesentlich oder hemmend für das geistige Erkennen sind, abstreift, wird man deshalb weder ein Irrlehrer noch ein Irreligiöser.«

»Ich werde diesen Satz niemals zugeben,« sprach Florian. »Als Priester wäre es eigentlich meine Pflicht, Sie zu bekehren, indeß würde sich die Erfüllung dieser Pflicht wieder sehr schlecht mit der Gastfreundschaft vertragen, die ich augenblicklich bei Ihnen zu genießen mich glücklich schätze. Ich ziehe es deshalb vor, diese Frage einstweilen offen zu lassen. Wir treffen wohl noch einmal wieder zusammen oder wir setzen die so zufällig angeknüpfte Bekanntschaft brieflich fort und tauschen schriftlich unsere Ansichten aus. Dies dürfte für uns Beide noch vortheilhafter sein.«

Woldemar antwortete nur durch eine Verbeugung, die keine Zusage verhieß, wohl aber so gedeutet werden konnte. Das Gespräch, an welchem sich Evermann gar nicht betheiligte, kam etwas in's Stocken und der Brünner Kaplan fühlte, daß es schicklich sei, sich zurückzuziehen. Der Baron wies ihm in Person ein alterthümlich meublirtes Schlafgemach an und kehrte dann erwartungsvoll zu den Ansiedlern vom Hutberge zurück.

Diese fand Woldemar jetzt in froher, fast andächtiger Stimmung. Ein großer Brief lag schon auf dem Tische und Evermann kam dem Edelmanne mit den Worten entgegen:

»Liebevolle Grüße, verehrter Bruder im Herrn, habe ich Ihnen zu überbringen von unserm großmüthigen Beschützer, dem Herrn Grafen von Zinzendorf. Es ist ein Dienst der Menschen- und Nächstenliebe, den Du übernimmst, sprach er zu mir, als er den Brief mir einhändigte, der an Sie gerichtet ist. Und es muß wohl eine wichtige Angelegenheit darin verhandelt werden, sonst hätte der Herr mich wohl nicht geprüft, indem er wandeln ließ auf meinen Wegen einen Sohn Belials, dessen spitzfindige Worte mein Herz bekümmerten und meine Seele kränkten.«

»Der Herr Kaplan ist ein Reisender, wie Ihr, lieber Evermann,« versetzte Woldemar. »Wie mögt Ihr es rechtfertigen, ihm böse Absichten zuzumuthen?«

»Seine Gedanken sind voll Hinterlist,« erwiderte Evermann, »und wo er einen Ort entdeckt, an welchem er ausstreuen kann seine Stacheln, damit sich der Fuß eines Unachtsamen daran verwunde, da thut er es gern und mit lächelndem Munde. Er gehört zu unsern eifrigsten Widersachern und hat uns bereitet große Leiden durch sein heimliches Thun. Darum sagte meine Seele, als ich so unvermuthet mit ihm zusammentraf, und als er die Standhaftigkeit meines Glaubens mit weltlichen Spitzfindigkeiten anfocht.«

Woldemar gaben diese Bemerkungen viel zu denken. Er erinnerte sich der Verfolgungen, welche die mährischen Brüder zu erdulden gehabt, und der Schwierigkeiten, die man ihnen machte, als sie das Land ihrer Väter

zu verlassen sich entschlossen. Daß namentlich die jesuitische Partei in Mähren kein Mittel scheute, um die Dissidenten zurückzuführen in den Schooß der katholischen Kirche, war längst kein Geheimniß mehr. Es war demnach auch gar nicht unmöglich, daß Kaplan Florian in einer besondern Mission das Land durchzog, und daß selbst sein Irregehen und sein Zusammentreffen mit dem schlichten Sendlinge Zinzendorfs nicht bloß ein zufälliges war.

»Ihnen, Herr Baron, dürfen wir vertrauen,« nahm Evermann noch einmal das Wort, denn seit er sich nur Woldemar gegenüber sah, brach er auch sein bisheriges, für den Hausherrn fast störendes Schweigen. »Der fromme Graf nannte Sie einen Bruder im Geist, und so Jemand geistig mit uns lebt, ist er auch schon Einer der Unsrigen!«

Er empfahl den Edelmann der Gnade Gottes und streckte dann seine müden Glieder auf der Streu aus, die er sich trotz Woldemar's Gegenrede ausdrücklich zum Nachtlager bestellte. Auch Hanna mußte mit einem ähnlichen dürftigen Lager sich begnügen, was das kaum sechszehnjährige stille Mädchen mit wahrer Seelenfreudigkeit that.

SIEBENTES KAPITEL. EIN BRIEF UND SEINE FOLGEN.

Mit einem gemischten Gefühl von Andacht und Neugierde erbrach Woldemar den Brief des Grafen von Zinzendorf. Er mußte sich arger Nachlässigkeit zeihen, denn

die freundliche und dringende Aufforderung des seltenen Mannes, in nähere Beziehung zu ihm zu treten, hatte der Edelmann bisher thatsächlich unbeachtet gelassen. Allerdings standen ihm eine Menge Entschuldigungen zu Gebote, denn seine Zeit war von vielen Seiten in Anspruch genommen worden, und da er als praktischer Landwirth überall selbst bei der Hand sein mußte, um sich vor Schaden zu hüten, so blieb für einen brieflichen Verkehr, der keinen andern Zweck hatte, als einen unterhaltenden oder auch anregenden Gedanken- und Meinungsaustausch, wenig Zeit übrig. Daß dennoch der Graf sich seiner erinnerte und ihn gleichsam mit einer Mission beehrte, war ihm Beweis genug für die wirklich innige Theilnahme, die er ihm zugewendet hatte.

Der Inhalt des Briefes bewegte Woldemar auf's Tiefste. Es war ein Schreiben, wie es nur ein Mensch verfassen konnte, der von dem Geist der Liebe, wie das Christenthum sie predigt, ganz durchdrungen worden ist. Da gab es kein Wort des Vorwurfs, nicht einmal der Ermahnung; ein Geist wunderbarer Milde durchwehte das ganze Schreiben. Der Graf nannte den jungen Edelmann, dessen Ansichten in vieler Hinsicht mit den seinigen harmonirten, abwechselnd bald Nachbar, bald angehender Bruder im Geist, Er verlangte nicht, daß er sich ihm und dem Häuflein ›gottliebender‹ Seelen, das sich um ihn geschaart, anschließen solle, aus der Fassung des Schreibens ging vielmehr hervor, daß dieser Anschluß durch ›die Gnade des Herrn‹ bereits geschehen sei, daß aber der von weltlichen Angelegenheiten vielfach Zerstreute

nur noch nicht Sammlung habe finden können, um ihn, den Grafen, davon in Kenntniß zu setzen.«

Am Schlusse des sehr ausführlichen Schreibens statete Zinzendorf seinem schweigsamen Nachbar im Geist, wie er sich ausdrückte, Bericht ab über den Fortgang der Colonie am Hutberge, deren fröhliches Gedeihen er pries. »Die kleine Gemeinde von Brüdern und Schwestern,« hieß es in dem Briefe, »stehet ersichtlich unter der Hut des Herrn. Darum haben wir auch den Ort, welcher nunmehr in Frieden auf der hohen Plaine entstehet, Herrnhut benannt.«

Ganz zuletzt erkundigte sich der Graf nach den Verhältnissen des vielversprechenden jungen Dichters, dessen Angelegenheiten Woldemar damals so viel Eifer und Theilnahme gewidmet hatte. »Mir banget vor dem Seelenzustande des besagten Poeten,« lautete der auf Günther bezügliche Passus in dem Schreiben, »denn was ich durch aufmerksame Freunde von selbigem in Erfahrung bringen konnte, lautete gar betrübend. Weshalben ich denn auch nicht versäumte, dieses jugendlichen Menschen irriges Thun in meinem Herzen wohl zu erwägen, und ihn und seine Seele dem Herrn eifrig zu empfehlen im Gebet.«

Es war noch hinzugefügt, daß er begierig sei, Näheres über das getrübtte Verhältniß zwischen Sohn und Vater zu erfahren, und daß er gern Alles thun wolle, was dem Irrenden förderlich sein und ihn erretten könne aus den Umstrickungen der eiteln und sündigen Welt. Endlich empfahl der Graf dem schlesischen Edelmann

den schlichten Bruder nebst seiner Tochter, bat ihn, diese Sendlinge im Auftrage des Herrn mit Rath und That zu unterstützen, falls sie dessen bedürfen sollten, und sprach schließlich den Wunsch und die Erwartung aus, es möge alsbald der Tag erscheinen, an dem es ihm vergönnt sein werde, mit dem geliebten angehenden Bruder im Geiste sich glückliche Stunden lang über das zu unterhalten, was allein Noth thue und was da diene zur Erquickung des Geistes und zur wahren Heiligung des Herzens.

Dieser Brief versetzte Woldemar in eine große Aufregung. Er sah sich wieder dem Grafen gegenüber und vernahm dessen wohltönende, alle Herzen bewegende Stimme. Dann aber war er auch bald im Garten des Doctor Günther, bald im studentisch aufgeputzten Zimmer seines Freundes Paul, und das Schicksal des jungen Dichters, das ihn oft vorübergehend beschäftigt hatte, trat lebhafter denn je vor sein geistiges Auge.

Von dem Arzte in Strigau hatte er lange nichts mehr gehört, und eben darum nahm er an, es werde sich zwischen Vater und Sohn Alles ausgeglichen haben, In dieser Annahme bestärkte ihn auch die auffallende Schweigsamkeit Paul's, der sicher an ihn geschrieben hätte, wären Ereignisse von Wichtigkeit eingetreten. Die Andeutungen im Briefe des Grafen, obwohl sie eine genaue Kenntniß der Verhältnisse nicht annehmen ließen, lauteten doch beunruhigend.

Es ging daraus hervor, daß Günther seine Lebensweise noch nicht aufgegeben hatte. Dies Fortleben im alten Geleise aber ließ wieder ein noch immer gestörtes Verhältniß zu dessen Eltern voraussetzen, wo nicht gar einen unheilbar gewordenen Bruch annehmen. Woldemar mußte darüber bald Gewißheit haben, was ihn denn zu dem Entschlusse brachte, schon am nächsten Tage den Doctor in Strigau zu besuchen. Er konnte dies thun, ohne daß es auffällig erschien. Geschäfte, die sein persönliches Erscheinen in der benachbarten Stadt zwar nicht gerade erheischten, rechtfertigten dasselbe doch, und dann lag im Besuch bei dem Arzte, dem er ja einen großen Dienst, wenn auch nur als Mittelsperson, wenigstens hatte erweisen wollen, aus Theilnahme oder Höflichkeitsrücksichten nahe.

Während der Nacht trat Frost ein und früh am Morgen überblickte man eine weiß beschneite Landschaft, vom hellen Winterhimmel überspannt. Kaplan Florian, an Thätigkeit gewöhnt, stand früh auf. Woldemar sah den hochgewachsenen stillen Mann schon vor der Hofschmiede stehen und sich mit dem ebenfalls bereits arbeitenden Meister unterhalten, als er einen Blick durch's Fenster warf. Die Colonisten vom Hutberge waren dagegen noch nicht sichtbar. Als er an der Thür ihrer Kammer vorüberging, hörte er den Drechsler laut und inbrünstig beten. Er mochte nicht lauschen, obwohl ihn einen flüchtigen Augenblick lang die Lust dazu anwandelte. Dennoch entging es ihm nicht, daß der glaubenseifrige Mann den Segen des Himmels für das volle Gelingen seiner Sendung

erflehe und den Herrn mit der Bitte anlag, er möge die kleine Gemeinde der Brüder, die all ihr Thun nur auf ihn setzten, doch vor den Feinden und Widersachern beschirmen, die das kaum begründete Haus wie lauernde Luchse und blutgierige Wölfe umschlichen. Es wurde ihm ganz seltsam dabei zu Muthe und der Gedanke, er sei doch wohl dazu berufen, auf irgend eine Weise die Zwecke Zinzendorf's fördern zu helfen, setzte sich immer fester in seiner Seele.

Der kluge Geistliche aus Brünn, der in dem kurzen Gespräch mit dem Schmiede mancherlei Erkundigungen eingezogen hatte, ohne daß dieser etwas davon merkte, zeigte sich ungemein dankbar für die genossene Gastfreundschaft. Er ließ sich aber nicht halten, indem er vorschützte, er habe die Versäumniß des vorigen Tages heute möglichst nachzuholen. Nach den andern Gästen des Edelmanns fragte er nicht. Mit der Aufforderung, der Hofbesitzer möge sich seiner erinnern, wenn er zufällig einmal nach Brünn kommen solle, empfahl er sich von Woldemar. Dieser traf nun ebenfalls Anstalten zum Aufbruch. Die Getreidewagen standen schon beladen und bespannt im Hofe und harrten nur des Befehls zur Abfahrt. Woldemar unterhielt sich noch mit Evermann und Hanna, die er heute in dem schlichten schneeweißen Häubchen mit dem unter dem feinen Kinn lose geknüpften Rosa-Seidenband auffallend hübsch fand. Hanna war auch heute nicht mehr so einsylbig. Ueberhaupt schienen sie heitern Sinnes, von Natur aufgeweckt und etwas mehr neugierig zu sein, als ihr ernster Vater es wünschen

mochte. Sie erkundigte sich eifrig nach Allem, was ihr neu und unbekannt war, konnte nicht begreifen, daß der gnädige Herr – so nannte sie Woldemar – so viele Menschen in Ordnung halten könne, und bedauerte ihn aufrichtig der großen Unbequemlichkeit wegen, die doch damit verbunden sein müsse. Hanna sah ihn dabei mit ihren hellblauen Kinderaugen mit unschuldiger Neugierde an, so daß Woldemar zuletzt auf den Gedanken kam, der Graf möge wohl im Beisein des fast noch kindlichen Mädchens viel mit dem Vater von ihm gesprochen, ihm vielleicht Eigenschaften beigelegt haben, die er entweder gar nicht oder doch sicherlich nicht in auffallender Vollkommenheit besitze.

Ueber dieser Unterhaltung verging die Zeit und Woldemar, welcher die Wagen mit dem Getreide vorausfahren ließ, ritt erst eine Stunde später seinen Leuten nach. Evermann mit seiner Tochter nahm den Geleitsmann, welchen der Edelmann ihm gab, dankend an und wandte sich gleichzeitig dem Gebirge zu, wohin der Auftrag des Grafen ihn führte.

Gegen Mittag hatte Woldemar seine Geschäfte besorgt. Die Wagen fuhren zurück, er selbst aber verfügte sich nach der Behausung des Doctors. Diesmal begrüßte ihn die Mutter des Dichters schon an der Thür. Die Matrone erkannte ihn sogleich wieder und schien erfreut über sein Kommen zu sein. Der Doctor selbst war nicht zu Hause.

»Ihr werther Besuch, Herr Baron,« sagte die wackere Frau, den vornehmen Gast in die »Putzstube« führend, »ist für mich eine wahre Beruhigung. Nun dürfen wir doch

wieder hoffen, während die letzten Wochen voll banger Zweifel uns alle Ruhe und Lebensfreudigkeit raubten. Was für Nachrichten bringen Sie uns von Christian?«

Diese Frage setzte Woldemar in die peinlichste Verlegenheit. Die besorgte Mutter hoffte durch ihn Erfreuliches von ihrem einzigen Sohne zu hören, und er wußte nicht einmal, ob er noch am Leben sei, viel weniger wie seine Verhältnisse sich gestaltet haben mochten. Die Bestürzung in seinen Mienen entging dem forschenden Auge der Mutter nicht, und indem sie Woldemar beide Hände entgegenstreckte, fuhr sie fort:

»Also Trübsal, nicht Glück treibt Sie zu uns? O, mein ahnendes Herz! Was habe ich gelitten um mein Kind! . . . Welche Schmerzen und Bekümmernisse lasten auf mir! . . . Sprechen Sie es aus, bester Herr Baron! Ich bin auf Alles gefaßt und will mich auch gern in Alles schicken. Nur die Wahrheit, die ganze Wahrheit wünsche ich zu erfahren! – Christian ist krank, nicht wahr? Er hat, fortgerissen von seinem heftigen Naturell, Streit bekommen, und nun liegt er vielleicht verlassen, vergessen, verkümmert und sich selbst seines Leichtsinns wegen mit Vorwürfen peinigend, unter fremden, mitleidslosen Menschen auf dem Siechbett.«

»Was veranlaßt Sie zu so traurigen Voraussetzungen?« fragte jetzt Woldemar, der selbst über die Heftigkeit der Mutter des Dichters erschrak.

»Nichts, als das finstere Schweigen meines Mannes,« erwiderte diese. »Er schrieb unserem Sohne ausführlich und so freundlich, wie ich es kaum erwarten durfte. Ich

las den Brief und fühlte mich glücklich. Ihr Gespräch hatte meinen Mann wirklich vollkommen beruhigt. Er dachte ganz anders, viel besser als sonst von Christian. Das schöne Lied, das Sie ihm gaben und das ich noch heute auswendig weiß, war ein wahrer Talisman für meinen Doctor. Wenn Zweifel ihn beschlichen, sagte er sich diese gottergebenen, von tiefer Reue Zeugniß gebenden Verse vor, und er ward wieder heiter. Aber Christian antwortete nicht auf den liebevollen Brief des Vaters. – Es verging Woche nach Woche, ein Monat nach dem andern, und kein Wort des Dankes kam zurück! – Das war eine recht, recht schwere Zeit für mich, Herr Baron! Anfangs ging es noch, denn mein Mann glaubte, es möge ein Brief unseres Christian verloren gegangen sein, oder ein Bekannter, der unterwegs aufgehalten sein konnte, werde Auftrag erhalten haben, uns die Antwort zu überbringen. Später konnten wir uns an diese Hoffnung leider nicht mehr klammern! Es kamen einige Leute mit meinem Manne zusammen, die unsern Sohn in Leipzig gesehen hatten. Was sie dem Vater mitgetheilt haben mögen – Gott allein weiß es! Er hat nie mit mir darüber gesprochen. Zweimal nur wagte ich ihn zu fragen. Beide Male gab er mir die nämliche Antwort.«

»Welche, Frau Doctor?«

»Denke, Dein Sohn sei gestorben und danke Gott dafür!«

»Unmöglich!« rief Woldemar.

»Nicht wahr, Herr Baron? Dieselbe Antwort gab ich meinem Manne. Aber er schwieg und kehrte mir den

Rücken. Ich sollte *denken*, mein einziges Kind, das ich so unendlich liebe, sei gestorben, und doch weiß ich es, daß er lebt! Aber wie mag er leben, Herr Baron, und wo? Und welche Schuld belastet sein Haupt, daß der eigene Vater ihn unter die Todten wirft? Wenn nun Feinde, schlechte, gewissenlose Menschen den Fernen schmähdlich verleumdete haben? ... Lassen sich Briefe nicht unterschlagen? Diese qualvollen Möglichkeiten allein haben mich bisher noch aufrecht erhalten, lange aber, Herr Baron, lange ertrage ich die Pein dieser fürchterlich aufreibenden Zweifel nicht mehr. Darum bitte ich inständigst –«

»Sie sollen und müssen Gewißheit erhalten,« fiel Woldemar der unglücklichen Mutter in's Wort. »Hätte ich ahnen können, daß Ihrem Sohne sein gegebenes Versprechen so wenig heilig war, ich selbst würde nicht unterlassen haben, ihn daran zu erinnern.«

»Gerade das ist's, was den Vater aufbringt,« fuhr Christians Mutter bewegt fort. »Er setzte so großes Vertrauen in seinen letzten Brief, und Sie, Sie selbst, Herr Baron, Sie hatten ihn noch in diesem Vertrauen bestärkt. Seitdem –«

»Der Herr Doctor glaubt hoffentlich nicht, daß ich ihn wissentlich hintergangen habe?« fiel Woldemar ein.

»Das wohl nicht, Herr Baron,« versetzte die niedergeschlagene Frau, »aber ich fürchte, ich fürchte –«

»Daß er mir fernerhin kein Vertrauen mehr schenken wird? Wollten Sie das nicht sagen?«

»Mein Mann ist mißtrauisch geworden gegen Alle,« erwiderte Christians Mutter. »Er behauptet, die ganze Welt

sei voll Lug und Trug, und nur der Kopfhänger verdiene noch Achtung, da er im Grunde deshalb nicht heuchle, weil er die Heuchelei und die geistige Lüge vor aller Welt Augen treibe. Es ist mir lieb, daß Sie den Doctor nicht zu Hause treffen! Bei seiner Gereiztheit könnte er Sie leicht recht tief beleidigen. Das hat neuerdings gar Mancher an sich erfahren müssen. Daß der gute Mann sich damit selbst am meisten schadet, sieht er in seiner Verbissenheit leider nicht ein, und so lebe ich denn in fortwährender Angst, in nie ruhender Aufregung!«

Woldemar sah nachdenklich in den kalten Winterhimmel, der sich schon wieder mit leichtem Schneegewölk bedeckte. Es leuchtete ihm ein, daß es wohl zweckmäßiger sein möge, wenn er dem Doctor nicht begegne. Die Hoffnung, den tief gekränkten und in gewissem Sinne auch wirklich hintergangenen Mann sich persönlich wieder gewogener zu machen, gab er nicht auf. Ehe er aber daran denken konnte, mußte er Gewißheit haben von des jungen Günthers Lage, und die Gründe kennen lernen, die ihn sein gegebenes, ja feierlich verpfändetes Wort so ganz hatten vergessen lassen.

Mit der tröstlichen Zusage, er würde entweder Christian selbst oder eine ihm nahestehende Person bewegen, den bekümmerten Eltern zu schreiben, empfahl sich Woldemar, und erreichte gerade bei Anbruch der Nacht unter bereits dichtem Schneegeriesel, das ein stärkerer Kältegrad recht empfindlich machte, seinen baumumrauschten Edelsitz.

ACHTES KAPITEL. VERHÄNGNISZVOLLE MITTHEILUNGEN.

Ein rauher und stürmischer Novemberabend hatte zahlreiche Gäste im ›Schwarzen Brett‹ versammelt. Der ›steife Heinrich‹ verdiente kaum mehr seinen Beinamen, denn er mußte sich fast ununterbrochen wie ein Kreisel hinter dem Schenktische drehen, um die Bedürfnisse der Musensöhne möglichst prompt zu befriedigen. Schweres Merseburger Bier, damals ein vorzugsweise beliebtes Getränk, wurde in bedeutenden Quantitäten verbraucht. Man trank es aber nicht aus Gläsern, sondern aus großen irdenen Deckelkrügen, deren Geklapper man schon draußen zwischen dem Getöse hören konnte, das die Zechenden durch überlautes Sprechen, hin und wieder auch durch das Abschreien eines gerade in Aufnahme gekommenen Studentenliedes machten.

Zurückgezogen von den lärmenden Genossen und in ein besonderes Gespräch vertieft, das sie flüsternd führten, saßen Gotthold und Feodor. Die vor ihnen stehenden Krüge blieben unberührt. Dem steifen Heinrich war diese Erscheinung so neu, daß er sich aus dem engen Raume hinter dem Schenktische in einem unbeschäftigten Augenblicke in das Zimmer wagte, stelzbeinig wie ein Antomat den Flüsternden sich näherte und diese ein paar Sekunden lang mit verwunderten Blicken betrachtete. Dann zog er sich kopfschüttelnd wieder zurück, indem er unverständlich murmelnd sprach:

»Leben nicht mehr lange.«

Die Freunde gewahrten nichts von der Unruhe des steifen Heinrichs um sie und ihr Befinden. Der Gegenstand ihrer Unterhaltung nahm sie ganz gefangen.

»Mir hat diese Geschichte allen Humor geraubt,« sprach Feodor. »Wenn man einen Menschen von Geist und Herz lieb hat, so ist man gern bereit, die Fehler und Gebrechen, mit denen er behaftet ist, zu vergessen, eine Grenze aber muß es doch auch im Irren geben.«

»Gib Acht, es geht mit ihm zu Ende!« meinte Gotthold. »Er hat keinen Charakter, mögen seine Beschützer sagen, was sie wollen. Warum studiert er nicht fort, da ihm der Vater doch abermals Unterstützung zugesagt hat? Gibt's eine köstlichere Wissenschaft, als die Medizin? Ich freue mich schon auf die Zeit, wo ich meine Dissertation werde ausarbeiten können.«

»Seine Abneigung gegen ein Fachstudium, ja selbst gegen die Wissenschaften kann ich ihm verzeihen,« erwiderte Feodor. »Es mag dies eine mangelhafte Naturanlage sein, wie sie wohl vorkommt bei Individuen, die sich einseitig in hervorragender Weise vor Andern auszeichnen. Daß er aber niemals und Niemand Wort hält, daß er unzuverlässig ist in jeder Hinsicht, veränderlich, wie das Wetter im April, das verzeih' ich ihm nicht, und gerade deshalb hab' ich mich in der letzten Zeit nicht mehr um ihn gekümmert. Gegenwärtig wird man ja wider Willen dazu genöthigt.«

»Er soll übel aussehen.«

»Kann es anders sein? Seit acht Tagen ohne Behausung, ein unstäter Gast der verrufensten Spelunken, von

Häschern gejagt, von der Gesellschaft beinahe geächtet, innerlich zerrissen und gegen die Welt erbittert; eine solche Fülle von Noth müßte auch die stärkste und kaltblütigste Natur aufreiben!«

»Wenn Podelwitz ihn verläßt, geht er zu Grunde. Dieser allein hält ihn noch, und der wackere Kerl ist auch so von seinen Gaben und seinen von Schlacken leider nur zu sehr überschütteten guten Eigenschaften eingenommen, daß ich überzeugt bin, er nähme selbst die größte Thorheit auf seine Kappe, wenn er durch solchen Freundschaftsdienst ihm helfen könnte.«

»Da kommt er,« sagte Gotthold, »und Paul von Podelwitz mit ihm!«

Feodor kehrte sich um. Er fuhr zusammen, als er Christian Günther am Arme Paul's gewahrte. Seine Kleidung zeugte fast mehr noch von dem wüsten Lebenswandel, dem sich der verstörte Dichter seit Kurzem ergeben hatte, als die bleichen, verfallenen Züge. Nur im Auge loderte die alte Gluth und verrieth das Feuer, das hell strahlend in seiner Seele brannte. Die Flammen dieser noch immer schönen Augen glühten wie Sterne über dem zerborstenen Säulenbau eines in Trümmer gesunkenen Tempels.

Es trat momentan eine Ruhe ein, als die Versammelten die neuen Gäste erblickten, jene Ruhe, von der man zu sagen pflegt, es gehe ein Engel durch's Zimmer. Diesmal war es ein gefallener Engel, dessen Erscheinen diese Stille hervorrief. Günther achtete nicht darauf, ebenso wenig sein Begleiter, der sehr ernst aussah. Als Paul die Befreundeten in der Ecke erblickte, begrüßte er sie

freundlich, schob einen Schemel an den Tisch und nahm ihnen gegenüber Platz. Günther blieb an die Wand gelehnt stehen, kreuzte die Arme über der Brust und glotzte mit seinen zwingenden Augen den steifen Heinrich so glühend an, daß dieser aus reiner Angst vor diesem bewältigenden Blicke die überlaute Frage ausstieß:

»Zwei heiß?«

»Höllengeiß!« erwiderte der Dichter eben so, und während den Uebrigen durch diese originelle Art der Bestellung rasch die heitere Stimmung zurückkehrte, machte der steife Heinrich seine unabänderliche Kreiselbewegung, um alsbald zwei Gläser, gefüllt mit kochend heißem Punsch, den späten Ankömmlingen zu kredenzen.

Günther ergriff sein Glas mit fieberhafter Heftigkeit, probte es auf der Zunge und leerte es dann in wenigen Zügen. Nun erst nahm auch er Platz, kehrte aber die Schemellehne dem Tische zu, um die Arme darauf zu legen und auf diese wieder sein Kinn zu stützen.

»Jetzt fang' Deine Bußpredigt an,« sprach er zu Paul. »Brennen Deine Worte, so fühle ich sie weniger schmerzhaft bei der Temperatur, in der nunmehr meine Seele sich badet, und sind sie kalt, wie draußen der Novemberwind, so erlöschen sie in dem Feuer, das mich durchglüht.«

Er legte sein Kinn fest auf die gekreuzten Arme und blickte unheimlich düster, wie Einer, der seiner Gedanken nicht mehr völlig mächtig ist, bald auf Paul, bald auf die zunächst Sitzenden. Gotthold und Feodor fühlten sich offenbar unwohl in Günthers Nähe, sie wagten aber weder

sich zu entfernen noch ein Wort auf dessen Aufforderung, die allerdings nur Paul galt, zu erwidern.

»Heute in der Dämmerung ward ich durch einen Besuch überrascht, der eigentlich Dir galt,« sagte Paul, von dem vor ihm stehenden heißen Getränk nur die Lippen benetzend. »Erräthst Du, wen ich meine?«

»Ich habe nicht Lust, darüber nachzudenken.«

»Es muß eine Zeit gegeben haben, wo Dich das hübsche Gesicht eines fröhlich plaudernden Mädchens zu manchem gelungenen Liede begeisterte.«

Günther stieß einen tiefen Seufzer aus, indem er murmelte:

»Vorbei! Vorbei!«

»Es war ein gutes Kind, das Dich liebte, Dir vertraute, Dir Alles opferte . . . Und Du hast sie vergessen! – Ist das Recht, Christian? Ist das edel?«

»Wer sagt, daß ich sie vergesse?« fuhr Günther auf.

»Sie selbst sagt es und ihre Großmutter bestätigt es.«

»Sie lügen, sie lügen Beide! Man vergißt ein Mädchen nicht, wenn man auch aufhört mit ihm zu kosen.«

»Dann hast Du Doris wenigstens in ganz unverantwortlicher Weise vernachlässigt,« sagte Paul von Podewitz. »Wochenlang ließest Du nichts mehr von Dir hören, und doch – doch –«

»Doch bin ich ein Kerl, vor dem der Teufel selbst Respekt haben wird, wenn dereinst einer der Herren Erzengel mit ihren stammenden Cherubgesichtern mir den

Eintritt in den Himmel verweigern sollte!« brauste Günther auf. »Ich liebte Doris, ich liebe sie noch, ich werde sie immer lieben, aber –«

»Du stockst?«

»Ich kann sie nicht heirathen, und darum wollte ich sie nicht mehr sehen!«

»Du mußtest voraus wissen, Christian,« fuhr in möglichst mildem Tone sein Freund Paul fort, »daß Dein Umgang mit Doris eine Verheirathung nöthig machen werde. Du verdienst mithin strengen Tadel –«

Heftiges Lachen Günthers unterbrach die Rede Paul's.

»O, über Euch Heilige, die Ihr Wasser im Herzen und Eis unter der Perrücke tragt!« rief der Dichter jetzt aus. »Berechnen also, zählen, wägen, calculiren soll man, wenn die Liebe uns naht in Feuerflammen, wie ein Sendling Gottes! Es mag sehr moralisch, sehr bürgerlichehrbar sein, so zu handeln und alle Leidenschaften unter Schloß und Riegel zu legen, wie Gold und Silber, das man im Schacher gewinnt, menschlich aber ist es nicht, und noch weniger edel! Lieber soll man mir nachsagen, daß ich ein treues Herz durch meine ungestüme Leidenschaft zertrümmert, als daß ich ein Mädchen glücklich gemacht habe durch Eure unsaubere, gemeine Sittlichkeitstheorie!«

»Du thust mir Unrecht, Christian, heute wieder wie schon so oft,« erwiderte Paul auf diese heftigen Expectationen des Dichters. »Ich meinte, Du kenntest mich besser. Haßt Jemand das ganz Gemeine, das Philisterhafte, an dem sich leider ein großer Theil der Menschheit

erlaubt und erbaut, so bin ich es gewiß. Das Gegentheil aber ist darum doch nicht das schlechthin Empfehlenswerthe. Wenn ich Dich an Deine Pflicht erinnere, Christian, so geschieht es aus Menschlichkeit. Die Humanität gebietet Dir, für Doris zu sorgen.«

»Während ich selbst den Köter Tag und Nacht knurren höre, dessen Gebell Hunger heißt!« knirrschte Günther.

»Und wer trägt die Schuld, daß dieser Köter Dich seit einiger Zeit umwedelt? Erhitze Dich nicht, Christian! Sei ehrlich gegen Dich und Andere, und gib der Wahrheit die Ehre.«

In Günthers Augen flammten Unmuth und Zorn.

»Ich weiß,« sprach er, Du verlangst, daß ich mich schuldig finden soll. Das kann ich nicht, auch wenn ich es wollte. Zwänge mich mein Gewissen dazu, sieh', Paul, Morgen früh schon hing ich als überreife Frucht an dem jungen Birkenbaume im Rosenthale, wo ich Doris in selbigem Entzücken ewige Liebe schwur! Ich bin aber nicht daran Schuld, die nur sind's, die mich verkannten, verfolgten und so lange an mir meisterten, bis ich vor ihren mit Stacheln gespickten Sammetbürsten der Liebe und Sorge, die sie unablässig meine reizbare Haut fühlen ließen, wie vor einem Schwarm aufgestörter Hornissen die Flucht ergriff! ... Nein, Paul, ich hab' gethan, was ich in meiner Lage, nach meiner individuellen Natur thun konnte! ... Ich that sogar mehr, ich wollte mich dem Philisterthum ergeben. Da zeigte man mir die Thür und verwies mich auf die Straße! Denke an Ehrenhold!«

»Und an seine jetzt kranke Tochter?«

Günthers verlebten Züge überflog eine brennende Röthe.

»Ihr hab' ich Schmeicheleien gesagt,« sprach er, stier vor sich hinsehend, »weil ihre Schönheit mich bezauberte und meine Eitelkeit sich geschmeichelt fühlte, daß ein so schönes und reiches Mädchen den Bänkelsänger doch höher stellte, als den geschniegeltsten Commis aus der ersten Seidenhandlung *en gros*, der in einem Monat mehr verdient, als ich in einem Jahre.«

»Alida leidet um Dich, und Du hast sie um ihre Jugend betrogen?«

»Dafür haßt mich ihr Herr Papa, und ich besitze nicht, wo ich mein Haupt hinlegen kann!«

»Aber Doris?«

»Doris! Doris!« wiederholte Günther. »Wär' ich der Todesengel, wie innig wollte ich sie küssen!«

Ein paar Thränen entquollen dem flammenden Quell seiner Augen. Paul mußte an sich halten, um nicht zur Unzeit von einer Rührung übermannt zu werden, die in diesem Augenblicke nur Unglück anrichten konnte.

»Ich glaube beinahe, das unglückliche Mädchen würde Dich für solchen Kuß segnen,« sprach er nachdenklich. »Da nun aber der Tod gewöhnlich sich nicht einzufinden pflegt, wo man für ihn zu jeder Stunde einen Platz frei läßt am Tisch, wird es, dünkt mich, doch nöthig werden, auf andere Weise für Deine Geliebte zu sorgen. Meinst Du nicht?«

»Sprich nur, sprich! Ich bin ganz Ohr und füge mich jedem annehmbaren Vorschlage.«

»Doris hat Dich überall gesucht, wo sie Dich mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuthen konnte,« fuhr Paul fort. »Sie wollte Niemand gern belästigen. Die Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen und das Drängen der Großmutter führten Beide endlich zu mir. Ich kenne jetzt ihre Lage – sie ist eine traurige. Dennoch hoffen Beide, Doris sogar, daß sie in nicht gar langer Zeit Deine Frau sein wird.«

Günther sah den Freund mit ungläubigen Augen an. Gotthold und Feodor hörten dem nur halblauten Gespräch mit gespannter Aufmerksamkeit zu.

»Es ist so, wie ich sage, und ich habe auch keine Ursache, Dir den Grund dieser Hoffnung vorzuenthalten,« fuhr Paul von Podelwitz fort.

»Du marterst mich, Paul!« stammelte Günther.

»Doris kennt Deine Verhältnisse, Deine Familie.«

Günther stand auf und strich sich das wirre Haar aus der hohen, leuchtenden Stirn.

»Durch mich nicht,« sprach er geängstet.

»Durch Deine frühere Wirthin,« fuhr Paul fort. »Sie wollte so gern über Deine Familie mit Dir sprechen, Dich bitten –«

»Daß ich die arme, hübsche Näherin als Schwiegertochter dem gestrengen Herrn Vater vorstellen solle? Ha, ha, ha, ha! Seinen Doctorhut würde er in die erste beste Muskete laden und sich damit den Schädel zerschmettern, ehe er das Mädchen als Schnur begrüßte!«

»Christian!« rief Paul. »Es wäre entsetzlich, wenn Du die Wahrheit sprächest! Das *kann* Dein Vater nicht, das *darf* er nicht!«

»Er darf, was er will, und er wird thun, was sich mit seinem Doctorstolz verträgt.«

Paul von Podelwitz verließ jetzt ebenfalls seinen Platz. Das Glas Punsch stand noch fast unberührt vor ihm.

»In diesem Falle habe ich nichts weiter zu sagen,« sprach er beklommen.

»Du bist aber noch nicht zu Ende,« fiel Günther ein, und ich muß und will wissen, was diese geheimnißvolle Einleitung bedeuten soll. Meint Doris, es sei Zeit, daß ich den Vater unterrichte?«

»Das geängstete, von Dir gemiedene Kind meinte vielmehr,« sprach Paul weiter, »es sei nunmehr die Zeit gekommen, wo die Pflicht der Selbsterhaltung, der Ehre von ihr erheische, daß sie selbst Deinen Eltern eröffne –«

Günthers Hände fielen wie Klauen eines Raubthieres auf Paul's Schulter. Er schüttelte den Freund, daß dieser sich kaum aufrecht zu halten vermochte.

»Die Thörin schrieb?« rief er ingrimmig. »Sie wagte, meinem Vater zu offenbaren, was mich gerade abhält, ihm gehorsam zu sein?«

»Ihr Brief mit dem Bekenntniß ihrer Liebe zu Dir, ihrer Schwachheit, ihrer Trübsal ist unterwegs nach Deinem Elternhause!«

Günther schwieg. Er ward bleicher und immer bleicher. Kraftlos sanken die Arme von den Schultern des

Freundes herab. Seine Augen irrten wie geblendet von einer Ecke des Zimmers zur andern. Die Hand tastete unsicher nach dem gefüllten Glase. Er leerte es auf einen Zug. Dann schüttelte er sich, wie ein gereizter Löwe.

»Heinrich!« rief er in kreischendem Tone, noch eins heiß!«

»Besinne Dich, Christian!« sprach Paul. Auch Gotthold und Feodor redeten ihm sanft und verständig zu. Der steife Heinrich brachte das Verlangte.

»Fahrt zur Hölle!« schrie der erhitzte Dichter, mit rascher Handbewegung das heiße Getränk zur Hälfte über die Freunde ausgießend. »Oder wißt ihr den Weg dahin nicht zu finden, so haltet Euch fest an meinen Haarschopf, daß ich Euch mitschleppe zum flammenden Pfuhle, der sprühend, kochend und brennend über meine verathene Seele zusammenschlagen wird!«

Er trank das Glas aus und forderte ein drittes.

»Christian, Du tödest Dich!« mahnte Paul. »Noch ist ja nichts verloren!«

»Nicht verloren!« wiederholte dieser unter höhnischem Lachen. »Nennt Ihr das nichts verloren, wenn die Thür des väterlichen Hauses sich für immer vor uns zu schließen droht? Wenn die Gemeinheit Bäche von Thränen vergießt, um die Schande fortspülen zu können, die angeblich ein Taugenichts der ganzen ehrbaren Sippchaft macht? – Ist nichts verloren, wenn ich mich nun doch selbst verliere und mir die Stirn an einer dürren

Fichte zerstoßen muß, damit ich wenigstens als coura-geuser Kerl, nicht als winselnder Schwächling aus der Welt gehe?«

Wie ein Besessener stürzte Günther auch das dritte Glas trotz der bittenden Abmahnungen Paul's hinunter. Sein Gesicht röthete sich wieder, die Augen flammten, als durchleuchte ein großer Gedanke seinen Geist. Er taumelte und dennoch war er bei voller Besinnung.

Mit starkem Arm den Freund zurückdrängend, schritt er hoch aufgerichtet der Thür zu. Paul wollte ihm folgen.

»Wer mich liebt, der bleibe zurück!« rief er gebieterisch. »Auf meinem nächsten Gange kann ich Gefährten nicht brauchen. Er führt durch Nacht zum Licht oder zum irdischen Verderben!«

Paul blieb wie festgewurzelt stehen. Günther verließ das ›Schwarze Brett‹. Es herrschte wieder eine Stille im Zimmer, als durchschreite es abermals ein Engel. War es ein Engel des Lichts oder der Finsterniß? Erst als die Schritte des Fortgehenden verhallt waren, stellte sich das Gemurmel einer Gesellschaft, die sich von ihrem Staunen zu erholen beginnt, wieder ein.

Am nächsten Tage erfuhr Paul von Podelwitz durch ein kurzes Billet des Freundes, daß dieser Leipzig verlassen habe. Wohin er sich gewendet, verschwieg er dem schwer Besorgten.

NEUNTES KAPITEL. PAUL MACHT EINE ENTDECKUNG.

Vor dem Palais des Grafen Brühl in Dresden hielt eine Reihe glänzender Karossen. Mit jeder Minute mehrte sich deren Zahl, und bald ward von den immer neu hinzukommenden die Passage nach der Brücke momentan gesperrt. Der Graf gab ein großes Festin, zu welchem nicht bloß die ganze Noblesse, sondern auch der Hof geladen war. Wochenlang schon hatte man Vorkehrungen zu dieser Festlichkeit in den prachtvollen Räumen des gräflichen Palastes getroffen, dessen Ausschmückung an Glanz und Luxus Alles hinter sich zurückließ.

Die Hemmung des Verkehrs an der Brücke war sehr störend. Eine Menge Fuhrwerke geriethen hier in's Stocken, und es dauerte nicht lange, so ließen sich mißbilligende Stimmen hören, die sich weiter nach der Neustadt zu in scheltende verwandelten. Mancher bei Hofe angesehene Name ward mit wenig Ehrfurcht genannt, am allerwenigsten der des Festgebers, dessen hell erleuchteter Palast unter den übrigen Gebäuden in der rauhen, finstern Novembarnacht leicht zu erkennen war. Vor dem Portale brannten glänzende Flammen und unter demselben gaukelten weiß-flimmernde Windlichter.

»Was gibt es denn eigentlich, Schwager?« fragte der Insasse einer mit Postpferden bespannten Kalesche, die an der Auffahrt zur Brücke schon einige Minuten still hielt. »Mach', daß Du vorwärts kommst! Ich habe Eile.«

»Der gnädige Herr werden sich doch gedulden müssen,« versetzte der Postillon. »Ueber die Karossen der hohen und allerhöchsten Herrschaften kann ich mit meinen müden Gäulen nicht wegfahren. Da kommen die Läufer!«

Paul von Podelwitz erhob sich von seinem Sitze, um über die Wagenburg hinwegsehen zu können. Rothes Fackellicht glühte drüben am andern Ufer, und da in der Finsterniß die Träger der Fackeln nicht zu erkennen waren, so sah es aus, als tanzten die im Winde lodernden Flammen durch die Luft. Ein mattes Hurrah verhallte dumpf im Rauschen des Windes, und langsam bewegte sich der Wagenzug vorwärts.

Paul sah neugierig hinaus in die Nacht. Unter ihm gurgelten die Wellen des stark angeschwollenen Stromes, an den Pfeilern der Brücke sich brechend. Drüben lag das Palais des vielgenannten Grafen, von Licht umstrahlt, wie ein Feenpalast. Rechts stromabwärts an beiden Ufern glomm nur hie und da ein dämmeriges Licht. Aller Glanz, alle Lust, alles Glück schienen sich in dem gräflichen Hause zu concentriren. Dort gab es jetzt Spiel, Tanz, Schauspiel. Dort wurden vielleicht Intriguen von großer gesellschaftlicher und politischer Tragweite angesponnen. Dort feierten in dieser Nacht Anmuth und Schönheit, Galanterie und Verstellungskunst selige Triumphe.

»Ein solches Leben muß auch seine Reize haben, ich fühl' es in diesem Augenblicke,« sprach Paul zu sich

selbst, als die Kalesche klappernd über das Straßenpflaster rollte, und unter dem alten finstern Schlosse hindurch nach der Schloßgasse fuhr. »Schade, daß es mir an Protection fehlt, und daß ich zu wenig Talent zu einem Hofmanne besitze! Mein altadliges Wappen müßte mir sonst die Wege zum Eintritt in diese Welt berauscher Herrlichkeiten öffnen.«

Wie eine *fata morgana* versank das berückende Nachtbild vor den Blicken unseres Freundes. Er drückte die Augen zu, um ja nicht durch einen neuen Eindruck gestört oder ergriffen zu werden, und war recht froh, als die Kalesche vor dem ihm schon bekannten Gasthofs hielt.

Hier empfing ihn ein angenehm durchwärmtes gemüthliches Zimmer, in dem sich Paul alsbald recht behaglich fühlte. Der Wirth des Hauses maßte sich über seine Gäste, die größtentheils aus jugendlichen Reisenden bestanden, eine Art väterlicher Gewalt an, nannte nach alter Gewohnheit Jeden Ihr und schrieb, wenn es sich irgend thun ließ, Allen vor, was sie thun, welche Zerstreung sie sich gönnen sollten. Paul wußte das und fügte sich mit einer gewissen Lustigkeit den Launen des sonderbaren Wirthes, weil er zu der Einsicht gekommen war, daß er es von Herzen gut meine. Die Begrüßung des Wirthes fiel indeß Paul diesmal auf. Er freute sich offenbar nicht über sein Kommen, und dies kränkte den jungen Edelmann. Er mußte wissen, was dem treuherzigen ›Vater Moos‹, wie er gewöhnlich von seinen Gästen genannt wurde, begegnet sei, und er wartete nur auf gelegene

Zeit, um eine dahin zielende Frage an ihn zu richten. Vater Moos jedoch kam seinem jungen Gaste zuvor, sowie er sich mit ihm allein befand.

»Habt Ihr schon wieder Ferien?« redete er Paul an. »Gefällt mir gar nicht, Herr von Podelwitz. Wie ich jung war, galt Faullenzen für ein Verbrechen.«

»Mich führen wichtige Geschäfte, nicht Lust zum Faulenzen in die Residenz, Vater Moos,« erwiderte Paul.

»Geschäfte! Ihr und Geschäfte! In den Büchern lesen, das sollte Euer Geschäft sein.«

»Es ist's auch, zuweilen gibt's aber doch noch Wichtigeres zu thun.«

Moos schüttelte den Kopf, stemmte die Arme in die Seite und sagte in sehr entschiedenem Tone:

»Für heut' Abend bekommt Ihr keinen Urlaub zum Ausgehen. Man bleibt zu Hause!«

»Das war auch gerade meine Absicht, Vater Moos,« sprach Paul lachend, indem er sich recht bequem auf dem Ledersopha ausstreckte. »Kaum fühl' ich meine Glieder noch von dem Schütteln im Wagen volle vier Tage lang!«

»Geschieht Euch schon recht, warum reis't Ihr in jetziger Zeit! Soll's etwa wieder 'naufwärts geh'n in Eure wend'sche Türkei?«

»Weiß nicht, Vater Moos. Wenn ich hier finde, was ich suche, spare ich Zeit und Geld.«

Moos schüttelte wieder den Kopf, ging brummend durch's Zimmer, fing eine Fliege, deren sich noch einige versteckt hielten, mit hohler Hand von dem weißlichen Kachelofen, und trat dann abermals zu seinem Gaste.

»Was oder wen sucht Ihr?« sprach er barsch. »Gefällig ist Vater Moos, Ihr wißt's, also heraus mit der Sprache!«

»Ich suche einen Grafen,« versetzte Paul, dem die Neugierde des wohlmeinenden Wirthes Spaß machte.

»Brrr!« sagte dieser, sich umkehrend, »dann kann ich nicht dienen. Die Couleur kennt mich eben so wenig, wie ich sie. Da müßt Ihr dahin gehen, wo heute Nacht Hunderttausende verscherzt, verlacht, verspielt und verpraßt werden.«

»In's Brühl'sche Palais?«

Moos nickte.

»Meinen Grafen finde ich unter *der* Couleur wohl auch nicht,« meinte Paul.

»Dann ist's auch kein richtiger Graf.«

»Doch, Vater Moos, und ich glaube der beste von allen seines Ranges.«

Der Wirth sah den Edelmann ernst an.

»Ich kenne nur Einen, der nicht dorthin paßt und wohl auch nicht in ihre rosenfarbig ausgeputzten Höllen geht.«

»Nun?«

»Den Grafen von Zinzendorf, mein' ich.«

»Der gerade ist mein Mann.«

Moos saß schon neben Paul. Er erfaßte die Hand des jungen Edelmannes und suchte in seinen Augen zu lesen.

»Ihr könnt mich gerade ansehen, ohne zu blinzen,« sprach er, »also darf ich auch annehmen, daß Ihr die Wahrheit sagt. Was haltet Ihr von dem Manne?«

»Ich möchte das gerade von Euch hören, Vater Moos, denn wißt, ich bin sein Verwandter, und Verwandte beurtheilen sich gegenseitig bisweilen nicht ganz richtig.«

»Wollt ihr wirklich den Grafen von Zinzendorf besuchen, so hindere ich Euch nicht,« sprach der Wirth. »Ich öffne Euch die Thüre und will Euch sogar begleiten, obwohl der rauhe Novemberwind mein erbittertster Feind ist. Ihr seid da auf gutem Wege, und ich denk', das ist ein Urtheil, worüber kein Mensch die Nase rümpfen wird.«

»Mit Ausnahme der vornehmen Gesellschaft –«

»Dort, nicht weit von der Brücke!« fiel Moos ein. »Da trefft Ihr in's Schwarze! Aber ich sage Euch, Herr von Podewitz, die Alle zusammen in jenem glänzenden Palaste machen's nicht so lange, wie ihr Gegner, der Graf von Zinzendorf!«

»Ist er wirklich so brav, Vater Moos?«

»Brav? fragt Ihr. Ein Apostel ist's, ein Heiliger!«

»Da hat sich Vater Moos auf einmal verrathen,« sagte Paul gutmüthig lächelnd.

»Still! Ich gehöre nicht zu seinen Anhängern, das heißt, nicht mit Haut und Haar. Ihr Denken und Thun aber ist ehrenwerth, ist ächt christlich, und darum wollen die Vornehmen nichts davon wissen. Sündigen schmeckt besser als Beten.«

»Verfolgt man denn die Brüder?«

»Man quängelt und tribulirt sie, und das ist oft schlimmer, als offene Verfolgung.«

»An dem Grafen haben sie aber einen gar thätigen Beschützer.«

»So lange er lebt, sicher! Wer aber kann sagen, daß er seinen zahlreichen Feinden lange Zeit wird die Spitze bieten können?«

»Ich hoffe, das dauert recht lange. Aber wie ist's, Vater Moos, lebt der Graf gegenwärtig hier? In Leipzig behauptete man es.«

»Man hat die Wahrheit gesagt. Er lebt jetzt hier.«

»Ist er leicht zugänglich?«

»Jedermann, am leichtesten jedoch den Leuten schlichter Art. Die vornehme Welt liebt sein einfacher Sinn nicht.«

»Wann kann man ihn wohl am sichersten sprechen?«

»Immer, immer!« sagte Moos. »Er ahmt in allen Stücken unserm Herrn und Meister nach, indem er spricht: Lasset die Kindlein und die Schwachen zu mir kommen.«

»Ich bin aber weder ein Kind, noch schwach.«

»Und alle diejenigen,« fügte Moos hinzu, »denen ich dienstbar sein kann! Ich sage Euch, Herr von Podewitz, ein zweiter Mann, wie der Graf von Zinzendorf wandelt nicht unter der Sonne!«

Durch den Eintritt einiger andern Personen ward das für Paul interessante Gespräch unterbrochen. Moos wandte sich diesen zu, um ihre Wünsche zu hören, und unser Freund blieb ruhig in seiner bequemen Lage, um seinen Gedanken Audienz zu geben.« –

Die Abreise oder das spurlose Verschwinden Günthers hatte ihn mehr noch beunruhigt, als die geistige Aufregung, in der er von ihm geschieden war. Seine Nachforschungen und Nachfragen blieben ohne Resultat. Katharine Süßholz, des Dichters Wirthin, verhielt sich einsylbig und war offenbar sehr erzürnt, die unglückliche Doris weinte ohn' Aufhören, irrte manchmal Stunden lang außerhalb der Stadt, gewöhnlich im nahen Rosenthale, umher, und wenn sie sich wieder blicken ließ, erregte ihr Aussehen Furcht. Ihr Blick war stier, sie zitterte, der bleiche Mund zeigte sich fest geschlossen. Man konnte für ihrem Verstand fürchten.

Nach mehrmaliger Berathung mit den genaueren Bekannten Günthers entschloß sich Paul für den Abwesenden einen entscheidenden Schritt zu thun. Er wollte für ihn handeln, um möglichem Unglück vorzubeugen. Glückte sein Plan, so hoffte Paul den leidenschaftlichen Dichter zu retten und einem geregelten Leben wieder zu geben. Von diesem Gedanken erfüllt, bestellte er Postpferde. Zuvor aber schrieb er zwei Briefe, von denen der eine an Woldemar von Raschau, der andere an Günthers Vater gerichtet war. Beide Episteln gab er mit der Bezeichnung, daß Eile Noth thue, zur Post. Sie mußten, wenn nicht gleichzeitig mit Christian, doch bald nach diesem bei den Adressaten eintreffen, zu deren Einem der Dichter sich zu verfügen wahrscheinlich die Absicht hatte.

Unterwegs bangte Paul mehr als einmal vor der Ausführung seines Vorhabens. Für sich selbst hätte er den

Schritt gewiß nicht gethan, den er jetzt zu thun im Begriff stand. Nur der Gedanke, daß er zwei Seelen vom Abgrunde zurückreißen könne, wenn sein Vorhaben gelänge, gab ihm Muth auch im Zagen und Bangen. Die Unterredung aber mit Vater Moos beruhigte ihn gänzlich, und wär' es thunlich gewesen, so würde er stehenden Fußes, mitten in der Nacht, sich bei seinem frommen Vetter haben anmelden lassen.

ZEHNTES KAPITEL. EINE AUDIENZ BEI ZINZENDORF.

Das Herz klopfte unserm Freunde hörbar, als er die breite Treppe im Hause des Grafen hinaufstieg. Es war so still, wie in der Kirche. Ein Bedienter war nirgends zu sehen. Paul zog schüchtern die Glocke. Er durfte nicht lange warten. Ohne vorheriges Geräusch klirrte ein Riegel, die Thür ging auf und er sah sich einem Mädchen gegenüber, das ein Bild der Bescheidenheit und Demuth war. Auf den klaren Zügen des leidenschaftslosen Gesichtes thronte die vollkommenste Ruhe eines zufriedenen Herzens. Die schmucklose Tracht allein fesselte den Blick gerade ihrer fast zu ausgesuchten Einfachheit wegen. Ohne das rosafarbene Band, das breit die Wangen umfing, und unter dem Kinn sich zu lose geschlungener Schleife zusammenfügte, hätte diese Kleidung die Bezeichnung farblos verdient.

Paul fragte die sanft blickende Pförtnerin, ob der Graf zu sprechen sei.

»Graf Zinzendorf befindet sich in seinem Zimmer,« lautete die Antwort.

»Darf ich bitten, daß Sie mich anmelden?«

Das Mädchen fragte jetzt den jungen Mann nach seinem Namen und ging, als sie diesen vernommen hatte, den Corridor hinab, so leise auftretend, daß ihre Schritte kaum zu hören waren. Am Ende desselben öffnete sie eine Thür, die sich lautlos hinter ihr schloß. Schon nach wenigen Augenblicken kehrte sie zurück, winkte Paul und sagte, einen theilnehmenden Blick auf ihn richtend:

»Der Graf ist erfreut, daß Sie seiner gedenken. Er erwartet Sie.«

Diese Worte mäßigten das Herzklopfen Paul's und mit wachsendem Selbstvertrauen betrat er das sich ihm auftuende Gemach.

Es war ein geräumiges Zimmer, das ihn aufnahm, sehr schlicht meublirt, die Wände ohne Tapeten, ganz weiß gemalt oder vielmehr nur angestrichen. Die Diele, blank geschleuert, war nach oberlausitzer Landessitte mit feinem Sande bestreut. Kein Gemälde, nicht einmal ein Spiegel zierte das Gemach. Hätten nicht ein paar große Bücherschränke an den Wänden gestanden, so würde es zu leer gewesen sein und den Eindruck der Unwohnlichkeit gemacht haben.

In diesem Zimmer saß Zinzendorf an einem mit grüner Decke belegten Tische, der eine Menge Briefe und Schreibmaterialien enthielt. In der Mitte stand das Bild des Gekreuzigten, aus Elfenbein kunstreich geschnitzt. Der Graf erhob sich beim Eintritte Paul's und ging diesem mit gewinnender Herzlichkeit entgegen. Wäre nicht

eine gewisse aristokratische Noblesse in allen Bewegungen des Grafen erkennbar gewesen, die ihn als unabhängigen Edelmann characterisirte, so würde man ihn gern für einen einfachen protestantischen Geistlichen gehalten haben. Er trug sich ganz wie ein solcher. Selbst die schwarzseidenen Strümpfe und die ebenfalls schwarze Kappe, die indeß mehr die Form einer eng anliegenden Frauenmütze hatte, fehlten nicht. Das jugendliche Gesicht des schönen Mannes nahm sich unter dieser Kopfbedeckung etwas seltsam aus.

»Willkommen, lieber Vetter,« redete Zinzendorf den Verwandten an, »willkommen im Namen Dessen, der über alle Namen ist!«

Er reichte Paul die Hand und drückte sie mit aufrichtiger Herzlichkeit. Dabei ruhte sein klares, mildes Auge forschend und fragend auf dem jungen Manne, dessen Besuch, wie er sich leicht denken konnte, eine tiefere Bedeutung haben mußte.

Er nöthigte Paul zum Sitzen und zwar so, daß die Züge unseres Freundes dem hereinfliegenden Tageslichte vollkommen ausgesetzt blieben.

»Wenn ich nicht irre, lieber Vetter,« sagte er dann, »so haben wir uns zuletzt in Halle gesehen und gesprochen. Sie waren damals recht munter und zu Scherzen aufgelegt. Erinnern Sie sich noch? Einmal brachen Sie sogar in Lachen aus über mein ernsthaftes Gesicht, das ich gewiß recht wider Willen oder doch absichtslos machte. Ich konnte in der Unreife meines Geistes und Herzens keinen

Widerspruch ertragen, und ich bitte Sie jetzt, dieser knabenhaften Unart wegen, um Verzeihung.«

Paul war von dieser Aeußerung so überrascht, daß er kein Wort der Erwiderung fand. Zinzendorf gewährte dies und lenkte sogleich ein.

»Hätten Sie mir Ihren lieben Besuch einige Tage früher zgedacht gehabt,« fuhr er fort, »so würden Sie mich nicht getroffen haben. Es sind nicht eben angenehme Geschäfte in dem Sinne, wie die Kinder dieser Welt den Begriff des Angenehmen zu fassen sich gewöhnt haben, die mich hieher führten. Dennoch bin ich gern und mit ganzer Seele dabei, denn ich habe eine große und herrliche Mission zu erfüllen.«

Bei diesen Worten schlug Zinzendorf seine Augen zum Himmel auf und seine Hände falteten sich wie von selbst, als wolle er beten. Es war aber in beiden Bewegungen keine Spur von heuchlerischem Wesen, sondern der klare, ungekünstelte Ausdruck einer tief innern Seelenregung.

»Die Colonisten am Hutberge müssen Ihnen für Ihren Schutz, Ihre Verwendung, Ihre Aufopferung ewig dankbar bleiben,« warf Paul ein.

»Sie haben also auch Kenntniß von meinem Vorhaben,« sagte Zinzendorf. »Nehmen Sie dafür meinen Dank,« lieber Vetter! Aber wie ist es doch? Was hält man im Volke von der neuen Gemeinde am Hutberge? Wie denken Sie selbst darüber? Hier in der Residenz –«

Er beendigte den Satz nicht, ein unterdrückter Seufzer aber gab Paul deutlich genug zu erkennen, daß sein

gräflicher Vetter mit nicht geringen Schwierigkeiten zu kämpfen haben müsse.

»Die Ansiedlung gedeiht, wie ich höre,« sprach Paul, »und so weit meine Kenntnisse reichen, fehlt es ihr auch nicht an sehr ergebenen Freunden, so daß ihr aller Wahrscheinlichkeit nach eine bedeutende Zukunft gewiß ist.«

»Sie sprechen es aus, lieber Vetter, das Wort, das uns Alle trösten und stark machen muß zu bevorstehenden Kämpfen. Fanden Sie gute Aufnahme?«

»Ich? Bei wem, Herr Vetter?«

»Nun, Sie besuchen doch wohl die Residenz in eigenen Angelegenheiten? Ich weiß, daß Sie nicht zu den reichen Edelleuten unseres guten Markgrathums gehören, und deshalb gewissermaßen genöthigt sind, so bald als möglich sich um eine Staatsanstellung zu bemühen. Wie gern möcht' ich Ihnen dazu behilflich sein! Aber ich bin nicht nur ganz und gar ohne allen Einfluß, ein Wort von mir würde dem, dem ich zu nützen die Absicht hätte, gegenwärtig sogar schaden.«

Paul glaubte jetzt den Augenblick gekommen, um mit seinem Anliegen hervorzutreten.

»Wenn schon ich so großes Wohlwollen nicht verdient habe, bin ich doch vollkommen überzeugt, Herr Vetter, daß Ihre bekannte Humanität Sie nicht anders würde handeln lassen,« erwiderte er. »Auch bin ich nicht so bescheiden, um ein solches Anerbieten von der Hand zu weisen. Leider aber hab' ich meine Studien noch nicht ganz absolvirt und kann mithin auch noch nicht daran

denken, mich um eine Stelle im Staatsdienst zu bewerben. Indeß führt mich eine ganz ähnliche Angelegenheit diesmal in die Residenz. Es ist ein Freund, ein unglücklicher Freund, ein Mann, der sich selbst am meisten verkennt, dessen Zukunft mir am Herzen liegt, und um dessen Wohl mir doch recht ernstlich bangt.«

Er hielt inne. Zinzendorf saß dem jungen Edelmann gegenüber, dessen lebhaftige Sprache seine ganze Theilnahme erregte.

»Ein unglücklicher Freund führt Sie hieher und zu mir?« sprach jetzt der Graf, dessen Herzensgüte so groß war, daß er am liebsten Jedermann glücklich, d. h. in seinem Sinne zufrieden gemacht hätte.

»Wenn ich den Namen meines armen, zerrissenen Freundes nenne, ist er Ihnen, Herr Vetter, kein völlig Unbekannter mehr. Sie hatten schon einmal, Anfang Sommer dieses Jahres die Güte, sich mit dem Loose dieses ungewöhnlichen Menschen vorübergehend zu beschäftigen.«

Das Wort ›Loos‹ electrisirte Graf Zinzendorf jederzeit. Nach seiner glaubensfreudigen Ansicht hatte ihn der Heiland durchs Loos zu seiner Sendung berufen, und dieser Glaube ward wieder Veranlassung, daß er mit Hilfe und unter dem Beistande der Aeltesten der kleinen Gemeinde bereits eine eigene Liturgie entworfen und die Wahl der Gatten und Gattinnen innerhalb dieser Brüdergemeinde von dem Loose abhängig gemacht hatte. Nach kurzem Nachsinnen rief der Graf:

»Sie können, lieber Vetter, nur von dem irrenden Poeten sprechen, dessen dichterische Ergüsse bei einigen Weltleuten Aufsehen gemacht haben.«

»Mein armer Freund ist allerdings Dichter,« sagte Paul.
»Sein Name –«

»Günther! Christian Günther!« rief Zinzendorf lebhaft.
»Wie konnte ich ihn doch vergessen! Mein lieber Nachbar im Geist, der brave, gute Raschau, machte mich ja zuerst auf ihn aufmerksam und theilte mir ein geistliches Lied von ihm mit, das mich tief ergriffen, mich wahrhaft gerührt hat! – Jesus, mein Heiland, wie ist es möglich, daß ein Mann von Geist und Herz so ergreifende Gesänge niederschreiben und dennoch unglücklich dabei bleiben kann! Lieber, guter Vetter, das ist's, was ich nicht begreife, was ich gar nicht zu denken vermag!«

Der Zweifel des Grafen machte Paul beredt. Er entwarf mit warmen Farben und kräftigen Pinselstrichen ein Lebensbild des zerrissenen Dichters, das auf Zinzendorfs fast zu weich geartetes Gemüth den heftigsten Eindruck machte. Ehrlich und wahrheitsliebend von Natur, verschwieg er nichts, beschönigte er am wenigsten die groben Fehler im Charakter Günthers, die möglicherweise zu den betrübtesten Ausschreitungen führen konnten. Er deutete das Zerwürfniß zwischen Vater und Sohn an und wies auf die Gründe hin, welche dasselbe immer gefährlicher ausweiteten.

Auch des schweren Fehltritts, den sich erst neuerdings der leidenschaftliche Dichter hatte zu Schulden kommen

lassen, gedachte Paul, wobei er nicht unterließ, über dessen unverantwortliche Flatterhaftigkeit Klage zu führen. Endlich erwähnte er der heimlichen Flucht des fieberhaft Aufgeregten und bemerkte, daß gerade dieser letzte wohl zu wenig überlegte Schritt eine Katastrophe schlimmster Art herbeiführen könne.

Zinzendorf hörte aufmerksam zu. Er war sichtlich ergriffen als Paul seine Schilderung endigte, seine schöne, geistige Ruhe aber, ein Ergebnis des unerschütterlichsten Glaubens, konnte doch nicht davon getrübt werden. Er reichte seinem Vetter die Hand, streifte mit bittendem Blick das Elfenbeincrucifix, und sprach dann:

»Lasset uns beten, damit wir nicht in Anfechtung fallen!«

Seine Lippen bewegten sich, als spräche er wirklich ein stilles Gebet. Das Auge ruhte abermals auf dem Bilde des Gekreuzigten, indem er fortfuhr:

»Es steht geschrieben im Worte des Herrn, lieber Vetter: ›Wem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern!‹ Und abermals steht geschrieben: ›Wen der Herr lieb hat, den züchtigt er.‹ Und zum Dritten lesen wir in der Schrift, daß mehr Freude sein wird im Himmel über einen einzigen Sünder, der Buße thut, als über hundert Gerechte, dies der Buße nicht bedürfen! Das sind goldene Worte, lieber Vetter, die wir uns tief einprägen müssen in's Herz, damit es nicht zaghaft werde in den Stunden der Angst und Noth! – Erst bemächtigt sich des Menschen die Sünde, und dann kommt die Buße über

ihn, damit er geleitet und zugeführt werde den Auserwählten – Wir dürfen darüber nicht trauern, sondern haben vielmehr Ursache zu frohlocken. Ihr irrender Freund wird nicht verloren gehen. Die Hand, die ihn straucheln läßt, damit er sich selbst erkenne, wird ihn auch wieder aufrichten. Unsere Pflicht aber ist es, ihm beizustehen, damit die Sünde nicht Gewalt über ihn gewinne in der Schwachheit des Herzens.«

Sinnend neigte Zinzendorf das Haupt. Ein mildes Lächeln verklärte seine Züge. Als er sich wieder aufrichtete, ruhte sein Auge dankend auf dem Crucifix.

»Wir sind allzumal Sünder und ermangeln des Ruhms, den wir vor Gott haben sollen,« sprach er, als fürchte er, sich durch den Entschluß, den er gefaßt hatte, als Mensch zu überheben. »Ohne die Gnade des Herrn, was wär' all' unser Denken und Thun! Auch in der Gnade noch ist und bleibt es nichts, als eitel Stückwerk! – Aber wir sollen nicht lässig sein im Dienste Dessen, der uns den Weg gezeigt hat und der da selbst ist die Wahrheit und das Leben! Ihr armer, unglücklicher, zweifelvoller Freund muß gerettet werden, wie Alle, die da fehlen, durch des Herrn Gnade. Sie ist das Loos, das ihn zuweisen wird den Bekennern. Haben Sie Vertrauen zu mir, Vetter Podelwitz?«

Der Graf reichte Paul die Hand. Dieser ergriff sie mit Lebhaftigkeit.

»Würde ich mich Ihnen offenbart haben, wenn ich kein Vertrauen zu Ihnen, zu Ihrer Kraft und Ihren einflußreichen Verbindungen hätte?« gab er zur Antwort. »Zu Allem, was Sie anordnen, gebe ich im Voraus meine Zustimmung.«

»Ich halte Sie beim Worte, lieber Vetter,« versetzte Zinzendorf. »Geben Sie mir zwei Tage Bedenkzeit, ehe ich mich entschieße. Ich darf nicht nach eigenem Gutdünken handeln, ich muß mich in Gebet und Fürbitte Dem vertrauen, von dem alle gute und vollkommene Gaben kommen!«

»Erlauben Sie, daß ich aus Ihrem eigenen Munde vernehmen darf, was Sie über meinen armen Freund beschließen?«

»Ich werde Sie darum bitten lassen, mein lieber, lieber Vetter!«

Paul nannte den Gasthof, wo er logirte. Der Graf umarmte ihn, als er sich zum Fortgehen wendete. Auf dem Corridor gewahrte er wieder die schwebende, farblos gekleidete Pförtnerin. Er grüßte sie durch eine tiefe Verbeugung.

»Ihren Eintritt segne Gott, Ihren Ausgang gleichermaßen,« lispelten die fein geschnittenen Lippen der jungen Herrnhuterin.

Während Paul von Podewitz, die Brust voll schwellender Hoffnungen, die Treppe hinabstieg, beugte Graf Zinzendorf seine Kniee und suchte sich in langem, inbrünstigem Gebete zu seinem Vorhaben zu stärken.

EILFTES KAPITEL. STADTPFEIFER UND DOCTOR.

Doctor Günther war seit einigen Tagen in Aller Munde. Der als ruhig bekannte Mann, dem man wohl barsches Wesen, nicht aber leidenschaftliche Heftigkeit zum Vorwürfe machen konnte, hatte sich dergestalt verändert, daß ihn die Meisten für krank, und zwar für geistig krank hielten. Er zeigte sich überall zerstreut. Mußte er Kranke besuchen, so lachte er ihrer Klagen und nahm auch die bedenklichsten Symptome scheinbar leicht. Wußte er sich allein, so sprach er mit sich selbst, und Mancher war ihm begegnet, wie er mit hoch geschwungenem Stocke drohend einherschritt. Seine Augen glühten, ohne daß sie fest auf irgend einem Gegenstande hafteten. Kurz, der allbekannte und hochgeachtete Arzt gerieth in den Ruf, er habe sich überstudiert, und wenn er sich nicht sehr schone, könne er wohl in Irrsinn, vielleicht gar in Tobsucht verfallen.

Ueber die Veranlassung zu dieser auffallenden Veränderung des Doctors hatte man nur Vermuthungen. Fragen mochte den barschen und nichts weniger als leutseligen Herrn Niemand, und von selbst pflegte er sich über seine Verhältnisse, seine Sorgen und Bekümmernisse gegen Keinen auszusprechen. Man wußte nur, daß noch immer zwischen dem pedantisch eigensinnigen Arzte und dessen excentrischem Sohne keine volle Aussöhnung stattgefunden habe, und wer mit der Häuslichkeit Doctor Günthers näher vertraut war, dem konnte es nicht entgehen, daß seit einiger Zeit der stille Friede, der sonst

darin waltete, aus demselben gewichen sei. Die Annahme, der einzige mißrathene Sohn des Doctors – denn für mißrathen galt Christian ohne Ausnahme der ganzen Einwohnerschaft Strigaus – möge diese Friedensstörung veranlaßt haben, lag allen Anzeigen nach so nahe, daß Jeder darauf verfiel und die Verstimmung des bejahrten Herrn den leichtfertigen, vielleicht gar schlechten Streichen des in der Welt herumvagabondirenden Sohnes Schuld gab.

Der Erste, welcher dies offen aussprach, war der Stadtpfeifer Brumser. Dieser starrköpfige Musik-Enthusiast war auf den Doctor erbittert, seit derselbe seinem Louis keine Medizin zur Erlangung des an dem jungen Menschen so peinlich vermißten Sitzfleisches verschreiben wollte. Zu eigener Genugthuung Brumser war es diesem indeß gelungen, durch strenge Consequenz seinem Sohne die nöthige Ausdauer einzuknuffen, so daß Louis seit anderthalb Monaten ganz auffallende Fortschritte im Geigenspiel gemacht hatte. Es war schwer zu sagen, ob der junge Brumser den unerbittlich strengen, ja harten Vater mehr fürchte oder liebe. Das kümmerte auch den Stadtpfeifer nicht, wenn er nur seinen Willen durchsetzte und er die Genugthuung hatte, daß der Sohn in der edlen Musica sich auszuzeichnen beginne. Dies Kunststück war Brumser wirklich geglückt und deshalb prahlte er gegen Jedermann mit seiner praktischen Methode.

»Ich mach's, wie jener Bauer, den ich als Junge noch kannte,« sagte er eines Abends zu einigen seiner näheren Bekannten, die ihre Verwunderung über die Kunstleistungen Louis zu erkennen gaben, »ich knuffe, stoße und ohrfeige mir den Jungen zurecht. Ihr solltet den Bengel nackt sehen. Blau und weiß carrirt, wie dies mein Taschentuch, ist er über den ganzen Buckel. Dafür streicht er aber auch auf der Quinte einen Ton, daß einem Musikverständigen das Herz im Leibe lacht!«

»Und das habt Ihr einem Bauer abgelernt?« fragte Einer seiner Zuhörer.

»Ja, so gewissermaßen,« fuhr Brumser mit sarkastischem Grinsen fort, die Brille schärfer auf seine steile Nase klemmend. »Der Bauer, den ich meine, hatte nämlich ein junges Mädchel geheirathet, ein hübsches, ramasirtes, aber eigensinniges Weibsen. Ihr eigener Vater sagte von ihr, man könne mit ihrem Kopfe Thüren einrennen, und was sie einmal wolle, das führe sie auch aus. Als nun besagter Bauer um das störrige Ding warb, lachte das Mädchel ihn aus und benahm sich so bäurisch derb dabei, daß jeder Andere gewiß nicht ein zweites Mal bei dem hübschen Satan angefragt hätte. Der Bauer aber machte sich gar nichts aus diesen mißliebigen Aeußerungen, und als der Vater des wilden Mädchens zu ihm sagte, er gebe gern seine Einwilligung, wenn der Werbende nur mit dem störrigen Eigensinn auszukommen glaube, so antwortete dieser: Das ist *meine* Sache! Wilde Mädchel werden die folgsamsten Weiber! Damit wurde man Handels einig

und ein paar Monate später war die unbändige Marli-
se des Bauers Frau. Nun begab es sich gleich nach der
Hochzeit, daß der Bauer seiner jungen Frau den Befehl
ertheilte, Kartoffeln zu waschen und zu Feuer zu brin-
gen. Marlise ließ sich aber nichts befehlen. Sie achtete
deshalb nicht der erhaltenen Weisung, stellte jedoch zu-
letzt aus Eigensinn die Kartoffeln ungewaschen zum Feu-
er. Der Bauer sah sich Alles gelassen mit an, ohne ein
Wort darüber zu verlieren. Als aber die Frau die ungewa-
schenen Kartoffeln auf den Tisch stellte, ergriff der Bau-
er die Schüssel und warf sie mit sammt den Kartoffeln
an die Erde. Gewaschen will ich sie! rief er mit Donner-
stimme, faßte die Frau unsanft am Arm, stieß sie noch
unsanfter aus der Thür, trieb sie mit Püffen zur Kartof-
felpuderze, zwang sie hier, neue in ein Faß zu sammeln,
drückte ihr einen Besen in die Hand, geleitete sie zum
Wassertroge, und half so lange mit wohl angebrachten
Klappsen nach, bis die eigensinnige, vor Wuth heulende
Frau ihm den Willen gethan hatte. Diese Kur wiederhol-
te der Bauer jeden Tag, bis Marlise windelweich gewor-
den war, und fortan Alles unaufgefordert that. Sie tanzte
schon vor Vergnügen und eilte auf ihren Mann zu, wenn
dieser nur pfiß, und nie hat Jemand wieder eine Klage
aus dem Munde des Bauers über seine Frau noch die-
ser über ihren consequenten Mann gehört. Daraus ist die
Lehre zu entnehmen, daß Kneifen, Stoßen, Knuffen, und
wenn's sein muß, resolute Prügeln zu rechter Zeit Alles
in besten Schick bringen.«

Brumser's Zuhörer lachten, indeß meinten sie doch, eine solche Behandlung könne auch gefährliche Folgen haben, und einen Widerspänstigen noch widerspänstiger machen.

»Nichts da,« versetzte der Stadtpfeifer. »In Zeiten angefangen, wird ein starrer Wille auch in Zeiten gebrochen! Was fehlt meinem Louis? Ist er etwa krank oder verkrüppelt? Hängt er's Maul oder hat er's Lachen verlernt? Kein Gedanke daran! Der Bengel hat einen Appetit, wie ein Wolf; er springt und schreit und balgt sich, aber er steht da, wie gegossen, wenn ich winke und ihm den Fiedelbogen zeige. So muß es sein in einem vernünftigen Hausstande. Das nenn' ich Kindererziehung! Während mein Louis ein richtiger Musiker wird durch meine Puffmethode, ludern anderer Leute Kinder, die sich 'was Recht's einbilden und immer das große Wort hatten, als Taugenichtse in der Welt herum.«

»Wen habt Ihr dabei im Sinne?« fragte Einer der Zuhörer.

»Nun, ich kann, wenn Ihr nicht rathen wollt oder blöde seid, meinen Mann auch nennen,« fuhr Brumser fort. »Des Doctors verdorbenes Früchtchen mein' ich, den verlaufenen Studenten, den schlechten Quacksalber, den Pasquillenschmierer. Hätte der Satansjunge bei Zeiten den Bakel gefühlt, und wären ihm die Ohren gerieben worden, bis er die Engel singen hörte, würde sein Herr Vater jetzt Freude an ihm erleben. Statt dessen macht der Thunichtgut den Alten zuletzt noch verrückt.«

»Ihr red't Euch in's Stockhaus, Brumser!«

»Meinethalben in's Zuchthaus,« rief der Stadtpfeifer giftig. »Was wahr ist, muß ein richtiger Kerl sagen dürfen, sonst hol' der Henker das Leben! Und ich sage die Wahrheit!«

»Wißt Ihr denn bestimmt, Brumser, daß Doctor Günthers Sohn so gar schlimm aus der Art geschlagen ist?« fragte Einer der Neugierigsten.

Der Stadtpfeifer rückte seine Brille zurecht und legte den Finger an seine gewaltige Nase.

»Ich weiß es genau, weil ich mir von Niemand ein X für ein U machen lasse,« sprach er. »Der Alte ist wild und zerstreut. Dafür muß ein Grund vorhanden sein. Grassirte eine Seuche in der Stadt und stürben ihm die Patienten weg wie die Fliegen, wenn sie Gift gesogen haben, so könnte man seine Stimmung auf sothanes Unglück schieben. Es gibt aber anitzo keine Seuche und Eifersucht kann's auch nicht sein, denn die Frau Doctorin ist eine ganz charmante liebe Frau, aber gar nicht mehr aimable. Bleibt also nichts übrig, als der Nichtsnutz von Sohn und dessen schlechte Aufführung.«

»Das sind trotzdem keine Beweise,« bemerkte ein Zweifelnder.

»Nun, so glaubt, was Euch beliebt,« grinste Brumser. »Mir ist's klar, daß der Satansrange dem Alten den Kopf verdreht. Darum flennt auch seine Frau den ganzen geschlagenen Tag, und wenn der Doctor nach Hause kommt, geht's Lamentiren los und 's Händeringen. Die Magd hat's ja allen Nachbarsleuten erzählt.«

»Die armen Doctorsleute!« seufzte bedauernd der Zweifelnde.

»Kann sie gar nicht beklagen,« sagte Brumser. »Wer nicht hört, muß fühlen, und wer immer klüger sein will, als andere Leute, soll nicht jammern, wenn er den Schaden davon hat.«

»Doctor Günther jammert auch nicht.«

»Nicht, daß man's hört, desto mehr läßt er's sehen, wie's in seinem Herzen bestellt ist. Aber nur Geduld! Mir soll er nächstens Rede stehen. Wir haben ein Abkommen getroffen unter uns, daß der ein lautes Wort soll sprechen können, dessen Erziehungsmethode am besten anschlägt. Fährt mein Louis fort, wie in letzter Zeit, so ist er zu Weihnachten schon oder zu Neujahr ein firmer Orgelspieler, und ich will den Doctor zwingen, daß er sich selbst im Beisein meines Jungens einen Esel schilt! Hat mich der gelehrte Herr mit seinem lateinischen Kriemskram ausgelacht meiner Notenstube wegen! Tyrann nannte er mich, Rabenvater, Wüthrich, weil ich den Louis zwölf Stunden täglich bei Geige und Positiv festhielt, und nicht locker ließ mit Zanken und Stoßen, bis er die Regeln des Generalbasses eben so gut auswendig wußte, wie die zehn Gebote. Brauch' ich mich jetztund zu schämen, daß ich streng war und nicht nachgab, hä? Muß ich herumlaufen wie ein störriger Stier und über jeden Stein stolpern? Oder den Takt in der Luft schlagen zu der Narrenmotette, die sich die wirren Gedanken im Kopfe früh und spät vorplärren? Hoch tragen will ich

meine Nase und mir 'was zu Gute thun in spätern Jahren auf meinen Louis, während der Doctor mit seinem verlaufenen und verluderten Christian die Sperlinge von den Zäunen verscheuchen kann.«

Dies und Aehnliches sprach Brumser an öffentlichen Orten ganz ungenirt aus. Dadurch verbreitete sich das Gerücht immer weiter, des Doctors Sohn habe sich ganz verworfen, und werde Vater und Mutter durch seinen schlechten Lebenswandel vor der Zeit in die Grube bringen.

Doctor Günther entgingen nicht die vielen heimlich fragenden Blicke, die man auf ihn richtete, und wenn es auch mit seinem Geiste nicht so übel bestellt war, wie der grimmige Stadtpfeifer vermuthete, so mußte der bekümmerte Arzt sich doch selbst elngestehen, daß er weniger Gewalt über sich habe, als früher.

Seine Bekümmernisse Andern mitzuthemen, erlaubte ihm sein eigener hochfahrender Sinn nicht. Der Schlag, der ihn getroffen, mußte überwunden, die Schmach, die er sich angethan wähnte, still verarbeitet und ganz heimlich eingescharrt werden. Es war Absicht des Doctors, von dem mißrathenen Sohne mit Niemand mehr zu sprechen. Er selbst hatte sich bereits von ihm losgesagt, nur die Mutter, deren Herz unter den Leiden seufzte, die ihr geliebter Christian ihr und dem Vater bereitete, konnte und wollte der Forderung ihres Gatten sich nicht fügen. In diesem Widerstreben des Mutterherzens lag der Grund des gestörten Friedens im Hause des Arztes. Es verging

kein Tag ohne neue Controversen zwischen beiden Gatten, ohne neue Stürme. Und immer endigten sich diese heftigen Scenen mit einer Niederlage der Mutter. Sie trieben den ergrimmtten Vater aus dem Hause und überließen die schwer Betrübte ihrer einsamen Qual.

Hervorgerufen wurde diese bedauerliche Friedensstörung im Hause des Doctors durch den Brief der von Christian vernachlässigten Doris. Das bekümmerte Mädchen hatte dem Vater ihres Geliebten in so rührenden Worten ihr Leid geklagt, daß ein weniger strenger und sittlich rigoroser Mann schon von diesen Klagen einer offenbar Getäuschten gerührt worden sein würde. Der Vater unseres Dichters aber ward gerade durch diese Eröffnung mehr noch gegen den ungerathenen Sohn erbittert, als durch alle früher von demselben begangenen Excesse. Die Leichtfertigkeit, die gewissenlose Leidenschaftlichkeit, die ein unerfahrenes Kind mit falschen Vorspiegelungen, mit unbedachten Liebesschwüren umgarnte, hielt er für Verbrechen, die eine schwere Strafe verdienten. In seiner tief moralischen Entrüstung war der unglückliche Vater nahe daran, den eigenen Sohn zu denunciiren und die Hilfe der weltlichen Gerechtigkeit gegen ihn in Anspruch zu nehmen. Daß es zu diesem Aeußersten nicht kam, war Folge der unablässigen Bitten und Vorstellungen seiner Frau. Der streng rechtliche, aber starrsinnige und einseitige Mann ließ sich zwar erweichen, doch blieb er bei seinem Vorsatze, daß der frevelhaft leichtsinnige Sohn für diese neue Schmach büßen solle.

Die mildere Mutter hätte gern die Fürsprecherin der bethörten Doris gemacht, allein bei der tiefen Erbitterung ihres Gatten, den jede Berührung dieses Gegenstandes heftig aufbrausen ließ, konnte vorerst an das Loos des armen Mädchens gar nicht gedacht werden.

Sie schlug vor, den verirrtten Sohn zurückzurufen, sie deutete leise auf die Vermittelung des jungen Edelmannes hin, der ja schon einmal eine glückliche Wendung angebahnt hatte.

Doctor Günther verwarf alle diese Vorschläge. Von einer Vermittelung Woldemar's von Raschau wollte er vollends gar nichts hören.

»Der junge adlige Herr hat mich entweder absichtlich hintergangen,« sprach er, »oder er selbst ist von unserm heillosen Buben hintergangen worden. In beiden Fällen kann er nicht die geeignete Person sein, deren Händen wir diese unsaubere Geschichte zur Vermittelung oder Beilegung anvertrauen dürfen. Und was kann es helfen, wenn ich verlange, der mißrathene Sohn solle dem mit vollem Recht zürnenden Vater unter die Augen treten? Schuldbewußt, wie er ist, wird er einem solchen Befehle eben so wenig gehorchen, wie er früher meine Bitten und Ermahnungen nicht beachtet hat. – Nein, *Er* soll biten, wenn er von mir Verzeihung erhalten will! Die Noth, der Mangel, die Armuth, das Elend sollen ihn bis an die Schwelle des geschändeten Vaterhauses peitschen, und wenn er vor dieser Schwelle reuig niedersinkt, wenn er in Demuth der Strafe sich unterwirft, die sein Vater ihm auferlegt, wenn er sie ohne Murren erduldet und aufrichtig

sich zum Bessern kehrt: dann erst will ich ihm vergeben, ihm wieder als Sohn die Thür meines Hauses öffnen!«

»Und das unglückliche Geschöpf,« sagte die weinende Mutter. »Kannst Du die Bedauernswürdige vergessen? Sie ist arm, wie es scheint, sie wird Noth leiden, vielleicht gar hungern müssen!«

Doctor Günther richtete sein zornglühendes Auge fast strafend auf die Gattin.

»Ich verstehe Dich und Dein Geschlecht nicht mehr,« sprach er. »Ihr Weiber sollt, denk' ich, die Träger der Sittlichkeit sein, Ihr sollt die Laren des Hauses behüten und fern halten alles sündhafte Treiben von dem gottgeweihten Tempel der Familie. Und nun muß ich von Dir selber hören, daß Du Dich für eine leichtfertige Dirne verwendest, bloß deshalb, weil das sittenlose Geschöpf klug genug war, auf die Familie ihres Galans zu speculiren!«

»Du beurtheilst diese Unglückliche in Deiner Aufregung zu hart, Günther! Bedenke, daß sie unerfahren ist, daß sie liebte! Und Liebe, ach, bester Mann, Liebe ist immer leichtgläubig und voll Vertrauen!«

»Wenn wir schwach sind, befördern wir nur die Lasterhaftigkeit. Wer sündigt, der trage seiner Lust wegen auch die Folgen der Sünde!«

»Du bist ein guter Christ, Günther, wenigstens möchtest Du es immer sein. Diese Härte finde ich nicht christlich.«

»Der Unsittlichkeit hat Christus niemals das Wort geredet.«

»Desto lieber verzieh er den Reuigen, wenn sie Leid trugen. Doris bereut längst ihre Leichtgläubigkeit und –«

»Darum soll ich einen Bankert in's Haus nehmen, meinst Du?« fiel Günther heftig ein. »Die Hand soll mir verdorren, wenn ich's jemals thue!«

Christians Mutter fuhr innerlich zusammen vor der Heftigkeit ihres Gatten. Sie wagte nicht weiter zu sprechen, nur ihr Auge streifte einige Male die finstere Stirn ihres auf- und abwandelnden Gemahls. Etwas ruhiger sprach er nach längerem Schweigen:

»Ich bin schon mit mir zu Rathe gegangen, was dem Mißrathenen am förderlichsten sein möchte. Nachsicht bessert ihn nicht, das haben wir wiederholt erlebt; daß es Strenge thut, ist bei seiner Charakteranlage ebenfalls zu bezweifeln. Versuchen wir's deshalb mit gänzlicher Nichtbeachtung. Thun wir, als wüßten wir gar nichts von ihm und seinem unsaubern Treiben. Ignoriren wir ihn, dann wird er frühzeitig genug an uns, die Vernachlässigten, Versäumten, Gekränkten zu denken genöthigt werden. Es legt sich dann, das weiß ich, die harte Hand der Noth auf seine sündenbelastete Schulter, und diese Noth wird ihm der beste Lehrherr sein. Auch daß die Dirne das Elend kennen lernt, hat sie wohl verdient. Hätte ich Gesetze zu geben, ich würde jede Gefallene zur Strafe der Armuth verurtheilen, damit sie die Demuth kennen lerne und der Sünde, die sie in solche Erniedrigung gebracht hat, für immer entsage. Unter der Hand aber will ich mich nach dem Verwilderten erkundigen lassen, Und nunmehr schweigen wir über diese traurige Begebenheit.

Ich bedarf der Ruhe und Sammlung, und ich will nicht, daß mein Auftreten und mein zerstreutes Wesen der halben Stadt Gelegenheit gebe, Glossen über mich und mein Haus zu machen.«

Diese letzten Worte des Doctors beruhigten seine Gattin einigermaßen. Es war schon ein Gewinn, daß er Zeit gewinnen wollte. Die Mutter schloß daraus, daß der Sohn dem Vaterherzen doch noch nicht ganz entfremdet sei, und obwohl sie die Leidenschaftlichkeit Christians und dessen in der Leidenschaft unbesonnenes und rücksichtsloses Handeln fürchtete, leuchtete ihr es doch selbst ebenfalls ein, daß die Noth dem schwer zu Bändigenden mehr nützen könne, als selbst die großmüthigste Verzeihung. Und so wiegte sich denn das tief bekümmerte Mutterherz in Hoffnungen ein, die eine feste Stütze in den vertrauensvollen Bitten fand, welche sie täglich mehrmals aus ihrer Einsamkeit zum Himmel aufsteigen ließ.

ZWÖLFTES KAPITEL. TRAUERGE HEIMKEHR.

Schuldbewußtsein, Bangen vor der Zukunft und der instinctive Drang, einem immer schneller sich nahenden Unglück zu entfliehen, ließen Christian, der längst schon gewöhnt war, Gutes wie Schlimmes leicht zu nehmen, einen Entschluß fassen und diesen auch unverweilt ausführen. Doris hatte dem Vater geschrieben! Diese Nachricht, die sein zuverlässigster Freund ihm mittheilte, erschütterte sein ganzes Dasein. Er kannte die Ansichten

seines Vaters über leichtsinnig eingegangene Liebesverhältnisse. Oft genug hatte er solche Verbindungen auf das Strengste von ihm tadeln hören, und noch jetzt nach Ablauf fast eines Decenniums erinnerte er sich der eindringlichen Lehren, welche der sittlich strenge Vater ihm mündlich gab, als er das Elternhaus verließ, um die Universität zu beziehen.

Wie wenig hatte er diese Lehren beachtet! Wie selten sich ihrer nur erinnert! Christian mußte sich jetzt, seine Vergangenheit überblickend, sträflicher Nachlässigkeit zeihen, und wollte er ehrlich sein gegen sich selbst, ein unbarmherzig hartes Urtheil über sein Leben fällen. Was hatte er denn gethan, um die großen Erwartungen seines Vaters zu rechtfertigen? In Saus und Braus verschwelgte Tage und Nächte, leichtsinnig vergeudete geistige Gaben, Genüsse, die in Dumpfheit endigten: das waren die erkennbaren Marksteine auf seinem Lebenswege! Und er hatte nichts erreicht, nichts, als eine Anzahl zerstreuter Bewunderer seines Talentes, vielen Verdruß, zahllose Vorwürfe und den Ruf, daß er ein Mann von Geist, aber ohne Charakter sei! Dem Vaterhause war er längst schon fremd geworden durch sein Treiben. Was nun blieb ihm denn noch übrig in diesem unklaren Lebenschaos, wo die Stoffe sich nicht schieden, sondern nur immer wirrer und regelloser sich durcheinander mischten? Die paar Freunde, die mit ihm schwelgten, ihn liebtest und verehrten? Oder die leuchtenden Augen junger

Mädchen, deren Herzen er durch seine heißblütigen Lieder erobert und – gebrochen hatte? Alida war ihm geraubt worden und verloren gegangen durch die pedantische Ehrbarkeit ihres prosaischen Vaters, Doris hatte er selbst aus Angst vernachlässigt, und nun schritt ihr Schatten händeringend vor ihm her durch Nacht und Wind und Wettergraus, und klopfte wimmernd an die Thür des väterlichen Hauses, um ihn, den Leichtsinnigen, den Wortbrüchigen vor seinen entsetzten Eltern zu verklagen!

Der Schatten dieses von ihm so leichtfertig, so gewissenlos bethörten Mädchens war es, der dem wankelmüthigen Christian plötzlich Thatkraft verlieh. Doris mußte gerettet, ihre Anklage durch ein offenes Wort, durch ein reumüthiges Bekenntniß, ja, wenn es nicht zu umgehen war, durch einen Fußfall entkräftet werden.

Er hatte keine Zeit zu verlieren. Jeder Pendelschlag der Uhr vergrößerte die Gefahr. Er mußte handeln, um das Urtheil, das ihm vorausgeeilt war, zu überholen.

Die Angst gab Christian fast übernatürliche Kräfte. In Hast packte er seine wenigen Habseligkeiten zusammen, schnürte sie in ein Bündel, und verließ Leipzig, noch ehe

der Morgen graute. Er hatte nicht den Muth, an der versteckten Wohnung der trauernden Doris vorüber zu gehen, viel weniger das Mädchen zu sehen. Ihr vorwurfsvoller Blick, mehr vielleicht noch ein freudenvolles Aufjauchzen bei seinem Anblick würde ihn zu Boden geschmettert haben. Seufzend streifte er mit flüchtigem Auge das ihm wohl bekannte Erkerfenster, von dem aus Ali-da ihm manche Kußhand verstohlen zugeworfen, manch' bezeichnendes Rosenknöspchen ihm als Wink und Gruß heimlich und als spiele sie nur damit, gezeigt hatte! –

Christian mußte die Reise nach Schlesien zu Fuße antreten. Seine Kasse war sehr erschöpft, und um nur einigermaßen schnell fortzukommen, hätte er Postpferde miethen müssen. So vertraute er seiner physischen Kraft und dem Ungefähr. Warum sollte es ihn nicht noch sicherer geleiten, als ein chursächsischer Postillon? Er begann schon wieder zu schwärmen. Glücklicher, beneidenswerther Leichtsinn eines sangesreichen Dichtergemüthes!

Die heitere Stimmung träufelte aber nur momentane Linderung in seine Seele! Mit dem Eintritt der Dunkelheit legten sich auf den näher zu ihm herankriechenden Schatten auch wieder die Dämonen der Angst um seine strauchelnden Füße. Seine feurige Phantasie gab allen Gedanken, die ihn quälten, Form und Gestalt. Umschwirrt von einem Heer grinsender Schatten schritt der Geängstete die öde Straße entlang. Funkelte irgendwo ein Licht, so sah er neben der zuckenden Flamme die bleiche Doris sitzen und ihre Thränen auf eine Schnur reihen, die sich glitzernd wie eine Schlangenhaut um den

schwanenweißen Hals des Mädchens wand. Wenn das Schilf im feuchten Graben neben ihm im Winde rauschte, glaubte er das Schluchzen der Geliebten zu hören! – Es schneite, und der rieselnde Schnee, der vor ihm im Winde tanzte, verdichtete sich zu jenem weißen Kleide, das Doris an jenem Sonntage trug, wo er sie zuerst kennen lernte und ihr weicher warmer Arm zum ersten Male in dem seinigen ruhte! . . . Christian dankte Gott und hätte fast gebetet, als nahes, Hundegebell die schreckhaften und quälenden Gebilde seiner erhitzten Phantasie verscheuchte, und eine Fuhrmannsschenke ihm als längst ersehntes Nachtquartier winkte.

In dieser aufgeregten Stimmung legte der wandernde Dichter täglich fünf bis sechs Meilen zurück. Er fühlte nicht, daß er litt, daß er seine Kräfte überbot, denn die geistige Spannung stählte seine Natur. Nur wenn er des Abends todtmüde auf eine harte Streu niedersank, die ihm achtlos von einer mürrischen Magd im Winkel der Schenke aufgeschlagen ward, ließ ein dumpfer Schmerz in allen Gliedern ihn oft lange nicht einschlafen.

Ab und an traf er ein Fuhrwerk, dessen Benutzung ihm unentgeltlich für eine Strecke Weges angeboten ward. Darum bitten mochte Günther nicht, denn er mußte sparsam mit seiner geringen Baarschaft umgehen. So hoch hatte er den Werth des Geldes noch niemals geschätzt, so richtig noch nie erkannt, daß der Sparsame auch mit sehr Wenigem selbst bedeutende Hindernisse überwinden könne.

Als er sich am siebenten Tage seiner ermüdenden Wanderung der Grenze seines Heimathlandes näherte, ward die Witterung bedeutend rauher. Seither war das Wetter unbeständig gewesen. Heller Himmel wechselte ab mit bedeckter Luft. Es nebelte, regnete und schneite, und mehr wie einmal wehte ein so heftiger Wind, daß Fußgänger schwer gegen den starken Luftdruck zu kämpfen hatten.

Günthers Kräfte waren erschöpft, seine Reisekasse leer. An seinen Kleidungsstücken ließen sich die Strapazen der weiten Fußwanderung unter fortwährend wechselndem Wetter erkennen. Ihm selbst leuchtete dies erst ein, als die Schenkhalter ihn von Kopf bis zu Fuß mit mißtrauischen Blicken maßen. Für einen wandernden Handwerksburschen konnten sie ihn nicht gut halten. Ein solcher hätte gröbere Kleidung, derberes Schuhwerk getragen. Auch würde einem solchen Wanderer ein knotiger Stock und ein schweres Felleisen nicht gefehlt haben. Von dem Allen besaß Günther nichts. Sein Rock hatte den modisch feinsten Schnitt, sein Stock war ein leichtes Rohr, und das Bündel, das er sich zusammengeschnürt hatte, hing an einer grünen Schnur über seiner linken Schulter. Wofür also hielten ihn die Wirthe?

Er sollte darüber nicht lange in Zweifel bleiben. Als er das letzte Nachtquartier, bereits auf schlesischem Boden, betrat, ließ der Wirth die Frage fallen, ob er durchgegangen sei?

Günther wäre beinahe wie gewöhnlich aufgebraust, wenn ihm Jemand Unrecht that oder seiner Ehre zu nahe trat. Er besann sich aber schnell und erwiderte unstrirnrunzelnd:

»Was wollt Ihr damit sagen? Bin ich Euch bekannt?«

»Nichts für ungut, Herr,« versetzte der Schenkhalter. »Verwichen¹ spielte eine Komödiantenbande in der Scheune des Kretschams, und da hab' ich gerad' so einen Musje einen gar verrückten Liebhaber vorstellen sehen.«

»Und weil ich diesem Komödianten oberflächlich ähnlich sehe, meint Ihr, ich müsse selbst Euer Komödiant sein? Viel Dank! Ein Stück Brod, wenn ich bitten darf!«

Diese Bitte ward erfüllt. Der Wirth entschuldigte sich, flüsterte mit seiner Frau, später auch mit seinen Leuten, als diese sich zum Abendessen einfanden, und Alle vermieden sichtlich jede Berührung mit dem einsamen, herabgekommen aussehenden Fußgänger.

Günther lächelte bitter.

»Die guten Leute halten mich jetzt für einen Vagabunden, wo nicht für noch etwas Schlimmeres,« dachte er. »Nun so gar unrecht haben sie nicht. Bin ich doch ein Vagabund des Geistes. Welcher Dichter wäre es nicht! Von der guten, bürgerlichen Gesellschaft verfehmt, verkannt von Freunden, verlassen von der Welt, geächtet vielleicht schon jetzt von den eigenen Eltern! . . . O, ich würde mich

¹Im vorigen Jahre.

nicht mehr wundern, wenn die Bettelvögte mich aufgriffen, mich dem ersten besten reitenden Gensdarme auslieferten und dieser einen Strick um meine Hand schlänge, um mich der nächsten Obrigkeit als höchst verdächtiges Subject zu übergeben!«

Da Christian nur noch wenige Groschen sein nannte, getraute er sich nicht, um die Herrichtung einer Streu zu bitten. Er hoffte, der Schenkwrith werde diese unaufgefordert für ihn aufschlagen lassen. Es geschah indeß nicht. Man wies dem verdächtigen Wanderer als Nachtlager ›die Hölle‹ hinter dem Ofen an, löschte den brennenden Buchenspan, der das mangelnde Licht ersetzte, und ließ ihn dann in der Dunkelheit allein.

Eine schwere Nacht brach für den unglücklichen Dichter an. Schatten der Vergangenheit und Gesichte der Zukunft tanzten einen wilden Reigen um sein hartes Lager, und das Gezirp der Heimchen in den Ritzen der Wände klang wie heiseres Lachen schadenfroher Dämonen.

Draußen stürmte es. Nach dem säuselnden Geräusch zu urtheilen, mußte es heftig schneien.

»Wär es nicht besser, ich verließ die Hölle, um mich in den Schnee zu betten und all' meine Sünden und Vergehen in diesem reinen Himmelsbade für immer abzuwaschen?« fragte sich Günther in der Angst seines gefolterten Herzens. Aber da trat aus dem finstern Schooß der Nacht die Gestalt seiner Mutter auf ihn zu, die Hände nach ihm ausstreckend, wie damals, als sie ihn zum Abschiede küßte und ein segnendes Wort auf ihren Lippen in Thränen erstickte.

»Mutter! Meine Mutter!« rief der erhitzte Dichter und breitete die Hände nach dem wesenlosen Phantasiegebilde aus.

Es war schon verschwunden. Lichtlose Nacht umgab ihn wieder. Die Heimchen zirpten fort und die Todtenuhr hämmerte eintönig im Getäfel.

»Warum zählt sie nicht die Secunden meiner letzten Lebensstunde!« seufzte Günther, schloß die Augen und drückte beide Hände fest darüber, bis jenes buntfarbige Geflimmer vor den geschlossenen Papillen zitterte, das bald als Sternenhimmel sich über den Halbträumenden breitete, bald als lodernder Feuerstrom ihn in seine wirren Strudel mit fortriß. Im Hinblick auf dies Farbenspiel, das aus seinen eigenen überreizten Nerven erblühte, versank Günther in einen tiefen, tiefen Schlaf.

Unsanftes Schütteln erweckte ihn. Vor ihm stand der Wirth und sah ihn nicht eben sehr freundlich an.

»Sind S' müde?« sagte er zu dem abgehärmt Ansehenden, der ihm jetzt noch verwilderter als am Abend vorkommen mochte. Gleichzeitig zuckte er die Achseln und fügte die Bemerkung hinzu, daß er ihm nicht länger Quartier geben könne.

Günther antwortete nicht. Er aß schweigend und in sich gekehrt von der Suppe, die man ihm unaufgefordert vorsetzte, legte seine letzte Baarschaft als Zeche auf den Tisch, griff nach Stock und Bündel, und verließ mit stummen Gruß das unfreundliche Haus.

»Das ist ein richtiger Strolch,« meinte der Wirth, dem mit unsichern Schritten Fortgehenden eine Zeit lang

nachblickend. »Ich glaub', ich wich' ihm weit aus, wenn er mir mutterseelenallein im Freien begegnete!«

Anfangs fiel Günther das Gehen schwer. Die Füße schmerzten ihn, und die kalte Schneeluft, die ihm gerade entgegenwehte, machte ihn frieren. Es hatte stark geschneit und das Waten im Schnee strengte an. Diese körperliche Anstrengung erwärmte indeß den unermüdllich Ausschreitenden bald, und das unbehagliche Gefühl, mit dem er erwacht war, verlor sich. Wäre seine Seele nicht von Furcht und Kümmerniß bedrückt gewesen, dann würde er vielleicht heitern Sinnes auf den angebahnten Wegen weiter gepilgert sein und sich zum Zeitvertreib die Melodie eines muntern Liedes vorgepiffen haben. Je näher er aber dem heimischen Heerde kam, desto banger wurde dem Armen. Kaum vermochte er den müden Körper mit der kranken Seele noch vorwärts zu schleppen, und als die Dämmerung einbrach und abermals starkes Schneegestöber einfiel, begann wieder jener nervenaufreibende Tanz quälender Bilder, die ihn nun schon mehrere Abende hinter einander umschwirrten. Es war eine Auferstehung seiner Vergangenheit, so qualvoll für ihn, daß er wiederholt laut aufschrie und in der Aufregung des Augenblickes wüthend mit seinem Stocke nach den gegen ihn herantretenden fratzenhaften Gebilden schlug.

Endlich trug die Luftwelle den Klang einer Glocke ihm zu. Er verhallte dumpf und matt im Schneegestöber. Diesen Ton kannte Günther. Es war die Stadtuhr seiner Heimath, die er tausendmal hatte schlagen hören.

Er blieb stehen, um freier Athem zu holen. So nahe dem Vaterhause und sein Herz klopfte doch so bange! Das Blut stieg ihm zu Kopfe, daß es ihm vor den Augen flirrte und purpurrothe Ringe, grell gelbe Flammen auf der weißen Schneedecke hin und wiederliefen.

»Vorwärts!« rief er sich selbst zu, »vorwärts, damit ich zum Ziele komme!«

Günther beschleunigte seine Schritte. Bald tauchten vereinzelte Lichter vor ihm auf, dann sah er wie graue Riesenbäume die Thürme durch die schneeige Luft schimmern. Noch einige Minuten und das Stadthor, von röthlich trübem Laternenlicht überstimmen, lag vor ihm. Die Wächter saßen kartenspieland am Fenster. Es sah ihn Niemand, als er die finstere Wölbung betrat. Der Gedanke, daß man ihn anhalten und fragen könne, hatte ihn schon während der ganzen Reise geängstet. Nun war er diesem Examen glücklich entgangen, und dies stärkte seinen Muth. Er fühlte sich leichter, als er die stille Straße hinaufschritt nach dem Marktplatze. Auch hier begegnete Günther keiner Seele, nur an den Häusern sah er ein paar dunkle Gestalten forthuschen, die sich beeilten, wieder unter Dach zu kommen. Denn es fiel fort und fort Schnee in dichten Flocken vom Himmel, und die Luft ward mit jeder Viertelstunde kälter.

Jetzt bog der gebeugte Dichter um die Ecke und schräg vor ihm lag das Haus seiner Eltern. Die Windfahne auf dem Giebel kreischte, daß es ihn überrieselte. Alle Fensterläden waren geschlossen, kein Lichtschimmer zu entdecken.

»Sie werden im kleinen Hinterzimmer sitzen,« sprach er. »Da mochte die Mutter immer am liebsten sein, wenn es draußen stürmte. Die gute Mutter! Wenn doch sie es wäre, die mir zuerst entgegenkäme! Ihr Kuß, ihre Umarmung würden mich kräftigen, um muthvoll dem Vater entgegen treten und dessen wahrscheinlich kalten Gruß ertragen zu können! – Heiliger Gott, stehe mir bei! Himmlischer Heiland, sende mir einen Deiner Engel, daß er mich trägt und schützt vor dem Zorne meines Vaters!«

Er schritt die drei Stufen hinan, warf noch einmal einen bittenden Blick zum kalten schneedurchwehten Himmel und erfaßte dann den metallenen Klopfer, um ihn dreimal langsam und hart gegen die Platte fallen zu lassen.

DREIZEHNTES KAPITEL. DIE MUTTER GRÜSZT.

Doctor Günther war am späten Nachmittag zu einem schwer Erkrankten gerufen werden. Unterwegs begegnete ihm der Briefträger und übergab ihm einen mit der eben angelangten Post an den Arzt eingelaufenen Brief, um sich einen Weg zu ersparen. Der Doctor kannte die Hand nicht, der Poststempel war verwischt, und da er Eile hatte, steckte er das Schreiben zu sich, um es später in Ruhe zu lesen.

Es war nichts Ungewöhnliches, daß der beschäftigte Arzt länger ausblieb, als er selbst meinte. Seine Gattin beunruhigte dies nie. Sie besorgte, wie gewöhnlich, den Abendtisch, damit der Heimkehrende Alles in gewohnter Ordnung vorfinden möge. Dann begann sie zu stricken,

während ihre Gedanken über die Mauern der Stadt hinaus ausschweiften und ihr Herz bei dem fernen, in so traurige Wirren verstrickten Sohne weilte. Ihr Gatte kehrte nicht zurück; er mußte demnach länger bei dem Kranken aufgehalten oder von dort zu einem andern Leidenden gerufen worden sein. Da hörte sie die heftigen drei Schläge des metallenen Klopfers. Sie erschrak über die Stärke derselben und vermuthete abermals einen eiligen Boten, der ihren Mann suchte. Der Doctor selbst pflegte auch stark, aber in anderer Weise den Hammer zu handhaben.

Sie stand auf, um zu öffnen, da sie die Magd gerade im obern Stock des Hauses beschäftigt wußte. Mit dem Licht in der Hand betrat sie die Hausflur und schob den Riegel zurück. Die Hand schirmend vor das Licht haltend, ging sie ein paar Schritte zurück, so daß sie genau die Gestalt des Eintretenden erkennen konnte. Ein bleiches, eingefallenes Gesicht mit tiefliegenden, glanzvollen Augen, von durchnäßten Haaren wüst umhangen, blickte spähend durch die zurückweichende Thür. Dann traf der freudige Aufschrei: »Meine Mutter!« ihr Herz wie ein Donnerschlag und das Licht entglitt ihrer Hand.

Christian aber war schon herbeigesprungen, um die Erschrockene mit liebevollen Armen zu umfassen.

»Meine Mutter!« wiederholte jetzt der Sohn mit einer Stimme, die mehr einem Schluchzen glich als freudigem Aufjauchzen. »Meine liebe, theure Mutter! O, wie bin ich so glücklich!«

Er küßte der noch immer Zitternden Stirn, Augen und Wangen, und in die Schneetropfen, die von seinem durchfeuchteten Haar herabrieselten, mischten sich Thränen der süßesten Freude.

Bald erholte sich auch die Mutter von ihrem Schreck.

Sie zog den Sohn an sich, schlang ihre Arme um seinen Nacken und unter dem wiederholten Ausruf: »Mein lieber Sohn! Mein armer Christian!« brach sie in lautes Weinen aus.

Christian führte sie in's Zimmer, warf sein Bündel auf die Ziegel beim Ofen, stellte seinen Stock in die Ecke und setzte sich der tief erschütterten Mutter gegenüber. Er wollte nach dem Vater fragen, aber er brachte das Wort ›Vater‹ nicht über seine Lippen. Das Herz stand ihm still, wenn er nur an ihn dachte.

»O, mein Gott, wie hast Du Dich verändert! Wie bist Du bleich, fast alt geworden, Christian!« sagte jetzt die bekümmerte Frau, als sie den Sohn mit ruhigeren Augen betrachtete.

Ein schmerzliches Lächeln zitterte um Christians Lippen.

»Das kommt von der Anstrengung, beste Mutter,« versetzte er beruhigend, »von nichts weiter, als von der starken Bewegung in Schnee und Wind. Ich habe mich diese Tage her etwas sehr angegriffen.«

Die Mutter ließ ihre Blicke von dem Gesicht des Sohnes auf dessen Anzug gleiten, betastete diesen und sah erst jetzt, daß er gänzlich durchnäßt war.

»Du bist doch gefahren, Christian?« sagte sie stotternd.

»Geflogen, wenn Du willst, liebe Mutter!« erwiderte dieser. »Ich hatte Eile und meine Füße waren beschwingt, als hätte Merkur mir die seinigen zur Kurzweil überlassen.«

»In solchem Wetter! Es wird Dein Tod sein!«

»Wie wäre mir wohl, könnte ich ihn hier finden, hier im Angesicht meiner Mutter!« rief der tief bewegte Dichter. »Lieber sterben, recht bald, als noch lange so fortleben müssen! Ich bin des Lebens überdrüssig und möchte am liebsten mich selbst vernichten und gleichzeitig die Welt in Scherben schlagen! . . . Ich war so unglücklich, Mutter! . . . Vergibst Du mir mein Unglück?«

»Alles Christian, Alles vergeb *ich* Dir,« sagte diese, »aber der Vater –«

Christian ließ die Hände der Mutter, die er warm in den seinen hielt, gleiten und sprang trotz der Müdigkeit in all seinen Gliedern auf. Mit matter Hand sich über die Stirn streichend, fiel er ein:

»Der Vater! Ist er daheim?«

»Ich erwarte seine Rückkunft in jedem Augenblick.«

»Er zürnt mir, nicht wahr? Er will nichts von mir hören!«

»Lieber Christian, fasse Dich!«

»Er nennt mich hinterlistig, falsch, wortbrüchig, einen Verlorenen!«

»Sei ruhig, Christian! Demüthige Dich, wirf Dich ihm zu Füßen –«

»Ehe er mich hört?«

»Er wird Dich dann hören.«

»Vertheidigen muß ich mich dürfen, Mutter, denn ich bin *nicht* schlecht! Bei Gott, Mutter, ich bin nicht schlecht, und stände die ganze Welt auf, um gegen mich zu zeugen!«

»Du hast Dich schwer vergangen, Christian!«

»Nicht gegen den Vater!«

»Gegen Sitte und Religion, und Du weißt –«

»Ach ja, ich weiß, daß es der Vater natürlich finden würde, könnte man die Kinder von den Bäumen schütteln! Als ob Menschen nicht auch Sinne hätten, wie alle übrigen Geschöpfe! – Mutter,« fuhr er fort und richtete sich stolz auf, der zagenden Frau gegenüber: – »Ich habe geliebt, und Gott weiß es, ich liebe noch! Daß mein Blut heißer ist, als das anderer Menschen, wen soll ich deshalb anklagen? Wollte ich darüber Beschwerde führen, so müßte ich mit Gott selber hadern. Ich schäme mich dieser aufbrausenden Jugendwallungen nicht! Sie gehören zu mir und meinem Wesen, wie das Herz, dem sie entquollen, wie das Wort zur Sprache. Wäre ich anders geartet, kein Mensch noch konnte den Namen, den ich trage!«

»Den Du entehrt hast!« jammert der Vater.

»Entehrt!« rief Christian empört aus. »Kann der Geist, der in diesem Namen lebt, entehrt werden von den vorübergehenden Zuckungen sinnlicher Leidenschaft? Hat die Welt ein Recht, über mich, über den Namen Günther die Hände zu ringen, wenn ein ungekanntes Mädchen weint, weil ich sie erst zu heiß und dann zu kalt küßte?«

»Du hast sie verführt und dann verlassen!«

Christian ward still. Er ging seufzend auf und nieder.

»Doris hat mich also wirklich bei Euch verklagt?« sagte er nach kurzer Pause. »Ich habe das nicht verdient, und hätte sie eines solchen Schrittes auch nicht fähig gehalten. Das entfernt mich von ihr, das mindert ihren Werth. Wenn ich sie jetzt von mir schleuderte, wie ein abgetretenes, schadhaft gewordenes Kleidungsstück, wahrlich, ich glaube, mir wäre wohler!«

Seine Augen glühten dämonisch. Er stand so drohend vor der Mutter, daß die geängstete Frau namenlose Furcht überfiel.

»Mein lieber Christian,« sagte sie sanft bittend. »Demüthige Dich vor Deinem Vater, und es wird Alles gut werden!«

Abermals fiel der Hammer gegen die Hausthür, Christian horchte auf und kehrte sein Auge der Mutter zu.

»Es ist der Vater,« sagte diese tonlos. »Ich will ihm entgegen gehen und ihn vorbereiten.«

Christian hielt sie zurück.

»Nur ein paar Secunden noch laß mir Zeit!« sprach der Sohn. »Ich muß erst zu Athem kommen, um den Gruß – des Vaters – ertragen zu können.«

Zum zweiten Male und jetzt viel ungeduldiger ließ der Klopfer sich hören.

»Es ist schon gut, Mutter,« stammelte Christian, »ich bin bereit, einem Orkan die Brust entgegen zu werfen.«

Die Mutter ging. Christian setzte sich neben dem Ofen auf einen Stuhl, stützte beide Arme auf seine Kniee und

ließ das brennende Haupt in beide Hände sinken. So erwartete er den Vater.

VIERZEHNTE KAPITEL. VERSTOSZEN.

Der flüsternden Stimme seiner Mutter, deren Worte Christian nicht verstand, folgte die barsche Antwort des Vaters.

»Ein Gast? Woher und was will er?«

»Du kannst es von ihm selbst hören,« erwiderte die Mutter, während Doctor Günther mit ungeduldigem Druck die Thür aufstieß.

Christian blieb regungslos sitzen. Es bangte ihm, dem Vater in's Auge zu blicken.

»Wo ist Dein Gast?« fragte er nochmals hastig, nach dem gedeckten Tische sich kehrend, auf dessen Mitte ein brennendes Licht stand.

Die Mutter deutete stumm nach dem Ofen. Sprechen ließ sie die Furcht vor dem Kommenden nicht.

Der Doctor näherte sich dem zusammengekrümmt Darsitzenden. Christian ließ die Arme sinken und hob sein Haupt. Die bleichen, verlebten und vergrämten Züge des Sohnes, feucht von dem nassen Haar, sahen bittend zum Vater auf, indem die Hände mit einer stehenden Bewegung sich ihm entgegenstreckten. Dieser erkannte den Sohn. Er blieb stehen und griff nach der Wand, um sich zu halten. Der Stock entsank seiner Rechten.

»Du!« stieß er dumpf aufathmend hervor. Kein zweites Wort kam über seine Lippen.

»Ich, Vater,« lallte der Sohn und stand auf. »Ich komme
–«

»Hinaus!« donnerte ihm der Vater zu, und seine Rechte deutete nach der Thür. Die Mutter lehnte sich händeringend an den Tisch.

Christian behielt ruhig seinen Platz. Er suchte das Auge des zürnenden Vaters; das kalt und strafend auf ihm lag.

»Höre mich, Vater!« sprach er dann in bittendem Tone. »Ich habe gefehlt und bitte deshalb um Verzeihung. Aber höre mich und vergib mir! Ich will mich bessern.«

Er trat dem Vater näher. Dieser wich zurück, indem er zum zweiten Male, nur härter noch das entsetzliche Wort: »Hinaus!« dem Sohne zurief.

»Acht Tage lang bin ich gewandert,« sprach Christian, »ohne Rast und Ruh', mit wunden Füßen und blutendem Herzen, um mich Dir zu Füßen –«

Ein fürchterliches Lachen des Vaters unterbrach die Rede des Sohnes.

»Winsele, wie ein getretener Hund!« schrie der Vater dem jetzt sich Entsetzenden zu, »versprich, betheure, schwöre, es hilft Dir nichts! Ich weiß, Dein ganzes Dasein ist eine Kette schön zusammengeflochtener Lügen; sie zu verlängern und Alle, die Dir sich nähern, damit zu umstricken, Dein unablässiges Dichten und Trachten. Ein systematischer Lügner verdient kein Vertrauen. Ich glaube Dir nichts, kein Wort, keine Thräne! Es ist Alles in Dir Heuchelei! Du bist verrottet durch und durch. – Wäre ich

ein Römer, die Hand würde ich legen an meinen verdorbenen Stamm und ihn vertilgen von der Erde, damit er meinem Namen nicht Schande machte in Ewigkeit!«

Christians Gestalt schien zu wachsen während dieser entsetzlichen Anklage des tief erbitterten Vaters.

»Beschönigen will ich nicht, was ich gefehlt habe,« erwiderte er grollend, aber sich mäßigend. »Ich bin sogar bereit, Unrecht zu ertragen und Strafe über mich verhängen zu lassen, meine Seele aber, Vater, meine geistige Kraft, die allein mich trug in Unglück und Schuld, diese lasse ich nicht beschimpfen, auch nicht von dem Manne, dem ich mein Leben zu verdanken habe! Nimm Deine Worte zurück und auf meinen Knien will ich Vergebung von Dir erflehen.«

»Du willst mir drohen, Bube?« versetzte der Vater. »Fürchte meine Hand, Verworfener, und wage nicht, Dich und Deine Schandthaten vertheidigen zu wollen! An den Pranger gehörst Du, feiger Wüstling! Eine Tafel müßte Dir die strafende Gerechtigkeit um den Hals hängen, auf der geschrieben stände: Für Lüge, Wortbruch, Hintergehung, Schwelgerei, Verrath, Unzucht und Ehebruch!«

Christians Aufschrei machte den grimmigen Vater verstummen. Bis zur Raserei gereizt durch diese schonungslosen Worte trat er mit wüthender Gebehrd dem Zürnenden entgegen.

»Du lügst, Vater!« rief er aus. »Du lügst, wie Alle, und Du allein trägst die Schuld, wenn ich noch werde, wessen Du mich bezüchtigst!«

»Ohnmächtiger Sünder!« erwiderte Doctor Günther mit verächtlichem Lächeln, indem er einen Brief hervorzog.

»Wer so schlecht ist, daß er Mädchen verführt und sie nachher verläßt, den nenne ich einen Schurken, und wer die Erbärmlichkeit so weit treibt, daß er sich in Familien einschleicht und während die erste Bethörte noch um den Treulosen jammert, sich schon ein zweites Opfer für seine gemeinen Lüste aussucht, der ist reif für's Zuchthaus. Verbrechern aber verschließt jeder rechtliche Vater schon Anstands halber sein Haus. Also hinaus, bis Du gebüßt hast und durch die Buße Dich gebessert! Hier halt' ich, was Dich als unverbesserlichen Lügner, Heuchler und Betrüger brandmarkt!«

Er hielt das Papier hoch empor. Christian rang furchtbar mit seinen verletzten Gefühlen.

»Das Papier!« stotterte er röchelnd. »Ich will's sehen!« Der Vater schleuderte es ihm in's Gesicht.

»Nimm es hin, das Mal Deiner Gewissenlosigkeit, und ersticke an der eigenen Schande, indem Du es lies't!« rief der maßlos Gereizte.

Christian raffte das unselige Blatt auf, trat an den Tisch und sah nach der Unterschrift. Es entsank seinen krampfhaft zitternden Händen, indem er dumpf vor sich hinmurmelte:

»Alida Ehrenhold!«

Er sank auf den nächsten Sessel. Die Mutter faßte die Hand ihres Gatten und sprach flüsternd:

»Laß' ihm Zeit, Günther! Er ist so unglücklich, und doch unser Beider armes, einziges Kind!«

Der Doctor stieß die Hand seiner Gattin zurück.

»Wollte Gott, er wäre todt!« rief er aus. »Ich glaube mir wäre dann wohler!«

Christian erhob sich wieder. Sein Ansehen glich dem eines Verurtheilten, der zum Tode geführt werden soll.

»Todt möchtest Du mich wissen?« sagte er stammelnd.

»Besser todt sein, als in Schande und Entehrung leben!«

»Wir bedürfen Alle der Vergebung.«

»Droben! Bei Ihm, den Du nicht kennst, nie kanntest! Dessen Gebete Du immer hohnlachend übertratest! Von Ihm erlehe sie Dir, nicht von mir!«

»Du willst mich also verstoßen? Deinen einzigen Sohn?«

»Ich habe keinen!« sprach Günther finster.

Christian reichte der jammernden Mutter die Hand.

»Gibst Du mir Deinen Segen, Mutter?« fragte er mit gebrochener Stimme.

Die Mutter schlang ihre Arme um des Sohnes Nacken und brach in schluchzendes Weinen aus.

Günther machte sich sanft frei aus dieser Umarmung und küßte die Stirn der Gebeugten.

»Ich danke Dir, Mutter,« sprach er in entschlossenem Tone. »Dein Segen soll die Krücke sein, mit deren Hilfe ich mich durch's Leben schleppen will, bis meine Kräfte aufgerieben sind. Hier ist meines Bleibens nicht länger.«

Er riß sich los und griff nach seinem abgeworfenen Bündel.

Die Mutter warf sich ihrem Gatten zu Füßen.

»Vater, hab' Erbarmen mit ihm!« rief sie aus. »Er geht rettungslos in den Tod, wenn Du ihn hinausstößt in die eisige Winternacht!«

Der finstere starre Doctor rührte sich nicht. Christian stand zum Aufbruch gerüstet. Noch einmal bat die Mutter, doch ohne Erfolg.

»Leb' wohl, Mutter,« sagte Christian. »Ich ahnte es, daß ich in's Verderben gehen würde. Dein Schattenbild, das immer händeringend mir zurückwinkte, hat mir jeden Abend mein Schicksal verkündet.«

Er schritt an dem regungslosen Vater vorüber. Unter der Thür nur warf er noch einen Blick auf den Unbeugsamen zurück. Da hob der Doctor den Arm und deutete abermals auf die Thür. Christian glaubte zum dritten Male das verhängnißvolle, ihn verstoßende Wort: »Hinaus!« zu hören.

In der nächsten Minute wirbelten Schneeflocken um sein Haupt, der Klageruf der Mutter: »Christian, mein Christian!« waren die letzten Worte, die ihm aus dem Vaterhause in die Finsterniß nachhallten.

FÜNFZEHNTE KAPITEL. WIRKLICHKEIT UND TRAUM.

Taumelnd, wie ein Betrunkener, wankte der verstoßene Sohn die nächste menschenleere Gasse hinab. Niemand sah ihn, Niemand begegnete ihm. Er würde kaum irgend einen Gegenstand genau haben unterscheiden

können, wäre nicht hin und wieder aus einem Fenster ein Lichtstrahl auf den Schnee gefallen und hätte diesen mit blitzendem Brillantfeuer bestreut. Es schneite noch immer sehr stark und der Nordostwind piff sausend um Giebel und Schornsteine.

Günther achtete weder auf Wind noch Weiter. Er war so stumpf, daß er im Augenblick gar nichts fühlte. Sein Hirn glühte, aber es schmerzte ihn nicht; seine Augen brannten, aber auch davon hatte er keine Belästigung. Wie ein Automat, der so lange Arme und Füße regen muß, bis der Mechanismus abgelaufen ist, der ihn treibt, bewegte Christian Günther sich vorwärts.

Erst als der Wind ihm das Gehen erschwerte, und nicht mehr Schneeflocken, sondern Schneesäulen um ihn tanzten und wirbelten, kehrte das Gefühl ihm zurück. Er blieb stehen und sah sich um. Ohne es zu bemerken, hatte er die Stadt verlassen. Die zerstreuten Häuser der Vorstadt mit ihren jetzt kahlen Gärten lagen zu beiden Seiten vor ihm. Die Straße war verschneit und auch hier kein lebendes Wesen zu sehen.

Christian warf noch einmal einen Blick hinter sich und hob drohend seinen Stock gegen die dunkeln Massen hinter dem rieselnden Schneevorhange.

»Mein Elend gehört Dir!« murmelte er dumpf vor sich hin. »Es wird schwer lasten auf Deinem Leben und dereinst mit Dir hinabfahren in die Grube!«

Er schritt, so rasch er konnte, die Häuser entlang, bis er auf's freie Feld kam. Hier rastete er wieder kurze Zeit, um mit sich zu Rathe zu gehen, was er beginnen solle.

Es wandelte ihn die Lust an, sich unter einen der alten Lindenbäume zu setzen, die zu beiden Seiten der Straße standen und hier ruhig den Tod zu erwarten. Dieser Gedanke hatte etwas Beruhigendes für den Verstoßenen und erzeugte ein freudiges Gefühl in seinem so zermarterten Herzen.

»Wenn sie mich morgen am Tage steif gefroren finden, und irgend Einer erkennt mich,« sprach er, »dann stellen sie die Eispuppe wohl vor meines Vaters Thür, daß sie ihm entgegenpurzelt, wenn er seinen ersten Ausgang machen will. Dann hab' ich ihm doch den Willen gethan und ihm in Demuth reuig die Füße geküßt!«

Er malte sich das Entsetzen des Vaters mit feurigen Farben aus, wenn er als Todter, als von seiner maßlosen Härte in den Tod Gejagter wieder zurückkehre zur Schwelle des Vaterhauses, und seine ergrimimte Seele ergötzte sich an dem Gedanken, daß den eigenen Vater Grausen erfassen würde vor dem erfrorenen Sohne; daß er sich selbst zum Gespenst mache, dessen sich der Vater nicht mehr werde erwehren können, und daß er so für die Härte Rache nehme, ohne doch ein Glied zu rühren, ein Wort zu sprechen. Er fing an zu lachen, immer gerad' aus in die Schneenacht hinein schreitend, ohne zu fragen, wohin ein solches Umirren ihn wohl führen könne.

»Wenn ich so als todter Mann in meine Vaterstadt komme,« fuhr er in wüstem Selbstgespräche fort, »werd' ich in Jahrzehnten nicht mehr vergessen . . . Dem Vater zum Torte macht der Tod mich zu einem berühmten Manne! . . .

Des Doctors Sohn werden die lieben Philister mich nennen. ›Der grüßt, wie des Doctors Sohn!‹ wird ein Sprichwort werden in ganz Schlesien, wenn ein recht grausiges Unglück Jemand in's Haus fällt, und das Wort: ›Der läuft vor des Doctors Sohn‹ wird genügen, einem bis dahin vernünftigen Mann als Irrenhaus-Candidaten zu bezeichnen.« – »Ja ich wills!« schrie er mit gellender Stimme in die Nacht hinein. »Und wenn ich dem Teufel künftighin alle Nächte den Bart scheeren und seine Klauen verschneiden soll, ich will sie Alle zusammen, Gute und Böse, Gerechte und Ungerechte, Männer, Weiber und Kinder, Alle, Alle, Alle will ich sie verrückt machen!«

Ein heftiger Stoß warf Christian in den Schnee. Der arme Mann wußte nicht, daß er selbst nahe daran war, den Verstand zu verlieren.

Die Kälte des frisch gefallenen Schnees, in den sein Kopf einsank, that ihm wohl. Die grausigen Gedanken verschwanden. Der jähe Sturz hatte sie verweht wie einen Schwarm unheimlicher Gespenster.

Er raffte sich wieder auf und blickte um sich. Eine graue Mauer mit schimmernd weißer Schneebedachung lag vor ihm. Ueber sie herauf ragte die Spitze eines Kirchleins. Er stand vor dem Eingange eines Kirchhofes.

Während sich Christian zu orientiren suchte, gedachte er wieder der Mutter und sein entsetzlicher Vorsatz war vergessen.

»Ich würde sie tödten, die Gute!« sprach er entsetzt. »Ich würde noch im Tode zu ihrem Mörder! ... Vergib mir, Vater im Himmel! ... Ich will leben, ich will wirken,

ich will des Segens meiner Mutter mich würdig machen, damit der unausgesprochene Fluch des unbarmherzigen Vaters seine Kraft verliert!«

Wieder begab der Verstoßene sich auf die Wanderung. Obwohl bekannt mit der Gegend, konnte er sich doch in der trüben Schneenacht nicht zurecht finden.

Er wußte weder, wo er sich befand, noch wohin er ging, und was vor Kurzem ihn noch getröstet, ja entzückt hatte, der Gedanke, im Schnee einen raschen Tod zu finden, das erfüllte ihn jetzt mit Furcht und Grausen.

Er gedachte der Freunde, mit denen er manche glückliche Nacht durchjubelt hatte, der Schönen, die er geküßt, der unglücklichen Glücklichen, die er durch seine Liebe zugleich mit sich unglücklich gemacht.

»Nur einmal noch laß mich *ihre* Augen schauen, noch einmal *ihren* süßen Mund berühren!« seufzte er, die Schneewehen durchbrechend, die der Wind schräg, wie weiß gefrorene Wellen über die Felder baute.

Das feurige Lied, das er vor wenigen Wochen gedichtet hatte, als Ehrenhold ihm für immer sein Haus verboten und den Anblick Alida's ihm entzogen, trat dem Sehnsüchtigen, von Weh Durchzuckten, von den widersprechendsten Empfindungen Erhobenen und Gepeinigten auf seine Lippen, und als könne er mit lauten heißen Worten den Schmerz in sich tödten und die sichtlich schwindenden Kräfte auf's Neue erstarken machen, declamirte er, Alida's anmuthige Gestalt sich vorzaubernd, laut diese Verse:

»Will ich Dich doch gerne meiden,
Gib mir nur noch einen Kuß,
Eh' ich sonst das letzte Leiden
Und den Ring zerbrechen muß.
Fühle doch die starken Triebe,
Und des Herzens bange Qual!
Also bitter schmeckt die Liebe,
So ein schönes Henkermahl.«

»Laß Dich etwas Bessers küssen!
Alles gönn' und wünsch' ich Dir;
Aber frag' auch Dein Gewissen!
Dieser Zeuge bleibt mir.
Lerne doch nur weiter denken,
Dürft' es Dich auch einmal reu'n?
Dürft' auch mein verstoß'nes Kränken
Deines Eh'stand's Hölle sein?«

»Sieh, die Tropfen an den Birken
Thun Dir selbst ihr Mitleid kund;
Weil verliebte Thränen wirken,
Weinen sie um unsern Bund.
Diese zährenvolle Rinden
Ritzt die Unschuld und mein Fleh'n;
Denn sie haben dem Verbinden
Und der Trennung zugesehn.«

»Dieses rührt die todten Bäume;
Dich, mein Kind, ach, rührt es nicht!
Aber daß ich mich noch säume,
Da Dein Scheiden gar nichts spricht!
Gönnt mir doch, ihr holden Lippen,
Eine kurze, gute Nacht!
Eh' der Raum an solchen Klippen
Mein Gemüthe scheitern macht.«

»Ist den Wäldern will ich irren,
Vor den Menschen will ich flieh'n.
Mit verwaisten Tauben girren,
Mit verscheuchtem Wilde zieh'n;
Bis der Gram mein Leben raube,
Bis die Kräfte sich verschrei'n,
Und dann soll ein Grab von Laube
Milder als Dein Herze sein!«

»Kann ich Dich an Treu beschämen,
Will ich noch Dein Conterfei
In dem Tod an's Herze nehmen,
Daß er recht beweglich sei.
Sieht es Niemand von den Leuten,
Sieht es doch der Himmel an,
Der Dich bei geleg'nen Zeiten

Wohl damit noch strafen kann.«

»Wirst Du einmal durch die Sträuche
Halb verirrt spazieren geh'n,
Ei, so bleib bei meiner Leiche
Nur mit andern Augen stehn!
Zeige sie dem neuen Schatze,
Der Dir das Geleite gibt,
Und vermeld' ihm auf dem Platze:
Dieser hat mich auch geliebt.«

Vor dem Irrenden zuckte ein rother Strahl auf, und machte ihn verstummen. Die poetische Begeisterung hatte Christian allen Jammer seines hoffnungslosen Lebens momentan vergessen lassen. Erhitzt, schweißtriefend, mit gefrorenem Haar stampfte er immer fort im Schnee, ohne rasch vorwärts zu kommen. Er war im Kreise herumgelaufen und sah jetzt dasselbe Kirchlein, das vor einer Stunde oder auch länger ihm links gelegen hatte, jetzt zu seiner Rechten aus der beschneiten Landschaft ragen. Weiter zur Linken aber züngelte eine rothe Flamme in die schneeige Luft, erleuchtete mit grellem Purpurschein das Land und ließ Christian unfern ein großes Gehöft, von Bäumen umragt, erkennen. Ein allein stehender Schuppen war in Brand gerathen und loderte lustig im Winde, ohne den übrigen Gebäuden Gefahr zu drohen.

Christian begrüßte diese unbedeutende Feuersbrunst als ein Zeichen, daß Gott seine Hand noch nicht ganz von

ihm abziehen wolle. Während die Glocke auf der kleinen Kirche zu bimmeln begann, um die zunächst Wohnenden zur Rettung aufzurufen, ging Christian geradeswegs auf das matt erhellte Gehöft zu.

Allein die Entfernung war größer, als er glaubte, und da er nur die gerade Richtung einzuhalten sich bemühte, so versank er oft bis über die Hüften in Schneewehen, und seine über Gebühr angestregten Kräfte verließen ihn von Minute zu Minute mehr. Körperliche Anstrengung und geistige Erschütterung wirkten jetzt zusammen, den verirrtten Dichter mit jedem Schritte dem Untergange näher zu führen.

Schon war das Feuer niedergebrannt und der Hilferuf der bimmelnden Glocke wieder verhallt. Rothbrauner Rauch nur qualmte noch matt über dem glimmenden Schutt, als Christian in einer Vertiefung kraftlos zusammenbrach.

Er hatte sich athemlos gelaufen und war trotz des scharfen Windes und des noch immer in dichten Flocken fallenden Schnee's so erhitzt, daß er eine Zeit lang ruhen mußte. Noch besaß er vollkommen seine Besinnung, aber die Ueberanstrengung seiner physischen Kräfte machte sich ihm in beängstigender Weise fühlbar. Seine Füße, anfangs kalt wie Eis, waren ihm jetzt schwer wie Klumpen, die ihm nicht selbst gehörten. Wie er sie auch bog und setzte, er fühlte sie nicht. Nicht viel besser erging es ihm mit seinem Kopfe. Er hatte eine Empfindung, als sei er ihm fest auf den Nacken geschraubt. Seine Kopfbedeckung hatte ihm der Wind entführt. Christian irrte

schon über eine Stunde lang mit bloßem Kopfe in der windigen Schneenacht umher.

»Nur eine Minute will ich verschnaufen,« sagte er zu sich, kreuzte die Hände über der schwer röchelnden Brust und lehnte sich gegen die Schneewand der Vertiefung, in die er hinabgeglitten war. Gerade vor ihm lag das Gehöft; er erkannte es an dem immer schwächer werden den fahlen Dunst, den die Brandstätte noch aushauchte.

Plötzlich röthete sich in der Richtung, wohin der Ermattete sah, der Himmel in höchst eigenthümlicher Weise. Dies wunderbare Roth, durchleuchteten Rosen vergleichbar, konnte nicht von einer neuen, größeren Feuersbrunst herrühren. Auch ein Nordlicht strahlte nicht in solchen Flammen. Es mußte eine Erscheinung sein oder der Traumgott ging vorüber an dem gequälten Dichter und der leuchtende Saum seines Gewandes streifte die Wimpern des müden Erdenpilgers.

Christian sah unverwandt in diese Helligkeit, die Alles um ihn her verklärte. Er regte sich nicht, denn er wollte nach so viel Angst und Schmerz dies Zauberbild, das so ungerufen vor ihm aufstieg, mit ganzer Seele in vollen Zügen genießen. Er fühlte sich wohl, ein Friede, wie er ihn nie gekannt hatte, zog durch sein matt klopfendes Herz. Und seltsam, während er in dies rosige Flammenmeer hineinblickte und sein Schäumen und Wallen bewunderte, sah er das Bild seines eigenen bewegten Lebens auf demselben treiben. Er konnte gar nicht zweifelhaft sein: der Steuermann mit dem befiederten Ruder war er selbst. Christian kannte sich zu gut; er war

eitel und hatte sich oft genug im Spiegel beschaut, um zu wissen, wie er aussah. Aber die Gestalt, die so bleich und ernst das sonderbare Steuer hielt, stand auf keinem Schiff. Der feurige Schweif eines bunt schillernden Drachen war es, der ihn trug, und als Segel blähten sich silberglänzende Flügel über dem Leibe des Ungethümes, und frische Mädchengesichter lachten zwischen den Flügeln und sahen ihn an mit ihren verführerisch schönen Augen. Er kannte sie alle, diese Gesichter. Er hatte mit ihnen gescherzt, gekost, getanzt! Sie hatten ihm alle gesagt, daß sie ihn liebten, daß sie ihm angehören wollten mit Leib und Seele für Zeit und Ewigkeit. Und die Betheuerungen der herzigen Kinder hatten ihm so wohlgethan, daß er Gleiches mit Gleichem vergalt!

Jetzt beugten sich die Mädchengesichter weit über den stachlichen Leib des Drachens vor, sie stürzten über Bord und mit den rosigen Wellen sich schlagend, schwammen sie zu ihm herübers. Kurze Zeit tauchten sie unter in der durchsichtigen Fluth, und wie er sie wieder erblickte, waren die Züge Aller verwandelt. Sie lachten nicht mehr, sie weinten. Manche sahen bleich aus und verkümmert, Andere saßen mit gefalteten Händen da und stierten vor sich hin, wieder Andere rauften sich verzweifelt die Haare. Eine aber schluchzte so laut, daß Christian es hören konnte. Es war Doris! ... Er wollte rufen, aber er konnte nicht! Die Stimme in seiner Brust besaß keinen Klang mehr, und ein tiefer Schmerz zitterte wie sein lauter gelender Schrei in seiner Seele! ...

Darauf erlosch nach und nach das rosige Licht und die finsterste Nacht breitete sich vor ihm aus. Nur ein Punkt leuchtete in dieser Nacht, und aus diesem Lichtknoten entwickelte sich wieder seine eigene Gestalt. Er sah sich jetzt als Wanderer, den Stab in der Hand, das schmale, leichte Bündel auf der Schulter. Alle Gegenden, die er durchwandert war, glitten in schattigem Halbdunkel an ihm vorüber. Endlich tauchten die Thürme seiner Vaterstadt auf. Die Mutter winkte ihm, schloß ihn an ihre Brust, nannte ihn mit süßen Schmeichelnamen. Es ward ihm wieder froh und leicht. Da zuckte ein rother Blitzstrahl auf ihn herab und zerriß sein Herz . . . Die Nacht verschwand, hell und warm schien die Sonne – er fühlte sich wie von Flügeln getragen, und abermals erkannte er sich ausgestreckt auf weißem Lager. Um dasselbe knieten all' seine Freunde. Auch Doris und Alida's Gestalten erkannte er. Sie lächelten ihn wieder mild und selig an. Dann öffnete sich der Himmel, wunderbare Melodien, wie Chöre der Seligen, umflutheten ihn, verhallten und verklangen in entzückenden Accorden. Eine Fülle von Rosenblättern wehte herab aus lichten Höhen, häufte sich vor ihm an und bildete die Gestalt eines Grabhügels. Nun vernahm er ein ernstes Trauerlied, wenigstens klang es ihm so. Es ward nur von zwei Stimmen monoton, melancholisch, klagend gesungen, von einer Männer- und einer Frauenstimme, und als der letzte Ton verrauschte, öffnete sich unter ihm der Boden und er sank tief, tief, unendlich tief in die Erde, aber alles Weh, das ihn gedrückt,

alle Qual, die er im Leben empfunden hatte, machte einem Gefühl der Seligkeit Platz, in die sein ganzes Dasein jubelnd ausging.

SECHSZEHNTE KAPITEL. GERETTET.

An demselben Abend kehrte der fromme Herrnhuter mit seiner Tochter Hanna aus dem Gebirge zurück. Der Sendling Zinzendorfs und der kleinen Gemeinde, für dessen Haupt der glaubensstarke Graf bereits gelten konnte, hatte seinen Auftrag erfüllt. Er wollte nun den jungen Edelmann, wo er so zuvorkommende Aufnahme gefunden hatte, nochmals besuchen und jetzt in vertrauten Gesprächen nachholen, was bei seiner ersten Einkehr durch das Zusammentreffen mit Kaplan Florian aus Klugheitsrücksichten unterbleiben mußte.

Am Fuße des hohen Bergwalles überraschte die Reisenden das Schneegestöber und hielt sie länger auf, als es ihnen lieb war. Das zarte Mädchen, obwohl von kräftiger Constitution und eine rüstige Fußgängerin, ermüdete doch früher als sonst in dem sich ballenden Schnee, und so ward ihr Vater genöthigt, die Tagereisen abzukürzen. Am letzten Tage, wo sie noch etwa vier Meilen zurückzulegen hatten, überraschte sie bei dem heftigen Wehen der Abend zu frühe. Des Weges nicht genau kundig, mußten sie ihnen Begegnende oft fragen, um die Richtung nicht zu verlieren. Dennoch kamen sie zuletzt vom Wege ab, und es wäre ihnen vielleicht schlimm ergangen, hätte der Zufall nicht die helle Fackel angezündet, die auch dem verirrtten Christian neuen Muth einflößte.

Hanna's Vater erkannte in der auflodernden Flamme eine Leuchte des Herrn, und nach Art seiner Glaubensgenossen, die in jedem Ereignisse, auch dem zufälligsten, das ganz besondere Walten der Vorsehung erblicken, stand er nicht an, für diesen Gnadenbeweis des Herrn diesem laut und inbrünstig zu danken.

Während der mährische Bruder, seine Tochter umarmend, und dadurch sie nach Kräften gegen den Wind schützend, dem Feuerscheine zuschritt, betete er laut einen Psalm, der ihm auf den vorliegenden Fall zu passen schien. Die nicht weniger bibelfeste Hanna that ein Gleiches, und so wanderten Vater und Kind voll Glaubensfreudigkeit ihre mühselige Straße durch Schnee und Wind.

Nach Beendigung ihres psalmistischen Vortrages glaubten sie unsern von sich abgebrochene Laute einer menschlichen Stimme zu hören. Der Wind führte sie ihnen zu, und da sie sich oft wiederholten, bald dumpfer, bald lauter, bisweilen sogar wie heiseres Rufen klangen, so hielt der menschenfreundliche Mann es für Pflicht, diesen unverständlichen Tönen nachzugehen. Um sich selbst zu ermutigen und falls ein Unglücklicher sich in Bedrängniß befände, diesem ein Zeichen zu geben, daß Hilfe nicht fern sei, erhoben Beide wieder ihre Stimme. Diesmal aber intonirte Evermann ein Bet- und Bußlied; denn er ging von dem Gesichtspunkte aus, daß Gott uns nur in schwere Versuchung führe, theils um unsere Glaubensstärke zu erproben, theils, um uns zu Reue und Buße unserer zahlreichen Sünden wegen zu veranlassen.

Nach wenigen Minuten gewahrten sie, schon halb von Schnee überstäubt, eine menschliche Gestalt. Daß der Ermattete, hilflos Niedergesunkene noch lebe, bewies die noch nicht entflohene Wärme seiner Brust und das krampfhaft zuckende seiner Gesichtsmuskeln. Während sie immer singend dem Verirrten sich näherten, war dessen stöhnendes Rufen immer leiser geworden und hatte zuletzt ganz aufgehört.

Evermann beugte sich über den Bewußtlosen, Hanna öffnete die Feldflasche des Vaters, in der sich ein kleiner Rest Ungarwein befand, bestrich damit die Schläfe des Armen und benetzte seine Lippen. Bald begann er sich wieder zu regen, das Bewußtsein aber stellte sich noch nicht wieder ein.

»Bitte den Heiland, meine Tochter,« sprach der fromme Mann zu Hanna, »daß er uns gnädig bleibt und nicht sterben läßt diesen armen jungen Menschen in der Wüstenei, ehe er gebeichtet hat alle seine Sünden und dafür empfangen vom Herrn Vergebung! Rufe, rufe, mein Kind, wie der Hirsch ruft nach frischem Wasser!«

Hanna gehorchte ihrem Vater. Sie begann abermals mit glockenreiner Stimme einen Choral zu singen, daß die frischen Töne des jungen Mädchens weithin über das Blachfeld hallten. Diesen Gesang vernahm ein Trupp Männer, welche sich aufgemacht hatten, um beim Löschen des Feuers thätig zu sein. Sie folgten ihm und entdeckten alsbald den barmherzigen mährischen Bruder neben der gläubig fortsingenden Tochter, wie er sich

vergeblich abmühte, den halb Erstarrten aus dem Schnee herauszuarbeiten.

Mitleidig unterstützten sie die selbst Erschöpften. Christian Günther zeigte kein Leben, obwohl dasselbe noch nicht völlig in ihm erloschen war. Die Männer standen rathlos und sahen einander unschlüssig an.

»Liebe Brüder,« sprach da der Sendling Zinzendorfs, »so Ihr ein gutes Werk thun wollt und wohlgefällig werden, dem Herrn, so nehmet diesen Verunglückten auf Eure Hände und traget ihn hinüber nach jenem Edelhofe, von dem eine Fackel aufleuchtete nach Seinem Willen, damit wir fänden die rechten Stege und entdeckten diesen armen Menschen in seinem schneeigen Bette!«

Dieser Aufforderung folgten die Männer sogleich. Christian ward, noch immer starr und bewußtlos, aufgehoben. Der mährische Bruder legte seinen eigenen Mantel um ihn, und so setzte sich der Trupp nach dem nicht mehr fernen Edelsitze in Bewegung.

Ein Hund schlug an, als die laut mit einander Sprechenden jetzt über die alte knarrende Holzbrücke schritten. Der Thorweg stand noch offen und matter Feuerschein zuckte momentan im Hofe auf. Ein paar Handspritzen waren in Thätigkeit, die glühende Asche des Stalles, dessen Strohbedachung wahrscheinlich durch verwehtes Feuer aus der nahen Schmiede in Brand gerathen war, vollends auszugießen. Außer dem zahlreichen Hofgesinde befanden sich nur noch wenige zu Hilfe geeilte Fremde auf dem Hofe.

Der Besitzer desselben, Woldemar von Raschau, sprach eben seinen Dank gegen diese aus und schüttelte ihnen die Hände, als der mährische Bruder mit seiner Tochter, und hinter diesen vier Männer mit dem erstarrten Dichter eintraten.

Woldemar ging den Ankommenden rasch entgegen. Er erkannte auf der Stelle den Sendboten des Grafen, war aber nicht wenig erstaunt, diesen in so auffallender Begleitung zurückkommen zu sehen.

»Der Herr ist's, der uns sendet, Herr Baron,« sprach Evermann. »Er hat uns gezeiget einen Findling, der sicherlich berufen ist zu großen Dingen!«

Woldemar warf einen neugierigen Blick auf den Machtlosen, der sich zu regen begann.

»Er lebt!« sprach Einer der Männer, die ihn trugen. »Er holt tief Athem!«

»Er schlägt die Augen auf!«

Sie traten in die hell erleuchtete Halle, dessen Lichtschein die schwachen Augen des zum Leben Erwachenden blendeten. Woldemar strich ihm die Haare aus dem todtenbleichen, verhärmten Gesicht.

»Günther! Christian Günther!« rief er aus, die Hände gegen seine eigene Stirn drückend. »Welch ein Wiedersehen!«

Er fand keine Worte mehr, um seine Empfindungen kund zu geben. Den verstörten Dichter in seine Arme nehmend, trug er ihn in's Zimmer und bettete ihn auf dem alterthümlichen Ledersopha an der holzgetäfelten braunen Wand, der Uebrigen nicht weiter achtend. Der

Zustand des Gefundenen, die dürftige schadhafte Kleidung, die zerrissenen Schuhe, aus denen blaue und geschwollene Füße hervorsahen, erfüllten ihn mit bangen Ahnungen. Die Nennung des Namens aber schien in Günthers träumender Seele die Lebensgeister wieder zu wecken. Sein Athem ward regelmäßiger, die Augen sahen sich verwundert um und blieben dann fest auf Woldemar gerichtet, der neben ihm kniete und die matten Schläge des wiederkehrenden Pulses zählte.

Mühsam richtete sich Christian auf. Der Ort, wo er sich befand, die Umgebung, der laut betende mährische Bruder, das feine fromme Gesicht Hanna's, die wie ein Engel des Lichts zu Füßen seines Lagers kniete: Alles dünkte ihm ein Traum zu sein.

»Günther!« sprach Woldemar auf's Neue. »Kennen Sie mich nicht mehr? Ich bin ja der Freund Ihres Freundes Paul! Schon einmal legten Sie vertrauensvoll Ihr Schicksal in meine Hände, und nun führt ein wunderbarer Zufall Sie in mein Haus, das Sie vielleicht ohne denselben noch lange nicht betreten hätten.«

»Also ein Traum nur!« lallte Günther matt, mit geschlossenen Augen wieder auf sein Lager zurücksinkend. »Ein Traum nur hat mir das Paradies gezeigt!«

Er legte beide Hände über sein Gesicht und begann heiser zu röcheln.

»Gott war sichtlich bei Ihnen, armer Freund,« sprach Woldemar tröstend. »Sie wären sonst rettungslos eine Beute des Todes geworden!«

»Der Herr ließ aufleuchten eine Feuerflamme und rufen den Verirrten in seiner Noth, damit wir nachgingen seinen Spuren und ihn erhielten dem Leben!« fiel Evermann mit salbungsvollem Tone ein.

»Ein sonderbarer, höchst sonderbarer Zufall!« sprach Woldemar.

»Eine weise Schickung des Herrn,« belehrte der mährische Bruder. »Wir sind allzumal Loose in seiner Hand, die er schüttelt und auswirft nach seinem unerforschlichen Rathschlusse, damit wir dienen nur ihm und vollziehen seinen heiligen Willen!«

»Die tiefsinnige Lehre des Grafen von der Bestimmung der Menschen in der Hand Gottes!« sagte Woldemar nachdenkend.

Er winkte den Männern, welche Günther zu ihm gebracht hatten, daß sie sich entfernen, am nächsten Morgen sich aber wieder bei ihm einfinden möchten, damit er sich für die gehabte Mühe gegen sie erkenntlich erweisen könne.

Christian verhielt sich ruhig, scheinbar gänzlich theilnahmlos. Die Hände fortwährend über sein Gesicht gebreitet, röchelte er wie ein schwer Erkrankter.

Woldemar wollte ihn durch Fragen nicht aufregen. Er gab Befehl, ein wohnliches Zimmer für ihn herzurichten und zeigte ihm in jeder Hinsicht die hingebendste Theilnahme eines Freundes.

Als er sich allein sah mit dem kranken, körperlich gebrochenen Dichter und dem Sendlinge Zinzendorfs, reichte er dem Letzterem die Hand, indem er sprach:

»Nachbar im Geist, ich dank Euch! Es ist Euch, glaub' ich, in dieser merkwürdigen Nacht gelungen, den Lehren Eures großmüthigen Beschützers einen aufrichtigen Anhänger zu gewinnen.«

Christian stieß einen tiefen Seufzer aus. Evermann aber reichte Woldemar seine Linke, legte die Rechte sanft auf das Haupt des entkräfteten Dichters und sagte:

»Wen der Herr lieb hat, den züchtiget er, und wer berufen ist, seinen Namen zu verkündigen und zu wirken für seinen Ruhm, den errettet er aus Schnee und Eis, aus Wasserfluthen und Feuerflammen! Darum sei Er gepriesen und gelobet immerdar und in allen Landen!«

Der fromme Mann beugte in Demuth seine Knie. Hanna folgte ihm, und als beide mit lauter Stimme einen Psalm zu beten begannen, der Ergebung und Hingabe an die allwaltende Macht Gottes athmete, ward Woldemar von der Gewalt dieser Glaubensinnigkeit dergestalt ergriffen, daß er in leisem Tone mit einstimmte und über diesem Gebet zeitweise selbst den unglücklichen Mann vergaß, den ein unerforschliches Schicksal oder eine höhere Macht ihm zugeführt hatte, damit er ihn schütze vor den Menschen, vor sich selbst und vor seinen Leidenschaften.

DRITTES BUCH. SCHULD UND INTRIGUE.

ERSTES KAPITEL. WEIHNACHTEN IN HAUS UND HÜTTE.

Der Weihnachtsmarkt in Leipzig war sehr stark besucht. Zwischen den hell erleuchteten Budenreihen schob sich eine dicht gedrängte Menschenmasse fort, die mehr sehen, als kaufen wollte. Am meisten Abgang fanden noch die mit buntem Papier ausgeputzten pyramidenförmigen Weihnachtsbäume, auf deren Spitze nicht selten ein Engel aus Flittergold an schwankem Drathe schwebte. Weder der rauhe Wind noch das leichte Schneegestöber, das schon den ganzen Tag über angehalten und die Straßen mit mehligem Eisstaub bedeckt hatte, konnte die Schaulustigen, unter denen Kinder und junge Mädchen in Menge vorhanden waren, verscheuchen. Erst um die achte Abendstunde, als in den meisten Häusern die Fenster sich von vielen Lichtern zu erhellen begannen, so daß alsbald die Straßen illuminirt zu sein schienen, verlor sich nach und nach die gaffende Menge. Es war Zeit für Alle, den Heimweg anzutreten, denn man durfte erwarten, daß überall während der Besichtigung des Weihnachtsmarktes der ›heilige Christ‹ eingekehrt und Jedem nach Verdienst etwas Angenehmes oder Nützliches ›bescheert‹ haben werde.

Auch im Ehrenhold'schen Hause hatte man rechtzeitig Anstalten zur Bescheerung getroffen. Der wohlhabende Papierhändler ließ sich zu Weihnachten gern sehen. Von Natur sparsam, pflegte er an diesem fröhlichen Feste freigebig, ja nach Umständen sogar überaus splendid

zu sein. Bei ihm ging Niemand, der in seinem Geschäft zu thun hatte oder in irgend einer näheren Beziehung zu ihm stand, leer aus. Jeder Commis erhielt ein ansehnliches Geldgeschenk, und diejenigen, welche das Glück hatten, Ehrenhold's Gunst oder Vertrauen sich zu gewinnen, wurden gewiß auf's Angenehmste überrascht. Nur besaß Ehrenhold die Eigenheit, daß er Keinem den Eintritt in seine Familie gestattete. Um dies zu vermeiden, ward zweimal am Weihnachtsabende bescheert. Zuerst empfangen die von ihm abhängigen Personen die für sie bestimmten Gaben in einem geräumigen Zimmer. Hier brannte ein Tannen- oder Christbaum, der jedoch keinerlei Verzierung trug. Auch ward das Zimmer nie geheizt, selbst wenn die Kälte sehr empfindlich war. Ehrenhold hatte dabei einen besondern Zweck, den er vollständig erreichte.

Er wollte die Beschenkten durch den unerquicklichen Aufenthalt im eisig-kalten Zimmer nöthigen, nur kurze Zeit bei ihm zu verweilen. Wäre das Zimmer angenehm durchwärmt gewesen, so würde höchst wahrscheinlich Mancher länger geblieben sein, als es Ehrenhold paßte, die Kälte aber verscheuchte Jeden, sobald er sein Theil empfangen und dem Prinzipal dafür pflichtschuldigst Dank gesagt hatte.

Madame Ehrenhold erschien nur auf sehr kurze Zeit bei dieser ›Dienstbotenbescheerung‹ wie man sagte. Ganz wegbleiben konnte sie nicht, weil man ihr dies als Stolz ausgelegt und nicht so leicht verziehen haben würde. Ihr Kommen aber hatte für die Beschenkten durch das

freundlich-milde Lächeln, mit welchem sie die Versammelten regelmäßig beglückte, etwas Erfrischendes. Es milderte den kalten Ernst ihres Gatten, der selten lächelte, und der an solchem Festtage sich etwas von seiner Würde zu vergeben glaubte, wenn er die von ihm Abhängigen mit herablassender Freundlichkeit behandelte. Gerade da, wo er gab, aus freiem Antriebe Andere beschenkte, ließ er mehr denn je den gebietenden Herrn durchblicken, um Jedem zu zeigen, daß er allein zu befehlen habe, allen Uebrigen aber das Gehorchen zukäme.

Diese ›Dienstbotenbescheerung‹ war glücklich überstanden, und Ehrenhold trat jetzt an der Seite seiner Gattin in das wohl durchwärmte Familienzimmer. Hier stand bereits ein breiter Tisch in Bereitschaft, um die Geschenke aufzunehmen, welche die Tochter des Hauses erhalten sollte. Den Christbaum hatte Madame Ehrenhold mit eigener Hand ausgeputzt, und wir müssen sagen, sie hatte sich ersichtlich Mühe gegeben, ihn eben so auffallend, als geschmackvoll zu verzieren. Ehrenhold ließ einen prüfenden Blick darauf fallen und spendete seiner braven Hausfrau wohlverdiente Lobsprüche. Ein Seufzer nur antwortete ihm.

»Du unterfängest Dich zu seufzen, während ich froh bewegt laut zugestehe, daß Du Deine Sachen gar brav gemacht hast?« sagte Ehrenhold verwundert. »Kann mir nicht gefallen, mein Kind!«

»Mein werther Ehrenhold,« versetzte diese, »ich seufze, weil diesem so heiteren Feste bei uns doch die Freude fehlen wird.«

»Alberne Einbildungen!« rief der Papierhändler. »Hab' ich etwa geknausert, obwohlen mir dazu genugsame Veranlassung gegeben worden ist? – Nein, ich bin freigebiger gewesen, denn sonst, und weil ich für mein gutes Geld nicht trübe Gesichter und verweinte Augen sehen mag, so bitte ich mir aus, daß man das Seufzen nachlässet und sich anschicket, wie eine christlich ehrbare Hausfrau! Auch Dich habe ich nicht vergessen, Adele,« fügte er mit steifer Zärtlichkeit hinzu, seinen Arm um die etwas sehr starke Taille der Gattin legend, »und so Du, was ich bisher glaubte, ein genügsames Gemüth hast, wirst Du mit mir und meiner Liebesgabe wohl zufrieden sein können.«

Adele legte ihr Haupt an Ehrenhold's Schulter. Sie seufzte nicht, nur ein paar Thränen drängten sich verstohlen durch ihre Wimpern.

»Du bist gut und brav, Ehrenhold, ich weiß es,« erwiderte sie, »und Du meinst es immer besser, als es bisweilen den Anschein haben mag, dennoch –«

»Dennoch?«

»Kann eine Mutter sich freuen, wenn sie bemerken muß, daß ihr einziges Kind sichtlich verblüht?«

Ehrenhold schüttelte stirnrunzelnd sein Haupt, daß der Puder von dem Gelock der höchst stattlichen Perücke abflog.

»Mich dünket, unser Kind sieht anitzo viel rarer und vornehmer aus, denn ehedem,« sagte er. »Ich fand wenigstens immer, daß ihre Bäcklein zu roth waren, gleichsam als wäre sie gemeinem Stande entsprossen. Dahingegen ist sie anitzo in ihrer melirten Bläßlichkeit von wahrhaft adliger Importance, also, daß ich selbst mein Auge gern an ihrem Antlitze weiden mag.«

»Sie ist krank und leidet!«

»Weil es sie amüsirt!«

»Ehrenhold!« rief Adele. »Weinet ein Mädchen von achtzehn Jahren, wenn es glücklich ist?«

»Sie hat aber keinen Grund, unglücklich zu sein und zu weinen.«

»Du kennst den Grund wohl.«

»Nein!«

»Weil Du nicht willst!«

»Ich hab' ihn vergessen.«

»Vergessen ist gut, wenn aber das Herz dabei bricht?«

»Frau!« rief Ehrenhold und richtete sich hoch auf, »verdirb mir nicht den ganzen heiligen Abend mit unnützen und thörichten Redensarten! Es ist mir sauer genug angekommen, dem Gedanken Raum zu geben, daß meine Tochter sich selbst erniedrigen könne, ich will, nun ich sie wieder aufgehoben habe mit meinen Armen aus der Grube, in die sie kopfüber gestürzt war, nichts weiter hören von Schmerzen und Klagen, vielmehr verlange ich von ihr, daß sie in sich gehe, sich zusammennehme, und sich und ihr Herz vor fernerm Schaden bewahre!«

»Ich fürchte, Alida überwindet diesen Schlag nie, nie!« versetzte Adele. »Sie ist zu zart von Gemüth, und nun so unglücklich, so verlassen!«

»Unsere Geschenke werden sie erheitern,« sagte Ehrenhold. »Ich habe dem thörichten Kinde verziehen und bin weit entfernt, ihr die Thorheit verblendeter Leidenschaft nachzutragen. Allein man hat darauf zu achten, daß sie keinen Rückfall bekommt, und aus diesem Grunde hielt ich es für Pflicht, der Bethörten nicht zu verheimlichen, von welch sauberem Gesellen sie sich hatte umgarnen und nahezu gefangen nehmen lassen.«

Bei dieser Bemerkung mußte Madame Ehrenhold abermals wider Willen seufzen.

»Und wenn Du betrogen bist?« sprach sie. »Still, Ehrenhold, höre mich an! Ich will den Mann, dessen Namen zu nennen Du verboten hast, nicht vertheidigen! Auch ich zürne ihm, denn er hat mich beleidigt, wie Dich; daß Du ihn aber nie mehr vor Dich ließest, daß Du keinen seiner Briefe annahmst, daß Du nur denen Gehör schenkest, die ihn verkleinerten, herabsetzten, verleumdeten; das war weder recht noch klug, Ehrenhold, und wahrlich, das kann uns Allen noch schweres Leid zufügen!«

»Er ist ein verlorener Mensch,« sagte der Papierhändler kalt.

»Er wird es leider werden, ist es vielleicht schon jetzt!« erwiderte seine Frau. »Etwas mehr Milde hätte ihn aber retten können!«

»Wolltest Du, daß man mit Fingern auf uns zeigte, wenn es hieß –«

»Nichts, Ehrenhold, nichts davon! Aber Deine Härte hat ihn in's Elend gejagt. Paul von Podelwitz –«

»Ist selbst von diesem unseligen Menschen getäuscht worden!«

»Ich habe seine Worte anders gedeutet.«

»Anders gedeutet!« rief Ehrenhold. »Was war denn da überhaupt zu deuten! Hat er uns nicht selbst geklagt, freilich in sehr unverständlicher Weise, wie schwer der – Mensch sich auch gegen Andere vergangen? Und solchen Lotterbuben sollte ich noch einmal Zutritt in mein Haus verstatten? Lieber ja sähe ich es, daß mein Kind einer ansteckenden Krankheit erläge, als daß sie zu Grunde ginge an der Gewissenlosigkeit dieses eingebildeten Herumtreibers!«

Der Papierhändler war heftig geworden. Madame Ehrenhold sah ein, daß eine Fortsetzung des Gespräches keinen Erfolg haben werde, und um den steifnackigen Gatten nicht zu erzürnen, wodurch die ohnehin schon üble Lage des Hauses nicht gebessert werden konnte, brach sie ab. Sie legte sanft ihre Hand auf ihres Mannes Schulter, blickte ihn mit ihren gutmüthigen Augen wohlthuend und vertrauensvoll an und sagte:

»Mein lieber Ehrenhold, laß uns nicht verzagen, sondern vertrauen und hoffen! Unser Kind sitzt einsam auf ihrem Zimmer. Die Stunde der Bescheerung hat längst schon geschlagen, und wenn sie gegenüber das Gefunkel der angezündeten Weihnachtsbäume sieht und es klopft

doch kein Finger an ihre Thür, um sie zu rufen zum fröhlichen Feste, wird sie nur trauriger werden, und sich Gedanken hingeben, die ihr verderblich werden können . . . Du hast Dich einmal selbst besiegt, Ehrenhold, wie ich das an Dir immer gewohnt bin, Alida ist ihre Unüberlegtheit verziehen; beweise ihr nun auch, daß Du ihr wieder der treu sorgende, gütige Vater bist, den sie von Jugend auf an Dir besessen hat!«

Ehrenhgd fühlte sich durch diese sanft zuredenden Worte seiner klug besonnenen Frau sehr geschmeichelt. Adele sprach es offen aus, daß er sich selbst besiegt habe, es mußte deshalb ja auch wahr sein. Denn wenn seine Frau auch nicht immer ganz mit seinen Ansichten harmonirte, auf einer Unwahrheit hatte er sie doch in seiner mehr als zwanzigjährigen Ehe noch niemals ertappt. Bezaubert von Blick und Wort, umarmte er mit vieler Würde die brave Lebensgefährtin, küßte ihre Stirn und sprach:

»So lasse es denn licht werden, mein Kind, und uns zuwenden heitern Gedanken und frohen Gefühlen! Derweilen Du den Baum anzündest und die sieben Sachen malerisch aufstellst, also, daß sie verlockend in's Auge fallen, will ich selbst das Mägdelein herabholen von ihrer Stube und sie Dir zuführen unter freundlicher Zusage.«

Damit entfernte sich der würdige Hausherr. Adele entzündete die Lichter auf dem von ihr selbst geschmückten Tannenbaum, breitete schimmernde Roben auf weiß überdecktem Tische aus, fügte dazu mancherlei zierliche Kleinigkeiten, an denen junge Mädchenherzen sich

wohl erfreuen können, und legte zuletzt ein schön eingebundenes Buch daneben, damit auch der Geist nicht leer ausgehe; Sie überblickte eben mit zufriedennem Lächeln den anziehenden Aufbau, als Ehrenhold anklopfte und die Thür behutsam öffnete, indem er fragte:

»Dürfen wir kommen?«

Madame Ehrenhold winkte, und ging Vater und Tochter heiter entgegen.

Alida, leicht auf den Arm des Vaters gelehnt, trat in das jetzt von zahlreichen Lichtern prächtig erhellte Familienzimmer. Sie hatte sich sehr verändert in den letzten Wochen. Die Rosen auf ihren weich gerundeten Wangen waren verblüht, ihre stets fröhlich lachenden wunderschönen Augen hatten jenen blitzenden Glanz verloren, der Jeden bezaubern mußte. Um den fein geschnittenen Mund lag ein Zug tiefer Wehmuth, wie ihn anhaltendes Weinen wohl zu erzeugen pflegt. Das junge Mädchen lehnte auf dem Arm des jetzt wieder recht zufrieden um sich blickenden Vaters, als wäre es von langer, schwerer Körperanstrengung ganz ermüdet. Mehr ein schmerzliches als glückliches Lächeln spielte um ihre noch immer vollen und frischen Lippen, und während sie zerstreut dem Vater zuhörte, der in gewohnter Weise eine ermahnende Rede anhub, um der Tochter die Wichtigkeit und den großen Werth des Weihnachtsfestes an's Herz zu legen, hafteten Alida's Blicke mehr zerstreut als neugierig auf den unter dem Baume ausgebreiteten Gaben älterer Liebe.

Als der Vater seinen Sermon geendet hatte und nun die Tochter mit den Worten:

»So sei denn zufrieden und freue Dich, wie es gut gerathenen Kindern gebühret,« an den Tisch geleitete, beugte sie dankend ihr Haupt, um zuerst dem Vater, dann der Mutter ehrfurchtsvoll die Hand zu küssen.

Alida gab sich nach Kräften Mühe, der Aufforderung ihres Vaters nachzukommen, und da sie Zeit genug gehabt hatte, in der Abgeschlossenheit der letzten Wochen die Kunst der Selbstbeherrschung zu üben, so gelang es ihr, die Maske äußerlichen Frohsinns anzulegen. Wie es in ihrem Innern aussah, ob hier nagende Schmerzen sie peinigten und die Furcht vor dem Zukünftigen ihre Seele mit Bildern der Angst und des Entsetzens erfüllte, das freilich konnte dem lächelnden Mädchen selbst ein geübter Herzenskündiger nicht ansehen. Graziös und geräuschlos wie eine Sylphide schwebte sie von Stuhl zu Tisch, betrachtete mit anscheinend glücklichem Lächeln die kostbare Ballrobe, die Krone aller Gaben, ließ die neuen mit werthvollen Steinen geschmückten Ohrringe modernster Fassung im Glanz der Lichter spielen, und hüpfte dann zum Spiegel, um sie anzupassen und das feine Köpfchen kokett graziös mit dem verschönernden Schmucke zu wiegen.

So gelang es Alida vollkommen, die Aeltern über ihre Seelenstimmung zu beruhigen. Ehrenhold war glücklich und zufriedengestellt. Er nahm seine Frau bei Seite und flüsterte ihr zu:

»Meine Kur hat angeschlagen. Wie könnte es auch anders sein! Mädchen bleiben immer leicht zu berückende Geschöpfe, die sich heute von eines jungen Mannes feurigem Blicke, und morgen von einer anmuthig geschlungenen Bandschleife den unklaren Kopf verdrehen lassen. Darum hat die Weisheit des Schöpfers auch die wohlthätige Einrichtung getroffen, daß das Femininum dem Masculino jederzeit untergeordnet werde, nur freilich ist es demzufolge auch Pflicht derer Aeltern, daß sie aus Liebe zu ihren Kindern jeglichem Feminino ein Masculinum aussuchen, welches durch Natur und Bildung die Fähigkeit besitzt, die herumfahrende Windfahne eines gefallsüchtigen Mädchenköpfchens, ohne daß es auffällig erscheint, weisheitsvoll zu regieren.«

Madame Ehrenhold schwieg zu dieser Doctrin ihres wieder ganz beruhigten Gatten, der in diesem Schweigen mit Befriedigung jenes harmonische Einssein der Seelen erkannte, welches den festesten Kitt zu einer glücklichen Ehe abgibt. –

Während so im Hause des vermögenden Papierhändlers der Weihnachtsabend äußerlich froh begangen wurde, und durch die reichen Gaben Ehrenhold's die schmerzenden Wunden seiner Tochter sich anscheinend rasch schlossen, beschenkte dies fröhliche Fest eine andere Familie nur mit neuen Sorgen und schwerem Kummer.

Doris, Christian's unglückliche Braut, war schon lange leidend. Angestrengte Arbeit und die aufreibende Angst,

welche sie nie mehr verließ, hatten ihre Kräfte gebrochen. Sie mußte im Hause bleiben, dessen verschlossene Luft ihrem Befinden nicht zusagte. Die Großmutter, die sie bisher durch Vorwürfe nicht belästigt hatte, zeigte sich jetzt weniger freundlich. Sie sprach zwar viel und nicht eben untheilnehmend mit ihrer Enkelin, trotzdem aber peinigte sie das arme verlassene Mädchen mit ihren Gesprächen. Seit nämlich die alte, in sehr beschränkten Verhältnissen sich bewegende Frau die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß Christian Günther ein mittelloser Mann sei und auch keine Aussicht habe, alsbald zu einer Stellung zu gelangen, die ihm ausreichenden Unterhalt und bürgerliche Ehre eintragen werde, war sie auf den Verschwundenen sehr übel zu sprechen. Es verdroß sie offenbar, daß der übermüthige, kecke und gerade in diesem kecken Uebermuthe liebenswürdige junge Mann ihr reiferes Urtheil gefangen genommen hatte. Nach Art halbgebildeter Leute, die sich selbst gern für klug halten, wollte sie die Schuld der Verwirrungen nicht tragen, die mit Christian's Eintritt in ihre früher so zufriedene Häuslichkeit über diese hereingebrochen waren. Was die Großmutter damals billigte und gern sah, wozu sie ihre Einwilligung, wenn nicht laut, doch schweigend gab; und was sie in ihrer Beschränktheit für eine große Ehre hielt, die ihrem Hause widerfahre; daraus machte sie, nun Alles anders gekommen war, als sie vermuthete, ihrer Enkelin ein Verbrechen. Sie schalt Doris nicht direkt,

aber sie folterte das ohnehin schon genug zu beklagende Mädchen durch unablässige Nergeleien. Diese kleidete sie in die Form von Rathschlägen und Vorschriften, die zu Anfange der Bekanntschaft der beiden jungen Leute sehr am Platze gewesen wären.

»Du warst viel zu freigebig mit Deiner Zärtlichkeit,« pflegte die von guten Lehren förmlich übersprudelnde alte Frau zu Doris zu sagen. »Wenn man jung ist, mein Kind, und ein hübsches Lärvchen besitzt, muß man seine Augen überall haben, sie aber nie lange auf einem Gegenstande ruhen lassen. Wer das thut, der gibt sich immer eine Blöße, und alle junge Mannsleute haben's in der Art, solche Blößen auf der Stelle zu benutzen. Das ist der alte Adam, der in den Männern steckt, und den sie eben so wenig los werden, wie wir die Erbschaft unserer Stammutter Eva, die Eitelkeit, die uns die bösen Männer immer zum Vorwurfe machen, am meisten dann, wenn sie für sich Gewinn davon haben: ... Es lebt kein Mann, mein Kind, der von Grund des Herzens viel taugt. Tauglich werden sie erst durch uns. Darum darf man keinem unbedingt trauen. Das hast Du nicht bedacht, mein Kind, und darum läßt er dich nun sitzen!«

In dieser Weise konnte die Großmutter Stunden lang mit Doris plaudern, die vor Angst beinahe verging. Jedes Wort war ein Dolchstich in das Herz des verlassenem Mädchens. Mit jeder solcher Weisheitslehre bröckelte ein Stück des schmalen Brettes, auf welchem Doris wie eine Träumende über dem Chaos des Lebens fort schwankte, ab, und machte es schmaler und immer schmaler. Und

doch mußte sie schweigen und dulden! – Die Großmutter hatte ja Recht, so fürchterlich Recht! Sie war Christian mit hingebendster Zärtlichkeit entgegengekommen; sie hatte ihre Gefühle nie verheimlicht, und ihm gern, unter dem beseligendsten Herzklopfen, gestanden, daß sie ihn liebe, ihn ewig lieben werde, und ihm bis an's Ende der Tage mit Leib und Seele angehören wolle! . . . Sie konnte nicht begreifen, daß sie unrecht gehandelt habe; sie vermochte trotz des Elends, das fast über ihr zusammenschlug, nicht einzusehen, wie sie anders hätte verfahren sollen! . . . Sie liebte, liebte wahr, treu, von ganzer Seele! Konnte die Liebe rechnen und feilschen? . . . Wie wäre es ihr möglich gewesen, an Christians Neigung und Treue zu zweifeln, wenn sie neben ihm saß, sein Feuerauge in ihre Seele brannte und die zärtlichsten Gedichte von seiner Lippe berückend und beseligend in ihr Herz träufelten? . . . Konnte sie den reichbegabten Mann mit gleichgültigen Augen betrachten, wenn er an lauen Frühlingsabenden mit ihr Arm in Arm durch die grüne Waldung streifte, sich neben ihr am abschüssigen Ufer der Elster unter der schlanken Trauerbirke niederließ, und hier bei herzerquickenden Gesprächen die Sonne untergehen sah, die beim Scheiden Wald, Wiese und Fluß mit purpurnem Hauch überschleierte? In so glücklichen und Doris unvergeßlichen Stunden war es, wo er ihren und seinen Namen mit scharfem Federmesser in die Rinde der Birke schnitt, die Form eines Herzens darum zog und ihr unter feurigen Küssen zuschwur, daß sie sein Weib sein sollte! . . . Sie glaubte diesen Schwüren, und weil

sie glaubte, vertraute sie Christian mehr als jedem Andern. Einmal nur fuhr kältend ein jäher Schreck durch ihr Herz. Christian hatte versprochen, sie abzuholen, um am Johannistage mit ihr und der Großmutter spazieren zu gehen. Der Tag war heiter und die halbe Bevölkerung der überaus belebten Stadt gab sich dem Vergnügen hin. Doris kleidete sich sorgfältig und geschmackvoll an. Sie hatte dem Geliebten längst schon alle kleinen Liebhabereien in Bezug auf Kleidung abgelauscht, und wußte ganz genau, in welchen Farben sie ihm am besten gefiel, welcher Hut seinem Geschmacke vornehmlich zusagte, wie sie ihr reiches Haar ordnen mußte, um dem Geliebten ein beifälliges Lächeln zu entlocken, das sie selbst wieder hoch beglückte. Als Doris ihre Toilette beendet hatte, mußte sie sich gestehen, daß sie wirklich ganz allerliebste aussehe und wohl einem jungen Manne gefallen könne. Auch die Großmutter mochte gleicher Ansicht sein, denn sie lobte den feinen Geschmack der Enkelin, und sagte mit einer Schalkhaftigkeit, die der alten Frau recht gut stand:

»Das hast Du Deinem Mediciner abgelauscht! Ja, ja, es ist ein Mann von feinem Takt, und so zuvorkommend, so aufmerksam! Welcher andere junge Mann schenkt einer alten Frau ein paar so schöne Handschuhe, wie Herr Günther mir neulich mit einem schönen Reimspruche verehrt hat!«

Doris wollte die Brust vor Seligkeit zerspringen bei dieser Bemerkung der Großmutter. Sie betrachtete sich noch einmal wohlgefällig im Spiegel, sah nach der alten Uhr

an der Wand und setzte sich, heitern und schwärmerischen Gedanken künftigen Glückes nachhängend, nieder, die Hände müssig in den Schooß legend, um den Geliebten zu erwarten.

Die anberaumte Zeit aber verging und Günther kam nicht. Doris hatte indeß kein Arg; sie blieb geduldig und hoffnungsvoll sitzen, fest überzeugt, ihr Geliebter, den sie schon seit Wochen für ihren Verlobten ansah, sei durch Zufall abgehalten worden. Er hatte ja immer Wort gehalten und nie etwas versprochen, was er später nicht auch erfüllte. Ahnungslos sah sie die Zeit verschwinden. Alle Nachbarn waren längst schon ausgegangen, die Straße ward stiller und stiller, Günther aber ließ sich nicht blicken.

Da gab sie endlich dem Drängen der Großmutter nach, die nicht länger zu warten gewillt war und deren scherzhafte Aeüßerung über die Unzuverlässigkeit der Männer sie beinahe übel nahm.

In der Hoffnung, dem Verspäteten – denn nur durch zufälliges Verspäten ließ sich Christians Ausbleiben erklären – zu begegnen, verfügte sich Doris mit ihrer Großmutter auf die gewühlvolle Promenade. Sie umwandelten die ganze Stadt und Doris versäumte nicht, ihr weittragendes Auge überall hin zu versenden. Dennoch entdeckte sie den Geliebten nicht.

Zum ersten Male fühlte sie ein schmerzliches Unbehagen. Es war nicht Angst, auch nicht Verdruß, denn Doris glaubte dem auserwählten Freunde ihrer Seele noch

unbedingt, aber die Ahnung, daß auch die beseligendste Liebe nicht immer und ohne alle Unterbrechung beglücke, kam doch über das hoffende Kind. Eine unklare und doch unwiderstehliche Sehnsucht zog sie nach dem Rosenthale. Dort mußte sie den Geliebten finden; denn sie wußte, daß er die grünen Schatten dieses rauschenden Eichenwaldes mit dem üppigen Unterholze liebte und häufig einsam darin lustwandelte. Die abmahnenden Worte der Großmutter, die umzukehren Miene machte, verhallten unbeachtet an ihrem Ohr. Doris zeigte sich eigenwillig und bog ein in die Waldung, um jenem Lieblingsorte Günthers zuzusteuern. Aber auch hier fand sie den Geliebten nicht. Nur Spuren eines Besuches entdeckte sie im niedergetretenen Grase. Sollte Christian sie hier gesucht haben? Es wäre ja möglich gewesen, wenn er bald nach ihrem Weggange vom Hause sie abzuholen gekommen! ... Angstvoll klopfte das Herz des liebenden Mädchens. Ihr Blick fiel auf den Birkenstamm, auf das Herz mit den beiden Namen. Aber was war das! ... Gerade über dem Herzen waren zwei neue Namenszüge eingegraben, und zwar erst vor Kurzem! Die Wunden in der Birke waren noch ganz frisch und schienen von derselben Hand herzurühren. Oben sah man, etwas verschnörkelt, ein A, gerade darunter ein C, das indeß absichtlich so in die Rinde geschnitten zu sein schien, daß man es auch für ein G halten konnte. –

Die ermüdete Großmutter trieb zum Aufbruch. Auf dem still murmelnden Flusse lagerte sich bereits leichter Nebel und die Abendluft strich feucht und kühlend durch

das Gebüsch. Doris folgte der Drängenden. Sie war sehr still geworden und schritt träumerisch neben ihr fort, ohne irgend eines Vorübergehenden zu achten. Auch auf dem Heimwege begegnete ihnen Günther nicht. Doris kam sich verlassen, moralisch gebrochen vor. Sie zitterte zum ersten Male, wenn sie an die Möglichkeit dachte, Günther könne aufhören, sie zu lieben! Unter Thränen entschlummerte die Geängstete und im Traume sah sie immer die Trauerbirke mit ihrem zur Erde herabhängenden feinen Gezweig, und aus den eingeschnittenen Namenszügen rieselten schwere, feurige Thränen, die am Fusse desselben eine Lache bildeten und seine Wurzeln wie mit Blut umflossen.

Mehr denn einmal gedachte Doris später dieses Spazierganges, und so oft der mit ihrem und seinem Namen gezeichnete Baum vor ihre Seele trat, legte sich Eiskälte um ihr Herz. Günther hatte damals drei volle Tage nicht nach ihr gefragt, und als er endlich wieder kam, fand sie ihn in Blick, Wort und Benehmen eigenthümlich verändert. Sie verhehlte ihm dies nicht, aber er hatte so viele und triftige Entschuldigungen, daß sie verstummen mußte. Auch ertrug er wenig Widerspruch. Sobald er nur ein Fältchen von Mißtrauen in Doris Herzen entdeckte oder zu entdecken glaubte, brauste er auf, ward maßlos heftig und vermehrte nur die Unruhe der Geliebten durch grollende Worte, die seinem Schicksal galten, das er hart, grausam, unverdient nannte!

Solche Ausbrüche eines cholerisch-sanguinischen Temperamentes schüchtern Doris ein und machten sie immer befangener. Sie wagte keine Frage an ihn zu richten, die ihn aufbringen oder verletzen konnte, und so beobachtete sie denn auch das tiefste Stillschweigen in Bezug auf die verfänglichen Namenszüge in der Birkenrinde, die ihr so großes Weh bereitet hatten. Absichtlich mied sie von jenem Tage an den Ort, und – war es nun Absicht oder Zufall – auch Günther geleitete sie auf späteren Spaziergängen nie wieder an den von ihm früher doch so gepriesenen und so oft besuchten Versteck im stillen, grünen Walde. –

Eine schwere, trübe Zeit lag hinter der Großmutter und ihrer Enkelin, leider aber waren die Aussichten in die Zukunft nicht lichter. Doris harrete nach des Dichters plötzlicher Abreise von einem Tage zum andern auf Antwort. Sie war auf Alles gefaßt, denn sie mußte sich es selbst sagen, daß die glücklichsten Stunden ihres Lebens für sie vorüber seien. Nur Gewißheit wünschte sie, und es war doch sicherlich verzeihlich, daß die Verlassene den Himmel anflehte, er möge so gnädig und barmherzig sein, diese Gewißheit ihr nicht länger vorzuenthalten.

Günther aber war und blieb verschwunden. Er war es für sie, wie für seine Freunde. Niemand hatte Kunde von ihm. Ob er noch lebte, ob er umgekommen sei oder irgendwo bei stockfremden Menschen unter Krankheit und im Elend verkümmere, wer konnte darüber Auskunft geben! – Ach, und das Schrecklichste war, daß außer der

armen Doris und der näheren Freunde des verschwundenen Dichters keine Seele seiner mehr gedachte! So lange seine jugendfrischen Lieder, seine scherzhaften Arien, seine beißenden, rücksichtslosen Satyren in Gestalt fliegender Blätter von Hand zu Hand gingen, da lebte er, da war er Allen gegenwärtig. Mit dem Verstummen seiner Leyer war er vergessen, verschollen. Und vielleicht gab es Viele, die sich seines Verschwindens freuten, die sehr zufrieden waren, daß er ihnen nicht mehr begegnete! Ein Unglücklicher wird den meisten Glücklichen immer unbequem! . . .

Doris gab dennoch weder die Hoffnung noch den Muth ganz auf. Das hohe, heilige Fest, das so nahe bevorstand, konnte ja Entscheidung und Beruhigung bringen. Christian liebte Ueberraschungen, das wußte sie, und wenn nur ein matt glimmendes Fünkchen von Liebe noch in seinem Herzen auf- und abgaukelte, und die Abgründe und Risse desselben trüb beleuchtete, so konnte er dies Fest nicht vorübergehen lassen, ohne ihrer zu gedenken.

»Ein Brief, ein Gruß von ihm wird mein Weihnachtsgeschenk sein!« sprach Doris gläubig am Abend jedes kummervoll durchlebten Tages, und aus diesem beruhigenden Gedanken schöpfte sie Muth zum Leben für den nächsten Tag.

Nun war der ersehnte Tag gekommen! Allerwärts flimmerten die Christbäume, in allen Häusern jubelten glückliche Kinder. Alle Welt that sich gütlich und nahm Theil an der Freude, die heute über den ganzen Erdkreis wie ein Friedensengel ihre beglückenden Fittige ausbreitete.

Nur Doris konnte sich nicht freuen! . . . Ihr ward das Herz immer schwerer; mit jedem Perpendickelschlag der Uhr hing sich eine neue, größere Last daran. Es kam kein Brief, kein Geschenk für sie, und das enge Hinterzimmer, wo nur die kleine Lampe brannte, erhellte kein von Lichtern bedeckter Tannenbaum!

Die Großmutter war, nachdem sie in alter Weise Vorschriften wiederholt hatte, die unter den gegebenen Verhältnissen der Enkelin nicht mehr frommen konnten, eingeschlafen. Sie lächelte und sprach im Traume, ein Zeichen, daß sie glücklich war. Doris hütete sich wohl, sie zu wecken.

»Er hat mich vergessen, ganz vergessen,« sprach sie grübelnd, »und ich, ich kann und darf ihn nicht vergessen!«

Fröstelnd schüttelte sie sich und ihre bleich gewordenen Lippen zitterten. Sie stand auf, ihre tiefliegenden Augen irrten, wie hilfesuchend durch's Zimmer, die magern Hände falteten sich, aber sie betete nicht, sie rang sie im heißen, wilden Schmerze, der Seele und Leib gleichzeitig erfaßte.

»Er will mich doch beschenken zum heiligen Abend!« wimmerte sie jetzt und glitt nieder auf die Diele, um den Schmerz austoben zu lassen, der ihr Gebein durchzitterte.

»Christian, mein Christian!« rief sie dann weinend. »Kannst Du denn ruhig sein, wenn mein Bild auf Seufzern der Angst und Liebe vor Deine Seele tritt? . . . Höre mich, Christian! Höre Dein Weib, das aus unendlicher

Liebe zu Dir vergeht! . . . Du bist mir nahe . . . Du bist um mich und in mir! . . . Dein bin ich jetzt, wie immer, Dein mehr als sonst, denn . . . «

Sie verstummte – draußen regte sich sich etwas . . . Verstört erhob sich das von Schmerzen gefolterte Mädchen. Ihr Aussehen war entsetzlich. Unordentlich hing das reiche goldblonde Haar um die eingesunkenen, fahlen Wangen, und stiere Blicke hefteten sich auf die Thür, die jetzt eine tastende Hand berührte. Sie wagte weder zu öffnen noch einen Laut von sich zu geben.

»Wenn es Christian wäre!« dachte sie, den Athem anhaltend. »Wenn ich ihm unrecht gethan hätte und er doch noch käme, um mir zu sagen, daß ich glücklich sein sollte!«

Freudiges Leuchten blitzte auf in ihrem Auge; da öffnete sich leise die Thür und ängstlich forschend blickte das Gesicht eines fremden Mannes durch den Spalt.

»Erschrecken Sie nicht, Doris, ich bin es, Ihr Freund!« sprach eine bekannte Stimme, und mit raschem Schritt trat Paul von Podewitz in das dürftige Zimmer.

Doris klammerte sich mit beiden Händen krampfhaft an den Tisch und ein schluchzendes Jammern schüttelte ihren Körper.

»Ich bringe Nachricht, gute Nachricht!« fuhr der junge Mann fort. »Christian ist gefunden – er lebt!«

»Er lebt!« hauchte Doris.

»Und er denkt an Sie.«

Sie sank auf die Knie und faltete die Hände, ihr Beten aber löste sich wieder in jenes jammernde Schluchzen auf, in dem sie einen wühlenden Schmerz verbergen wollte.

Paul von Podelwitz erschrak über den traurigen Zustand des unglücklichen, hilflosen Mädchens, doch schnell gefaßt, erkannte er das Richtige.

»Sie sind krank, Doris,« sagte er, ihren Arm erfassend. »Ihnen ist Vor Allem Ruhe nöthig und ärztliche Hilfe. Sie erlauben, daß ich Ihre Großmutter wecke und mich sodann unverweilt entferne, um einen Arzt zu besorgen.«

Doris besaß keine Kraft, ihm zu wehren. Sie ließ es geschehen, daß Paul die Schlummernde wach rüttelte.

»Helfen Sie Ihrer Enkelin,« sprach er ernst. »Sie bedarf der Hilfe nothwendig. Lassen Sie aber die Hoffnung nicht sinken, denn ich habe gute Nachrichten für Sie und dies Kind.«

Die Frage der erstaunten alten Frau, worin diese Nachrichten beständen, ließ Paul unbeantwortet. Er grüßte kurz und eilte von dannen, um sein Versprechen zu halten. Einige Stunden später hielt Doris erschöpft, aber doch glücklich, einen Knaben im Arm, der den süßen Mund von der jungen Mutter, vom Vater die tiefen, klugen Feueraugen geerbt hatte.

ZWEITES KAPITEL. NEUER STERNENSCHIMMER.

Der abgelegene Edelfhof Woldemar's von Raschau glich einer von Schnee umflutheten Insel. Um die alten, stellenweise zerbröckelten Wälle von Bruchsteinen hatte der

Wind hohe Mauern von Schnee aufgethürmt, die fast jeden Morgen von der hölzernen Brücke aus durchstoßen werden mußten, um nur einigermaßen den Verkehr mit der Umgegend wieder herzustellen und das alte Schloß von außen wieder zugänglich zu machen. Diese sich immer von selber wiederholende Arbeit gab den Leuten des Edelmannes hinreichende Beschäftigung, zugleich aber regte das harte Winterwetter auch zu allerhand Mittheilungen an, wie der Gebirgsbewohner sie liebt. Die älteren Personen erinnerten sich früherer schneereicher Winter, und erzählten eigene und fremde Erlebnisse und Abenteuer mit beredter Zunge, die Jüngeren hörten solchen Erzählungen aufmerksam zu und beneideten Jene um die gemachten Erfahrungen.

Mehr aber noch als das Wetter, der viele Schneefall und die Arbeiten, welche dieser verursachte, gab den in Woldemar's Brod und Lohn stehenden Insassen des Edelhofes der junge Mann zu reden, der nun schon seit einigen Wochen in großer Abgeschiedenheit bei dem Herrn lebte. Es hatte ihn keiner der Dienstboten gesehen, selbst nicht der Hufschmied, dem der Baron mehr als den Uebrigen erlaubte, und der auch häufig mit demselben im sogenannten Schlosse verkehrte. Gerade dies Geheimhalten mußte auffallen und gab der Neugierde Aller immer mehr Nahrung. Manche glaubten, der so verborgen Lebende sei ein Geflüchteter, der Streit gehabt und Jemand im Duell getödtet haben möge. Andere hielten ihn für

einen illegitimen Bruder des Edelherrn, denn es ging eine Sage im Volke, der Vater des Barons sei ein gar lebenslustiger, ungebundener Herr gewesen, und habe vor seiner Vermählung gar wild gelebt. Zu fragen wagte Keiner; denn Woldemar war bei Allen beliebt, weder zu stolz noch zu herablassend, und würde es jedenfalls übel vermerkt haben, wäre es einem seiner Untergebenen ernstlich in den Sinn gekommen, sich in seine Geheimnisse einschleichen zu wollen. Uebrigens litt Niemand unter den im Hause weilenden Besuchen, denn auch der Herrnhuter und seine Tochter hatten den Edelhof noch nicht verlassen.

In warme Decken gehüllt lag Christian Günther hinter beweglichem Schirme auf einem langen und breiten Kanapee. Er fieberte stark, ohne daß er Schmerzen fühlte. Darum auch weigerte er sich beharrlich, Medicin zu nehmen. Er wollte die Natur sich selbst helfen lassen oder vergehen.

»Das ist ja Ihre sublimen Lehre vom Zufall,« sagte er sarkastisch, wenn der besorgte Baron ihm ärztliche Hilfe empfahl. »Rappele ich mich noch einmal auf, so will ich denken, ich könne der Welt noch etwas nützen, breche ich zusammen, um so besser für mich und alle die, mit denen ich gelebt, geschwelgt und gesündigt habe! Ich gebe mir keine Mühe, mir das Leben zu erhalten, wie ich mich wohl hüten will, dem, der es mir gegeben, Dank dafür zu sagen!«

Woldemar war besorgt wie ein Vater um den mehr geistig als körperlich Kranken. Er fühlte, daß Schonung allein heilsame Wirkungen haben könne und widersprach deshalb nie, mochten die Einfälle des unglücklichen Dichters sich auch noch so barock gestalten. Es gehörte große Selbstüberwindung und ein tiefer Fond von Nächstenliebe dazu, in Günthers Nähe auszuharren. Der arme, in so trostlose Lage gerathene Mann war in keiner Weise liebenswürdig. Für das freundlichste Wort seines theilnehmenden Wirthes hatte er eine kalte, oft schneidende Antwort bereit, die beleidigen mußte, wenn man nicht großsinnig auf die traurige Lage dessen Rücksicht nahm, der in seiner Erbitterung gegen die Welt sich zu solchen verletzenden Aeüßerungen fortreißen ließ.

In den ersten Tagen seines Aufenthaltes bei Wolde-
mar von Raschau war ihm kaum ein Wort zu entlocken. Er litt sichtlich, aber kein Klagelaut kam über seine Lippen. Ueber seine jüngste Vergangenheit beobachtete er das tiefste Stillschweigen. Nur auf seinen sehr lebhaften Gesichtszügen war es zu lesen, daß er Furchtbares erlebt und Kämpfe der entsetzlichsten Art durchgemacht haben mußte. Sein Schädel war der eines Mannes am Ende des Lebens. Die hohe, edel geformte Stirn schien durchsichtig zu sein und ward mit jedem Tage größer, denn er verlor das Haar massenhaft. Aber auch dieser Verlust ließ ihn kalt. Er lächelte giftig, im Auge glühte und zuckte es unheimlich, und die Lippe mit dem verwilderten Zuge schloß sich fester denn je.

So vergingen fast acht Tage. Da überraschte der sich immer in seinem Wesen gleich bleibende Raschau ihn mit der Nachricht, daß er einen Brief von Paul von Podelwitz erhalten habe. Diese Mittheilung machte einen andern Menschen aus Günther. Zum ersten Male reichte er mit einer lebhaften Bewegung, die aus dem Herzen kam, Woldemar seine Hand, und in seinem Auge stand die Frage: »Was schreibt wohl Paul?«

Woldemar glaubte diesen glücklichen Moment benützen zu müssen und theilte ihm daher den Inhalt des Briefes, soweit dies überhaupt nöthig war, mit. Christian ersah aus diesen Eröffnungen, daß sein Gastfreund von dem Wichtigsten Kunde erhalten habe. Was er noch nicht genau wußte, und was er auch nur von ihm selbst erfahren konnte, das mochte dem ruhigen schlesischen Edelmann sein ahnendes Herz sagen.

Günther lehnte sich zurück auf sein Lager und schwieg lange. Woldemar störte ihn nicht. Es war seine Absicht, den geistig so tief Erschütterten, auf so schreckliche Abwege Gerathenen so lange sich selbst zu überlassen, bis er das Bedürfniß fühlen werde, sich ihm mitzutheilen.

»Paul meint es gut, wie immer,« sprach er endlich, »aber mir ist nun einmal nicht mehr zu helfen!«

Er seufzte und ein Zittern tiefen Seelenschmerzes vibrirte in seinen Zügen.

»Gott hat Sie doch wunderbar erhalten,« sagte Woldemar, »das können Sie nicht läugnen. Unter Hunderten würde kaum Einer die Anstrengungen und Aufregungen

überstanden haben, die Sie in jener Nacht zu erdulden hatten!«

»Das macht, weil ich zu den Narren gehöre, die sich einbilden, sie würden einmal unsterblich sein,« versetzte mit seinem gewöhnlichen bitteren Lächeln Christian, »ich meine hier auf Erden, auf dieser kompakten Masse von Stein und Schmutz,« fügte er heftiger hinzu, »nicht drüben – droben – in der Luft, genannt Himmel. Denn was, was sollte *ich* im Himmel beginnen!«

»Selig sein mit den Seligen, glücklich mit den Glücklichen,« sprach Woldemar mit tiefem Gefühl.

Günthers Auge lag heiß auf dem Antlitze des jungen Edelmannes; seine fieberkalte Hand berührte zitternd dessen Wange.

»Wenn der Allerweltsbarbier mit seinem großen Scheermesser Ihnen statt des Bartes diese Fleischhülle von den Knochen säbelt,« sprach er, »glauben Sie, daß dann der unsichtbare Duft, Geist genannt, sich wieder zu einem Leibe verdichtet, um als denkender Nachtvogel oder als foppendes Irrlicht in den leeren Welträumen herumzuflattern? Wir leben *in* der Welt *von* der Welt, Herr Baron, und wer's versteht, dies Leben knapp zusammenzufassen, es zu pressen und zu kneifen, daß es jetzt jauchzt und dann wieder heult; der, sehen Sie, der weiß zu leben, und solche Malefizkerle allein werden weltlich unsterblich!«

Ein dämonisches Feuer loderte im Auge des aufgeregten Dichters. Er warf sich zurück, daß das Gestell des

Kanapee's trachte, und legte beide Hände über sein abgemagertes Gesicht.

Woldemar seufzte, denn es schmerzte ihn, daß ein Mensch von so großer Begabung im irren Streben nach Vollkommenheit, weil er sich von den irdischen Schlacken der gemeinen Welt nicht frei zu machen entschließen konnte, im Irren auch untergehen sollte.

»Hat dieser Glaube Sie glücklich gemacht?« fragte Woldemar sanft und gelassen.

»Glücklich? – Glücklich sind die Todten!« murmelte der Dichter.

»Die Todten, die in dem Herrn sterben,« sagte der Edelmann ergänzend.

Günther erhob sich wieder. Sein Blick war stier, aber von sprühendem Geistesfeuer belebt.

»Im *Herren* stirbt Jeder, der im *Geiste* gelebt hat,« sprach er fest und mit jenem bewältigenden Nachdrucke, den die Ueberzeugung gibt. »Mein Geist ist mein Herr, und wenn ich meinem Geiste auch in seinen Launen folge, thue ich immer noch etwas Besseres, als diejenigen, die ihm eine Nebelkappe aufstülpen und ihn gebunden, wie einen Dieb, dem Herrn überliefern, dessen gehorsamer Büttel heute Hoherpriester, morgen Bonze, übermorgen Dalai-Lama heißt! – In *solchem* Herren will ich nicht sterben! . . . *Mein* Herr, zu dem *ich* bete, den *ich* verehere, heißt *Geist*; Menscheng Geist! – Sein Prophet ist das beflügelte Wort aus dem Munde des Dichters, und seine Apostel sind die Gedanken, die gefestigt in diesem Wort von

einem Ende der Welt zum andern reisen, um allen Heiden, d. h. Allen, die zum Denken und Dichten noch nicht erwacht sind im Leben, die ewige Wahrheit von der Herrschaft des Geistes zu verkündigen! – Strafen Sie mich Lügen, wenn Sie es vermögen, und ich will mich gern Ihren Schüler nennen. Aber Sie können es nicht! Was macht die Bibel zum Buch der Bücher? – Der Geist, der aus den Psalmen uns entgegenlodert, die Heiligkeit dieses Geistes, die in den Worten der Propheten, der Apostel ihre Flügel regt! ... Da haben Sie meine ganze Religion, das Glaubensbekenntniß eines Heiden, der sich darnach sehnt, alsbald in *diesem seinem Herrn* zu sterben!«

Woldemar von Raschau hatte einen ganz andern Standpunkt gewonnen, um sich zu dieser Glaubensansicht zu bekennen. Gern hätte er nur seine Bedenken geäußert, weil er aber die aufbrausende Heftigkeit des kranken Dichters durch Widerspruch noch zu steigern fürchtete, unterließ er es. Schweigen jedoch konnte und durfte er nicht, denn der Brief des Freundes beschäftigte sich so angelegentlich mit Günther und enthielt so bestimmte Vorschläge, ja Anträge, daß ein Geheimhalten derselben unverantwortlicher Vernachlässigung gleich gekommen wäre.

Den röchelnd auf seinem Lager liegenden Dichter mit theilnehmenden Blicken betrachtend, um die Regungen seiner Seele zu belauschn, richtete Woldemar nach längerer Pause die Frage an ihn:

»Erinnern Sie sich noch unseres Gespräches, als Sie mich Ihres Vertrauens würdigten, der Ueberbringer eines wichtigen Briefes an Ihnen nahestehende Personen zu sein?«

Günther antwortete nur durch schweres Seufzen und eine bejahende Handbewegung.

»Es war damals auch davon die Rede, für Sie einen andern Aufenthaltsort zu wählen, Sie in Kreise zu versetzen, welche beitragen könnten, sich freier zu bewegen, ich meine, Sie unabhängiger zu machen von hemmenden Einflüssen, wie die profane Welt sie fast immer geistig Strebenden entgegenwirft.«

»Wozu diese Frage?« sprach der Leidende.

»Was damals nur angedeutet ward,« fuhr Woldemar fort, »und von unserm beiderseitigen uneigennütigen Freunde Paul als zweckdienlich befürwortet, das ließe sich jetzt mit leichter Mühe in die greifbarste Wirklichkeit verwandeln.«

Günther richtete sich wieder auf. Sein Blick ruhte mit fragendem Mißtrauen auf dem Edelmanne.

»Herr von Raschau,« sprach er nicht ohne sichtliche Anstrengung, »ich bin eine Ruine. Wer Lust verspüren sollte, die Ritzen und Spalten, welche der Sturm des Lebens in dies Gehäuse gerissen hat, künstlich wieder zu verkleben, gibt sich einer unfruchtbaren Beschäftigung hin. Die Welt hat mich mit Füßen getreten, weil ich zu stolz war, ihr zu schmeicheln. Ich vernachlässigte sie, oft unverantwortlich, aus reinem Uebermuth, getrieben von einer in mir lebenden Kraft, unter deren Gewalt ich oft

selbst erbehte. Das war sehr thöricht von mir, ich geb' es zu. Allein es ist geschehen, die Folgen sind nicht ausgeblieben, und ich werde allem Anscheine nach allein schwer dafür büßen müssen. Soll ich noch länger leben nach den Erfahrungen, die ich machte, so kann ich es nur als Einsiedler. Der Welt bin ich fremd geworden, wie sie mir.«

Er lehnte sich abermals zurück. Seine Sprache war ruhig gewesen, und gerade diese Ruhe gab Woldemar den Muth, sich nicht von den abwehrenden Einwürfen des verstimmtten Freundes beirren zu lassen. Er fuhr fort:

»Paul von Podelwitz hat bald nach Ihrer Abreise aus Leipzig seinen weitläufigen Verwandten, den Grafen von Zinzendorf gesprochen –«

»Den Grafen von Zinzendorf!« rief Günther lachend. »Nun, soll der fromme Mann, dessen geistiger Antipode ich bin und wohl auch bleiben werde, will ich mich nicht selbst einen Narren schelten, mich etwa unter seine neuen Heiligen aufnehmen?«

»Im Laufe des Gespräches kam die Rede auf Sie,« sprach Woldemar von Raschau weiter, den spöttischen Einwurf des Kranken nicht beachtend. »Der Graf, bekanntlich ein Mann von feiner Bildung, die Güte und Liebe an sich, ausgerüstet mit seltenen Gaben des Geistes und Herzens, ein schwärmerischer Anhänger der Lehre von der Liebe, wie Christus sie predigt, begeistert für den Gedanken, das Reich Christi neu und reiner begründen

zu helfen, dabei ein tiefes, poetisches Gemüth: dieser seltene Mann sprach mit vieler Anerkennung von Ihren poetischen Gaben.«

»Schweigen Sie, lieber Baron,« fiel Günther ein, »und versuchen Sie nicht, mich täuschen zu wollen! Das wird Ihnen nie gelingen, auch dann nicht, wenn Sie die besten Absichten damit verbänden! Zinzendorf mag mich kennen, dem Namen, dem Rufe, meiner Verrufenheit nach – denn ich habe ja genug von mir reden gemacht – mich lieben oder achten wird er nicht, kann er nicht!«

»Ich habe darüber kein Urtheil und maße mir auch keins an,« erwiderte Woldemar. »Ich erledige mich nur eines Auftrages, den Ihr und mein Freund Paul mir dringend an's Herz legte. Diesem Auftrage zufolge haben Sie Aussicht, in eine höchst ehrenvolle Stellung zu treten, wenn Sie thun, was man von Ihnen verlangen wird.«

»Wenn ich den Kopf hänge, sechsmal des Tages Gesänge anhebe vom Lämmlein und Kripplein, wenn ich mich geberde wie ein gut geschulter Pfaff und hinter mich werfe Alles, was mir bisher das Leben ganz allein noch erträglich machen konnte. Ich danke bestens für solche Zumuthung, Herr von Raschau, und will mir jetzt Mühe geben, diesen köstlichen Bekehrungsversuch im Schlafe zu vergessen.«

Mit einem mephistophelischen Lächeln kehrte er sich gegen die Wand und hüllte sich fest in seine Decke. Woldemar aber ließ sich auch davon nicht abschrecken. Er fuhr mit größter Kaltblütigkeit fort:

»Von solchen Insinuationen steht nichts in dem Briefe unseres Freundes. Graf von Zinzendorf ist sicherlich ein sehr frommer Herr, der wohl auch den Wunsch in sich nähren mag, allen Menschen, zumeist solchen, deren Geistesgaben ihm imponiren, der innern Zufriedenheit theilhaftig werden zu lassen, mit welcher sein Glaube ihn erfüllt, das Gewerbe des Proselytenmachens aber hat er meines Wissens nie getrieben. Belehren soll und darf Jeder, wenn er von besserer Erkenntniß des Wahren, Guten, Heiligen durchdrungen ist, und belehren will auch Zinzendorf. Mit geistig gleich Berechtigten läßt er sich jedoch vorher auf Discussionen ein. Gesetzt also, er hätte die Absicht, Sie, lieber Günther, an sich und seine Gemeinde zu fesseln, so würde er jedenfalls doch erst dann daran denken können, wenn er Sie persönlich kennen gelernt und aus längeren Unterhaltungen sich ein Bild von Ihrem innern Menschen gemacht hätte.«

Günther bewegte sich nicht, Woldemar konnte aber doch bemerken, daß es ihm schwer fiel, gleichgiltig zu scheinen.

»Sie wissen, armer Freund,« hob er auf's Neue an, daß es am chursächsischen Hofe einen *poeta laureatus* gibt. Diese Stelle ist zur Zeit unbesetzt, man denkt aber bereits daran, sie wieder zu vergeben. Der Glückliche, welcher würdig erfunden wird, zu solchem Posten berufen zu werden, hat sich mancher Vortheile zu erfreuen. Ihm ist der Zutritt zu den Hoffesten gestattet, zu deren Verherrlichung er seine poetischen Gaben zu verwenden verpflichtet ist. Ein Mann von Geist, Kenntniß und Lebensklugheit

kann an solcher Stelle nicht nur reiche Erfahrungen einsammeln, es müssen ihm auch Ehren zu Theil werden, öffentliche Auszeichnungen und Belohnungen, wie die Welt sie hochschätzt.«

»Und zu solchem Posten hält der gutherzige Paul mich verstoßenen Schelm für fähig?« unterbrach Günther hier den Sprechenden.

Paul hat diesen glücklichen Einfall nicht gehabt, er ist im Kopfe Zinzendorfs, des Kopfhängers, wie Sie ihn nennen, entsprungen.«

Günther fuhr plötzlich in die Höhe. Sein ganzes Aussehen war verwandelt. »

»Herr Baron,« sprach er, »mir schwindelt! – Aber es ist zu spät, viel zu spät!«

»Sie reisen ohne Verzug nach Dresden, sobald Sie genesen sind.«

»Es wäre schön, o ja, es verschaffte mir die größte Genugthuung, aber – meine Vergangenheit, meine Neigungen – mein unbeholfenes Wesen – es geht nicht, Baron, bei Gott, es geht nicht! –«

»Ihr Gedicht auf den Passarowiczzer Frieden hat in den höchsten Kreisen ungewöhnliches Aufsehen gemacht, und man ist entschieden geneigt, für den Verfasser dieses Gedichtes etwas zu thun.«

»Für den Verfasser gerade dieses Gedichtes!« sprach Günther lächelnd. »Mein kleinstes Liebeslied ist mir lieber. Sie habe ich empfunden, gelebt, jenes Poem ward nur gemacht, weil ich dafür leidliche Zahlung erhielt . . . O, Gott, bin ich doch ein elender, unglücklicher Mensch!«

»Es ist ein Ruf des Schicksals, ein Glücksloos, das vom Himmel auf Sie herabfällt! Heben Sie es auf, es wird Ihnen zeitlichen und ewigen Gewinn bringen!«

Günther war in großer Aufregung. Mit Theilnahme gewahrte Woldemar, daß der Gedanke, es könne sich eine glückliche Zukunft, eine ehrenvolle Laufbahn für ihn eröffnen, ihn lebhaft beschäftigte und die Erlebnisse der jüngsten Vergangenheit ihm in milderem Lichte erscheinen ließ. Sein Geist kniete an der Schwelle des Vaterhauses, die er fluchend verlassen hatte.

»Meine Mutter!« stammelte die zitternde Lippe.

»Sie geben sich selbst Vater und Mutter wieder,« sagte Woldemar.

»Darf ich den Brief lesen?« fragte Günther plötzlich.

»Ich will Ihnen die Stelle vorlesen,« erwiderte sein freundlicher Wirth.

»Sie hintergehen mich!« grollte der mißtrauische Dichter.

»Nie! Auf Glaube und Seligkeit nie!« betheuerte Woldemar. »Der Brief enthält aber auch noch mancherlei Anderes, worüber ich später, wenn Sie genesen sind und einen Entschluß gefaßt haben, mit Ihnen sprechen will.«

Günther machte eine abwehrende Handbewegung, und der harte, abstoßende, verwilderte Zug nistete sich wieder ein in seinem milder gewordenen Antlitz.

»Ich will von diesem Andern nichts hören!« rief er geängstigt. »Was nützt es, ob ich jammere oder rase? ... Das ist vorbei, und es soll und muß vorbei sein! Setzen Sie das mit auf Ihre Doctrin vom Zufall. Bisweilen

kann sie uns wenigstens nützlich werden. Und nun lassen Sie hören, was mein lieber Paul von dieser Hofanstellung Schönes fabelt!«

Woldemar von Raschau theilte ihm die betreffende Stelle des Briefes mit. Es war darin seine Zusammenkunft mit Zinzendorf geschildert, und Paul verhehlte nicht, daß dieser eigenthümliche Mann auch ihn nicht gleichgiltig gelassen habe. Günther folgte dem Lesenden mit Aufmerksamkeit. Er schien ihm gern und mit vielem Interesse zuzuhören. Erst als Paul die Bemerkung einflocht, daß der Dichter sich zuerst bei Zinzendorf zu melden habe, damit dieser ihm weitere Anweisungen geben könne, verfinsterte sich Günthers Stirn.

»Mein Auftreten wird mich schwerlich empfehlen,« sagte er, schon wieder zweifelnd. »Ich verstehe mich nicht zu benehmen, und nun gar solchem Heiligen gegenüber. Muß er mich nicht für einen Gefallenen halten, und wird er es unterlassen können, seine Kunst an mir zu erproben?«

»Ich kann nur wiederholen, daß Zinzendorf auf's Proselytenmachen nicht ausgeht,« gab Woldemar zur Antwort. »Er wird Sie als Freund, als wohlwollender Protector empfangen. Wollte er Sie bekehren, dann geleitete er Sie auf andere Bahnen. Die Umgebungen des Churfürsten und Königs von Polen harmoniren nicht mit dem Begründer Herrnhuts und der Brüdergemeinde.«

Nach einigem Sinnen reichte Günther seinem Gastfreunde die Hand. Der helle Blick seines Auges sagte dem

Edelmann, daß der Dichter zu einer Entscheidung in sich gekommen sei.

»Wollen Sie mir eine Bitte gewähren?« fragte er.

»Wenn ich kann, jede.«

»Ich habe bemerkt, daß außer mir noch ein paar andere Fremdlinge unter Ihrem Dache leben. Es sind Herrnhuter, nicht wahr?«

»Mitglieder der Brüdergemeinde, denen Sie Ihre Rettung vom Tode zu verdanken haben.«

»Zu verdanken? Wer weiß, ob ich die Stunde nicht dereinst noch verfluchen werde, die jene Unbekannten Barmherzigkeit üben ließ an einem Verirrten – verirrt im Leben, verirrt im Streben!«

»Blicken Sie vorwärts, nicht zurück! Daß Sie errettet wurden in jener Nacht, und daß gerade dieser wackere Evermann und seine Tochter Sie erretten mußten, das, lieber Günther, war nicht Zufall, sondern Bestimmung!«

»Gut, gut, Herr Baron, es soll sein, wie Sie sagen! Ich will meine Vernunft, wie es in der Bibel steht, gefangen nehmen unter den Gehorsam des Glaubens, und einmal aufhören, selbstdenkendes, selbsthandelndes Individuum zu sein. Freund Paul meint, und Sie pflichten ihm bei, es sei unerläßlich für mich, dem frommen Grafen, der in unserer ungläubigen, lebenslustigen, sittenlosen Zeit mit so anerkennenswerther Ausdauer den Apostel agirt, einen Besuch zu machen, um später vor dem spöttisch lächelnden Hofe meiner bürgerlichen Plumpheit entkleidet und für die Würde eines chursächsischen

poeta laureatus zugestutzt zu werden. Auf diese zweite Metamorphose meines wurmstichig gewordenen Ich's werde ich mich wohl erst in der Residenz vorbereiten können, mit der ersten dagegen möchte ich schon hier den Anfang machen. Also, Herr Baron, reichen Sie mir großmüthig die Hand dazu. Meine gegenwärtige Lage – in doppeltem Sinne – ist recht dazu geeignet, Unterricht zu nehmen in der Lehre von der göttlichen Bestimmung, von der Erwählung durch's Loos, und wie die seelenerquickenden Herrlichkeiten sonst heißen, mit denen die Brüdergemeinde ihren frisch entdeckten Himmel mit absonderlichem Geschmack auszuschnücken sich für berufen erachtet.«

»Sie wünschen Evermann zu sprechen?«

»Den alten Drechslermeister – denn das ist er ja, wie ich vernommen – Verlangen nach diesem würdigen Nachfolger der apostolischen Bekenner, bester Herr Baron, trag' ich nicht. Mir würde es ungleich angenehmer sein, könnte ich dann und wann mit seiner hübschen Tochter ein vertraulich Wörtlein von Glaube, Liebe und Hoffnung sprechen. Denn das sag' ich Ihnen unerschrocken, Herr von Raschau, soll ich ein Bruder werden, so kann dies unerhörte Wunder nur eine junge, bescheidene, mit Freundlichkeit und Liebe mir entgegenkommende Schwester bewirken.«

Die ganze Schalkhaftigkeit kecker Lebenslust lachte in diesem Augenblicke aus den verlebten Zügen des Dichters, der momentan seine Schmerzen und sein Elend vollkommen vergessen hatte. Woldemar dagegen war von

diesem Rückfall des Leidenden in seine alte moralische Krankheit, der alle andern Uebel entsprangen, wenig erbaut. Er zauderte und heftete mit einem Ausdruck von Bekümmerniß seine Blicke auf Günther.

»Nun ja, ja, ja,« fuhr dieser fort, »ich meine es ganz so, wie ich sage, und ich betheure Ihnen, daß mir Gespräche angedeuteter Art überaus nöthig sind! Schande aber will ich Ihnen nicht machen, denn Sie sind brav und von seltener Güte! Darum kann meinethalben auch der gute Drechslermeister sich bei mir einfinden. Er mag die Worte und Redensarten kunst- und schulgerecht seiner Tochter vordreheln, das hübsche Kind nur soll sie mir dann von ihren Lippen vorspielen. Noch denke ich so viel gesunde Gedanken hinter diesem kahl werdenden Knochengerüste zusammenkehren zu können, daß ich dies Mädchengeplauder begreifen werde. Von ihr will ich lernen, wie man die Worte zu setzen, die Lippen zu spitzen, die Gedanken zurecht zu schneiden hat, sollen sie Eindruck machen auf ein Gemüth, das dem Herrn wohlgefällig ist im Sinne des frommen, wie mich bedünken will, auch von Ihnen bewunderten Herrn Grafen.«

Woldemar von Raschau gefiel zwar diese Forderung in Form einer Bitte nicht besonders, indeß war er doch genöthigt, dem Wunsche des sonderbar gearteten Freundes zu willfahren. Er reichte ihm daher die Hand und gab dem Dichter das Versprechen, daß er noch vor Abend ein erstes Gespräch mit Evermann und dessen Tochter Hanna haben solle.«

DRITTES KAPITEL. EIN GLÄUBIGER UND EIN
SPOTTSÜCHTIGER GEIST.

Es konnte nicht auffallen, daß Christian Günther Welt und Menschen nicht unbefangen betrachtete. Zerfallen mit sich, erbittert gegen seine allernächsten Verwandten, geistig hochmüthig und, je nach den Stimmungen, die ihn beherrschten, bald zerknirscht, bald zu Scherzen ausgelegt, haschte er gierig nach Allem, was ihm momentan Zerstreung bieten mochte. Das Umsichgreifen der Zinzendorfschen Lehren, die, als er zuerst davon hörte, ihm nur lächerlich vorkamen, begann ihn jetzt zu interessieren, da er ohne sein eigenes Bemühen die Kreise dieser wunderlichen Heiligen berührte. So sehr sein geistiger Stolz gegen den Grundsatz sich auflehnte, es sei Alles Bestimmung, was dem Menschen begegne, und nur durch die Gnade des Herrn sei das Heil zu erringen; so wenig vermochte er doch abzustreiten, daß aus seltsamen Verschlingungen zufälliger Ereignisse ein Bau sich aufthürmen könne, dem auch der stärkste Geist sich beugen müsse. Ihn selbst hatte der Zufall eigenthümlich genug in der Welt herumgestoßen. Sein Walten erfüllte ihn zwar nicht mit Zufriedenheit, aber er war genöthigt, die zwingende Macht desselben anzuerkennen, und je mehr er in der Einsamkeit seines Krankenlagers über das Vergangene nachdachte, desto mehr Zusammenhang entdeckte er in dem verworrenen Durcheinander seines ungewöhnlichen Lebensganges. Diese Entdeckung machte ihm viel

zu schaffen. Er ärgerte sich darüber, wollte sie beseitigen und vermochte es doch nicht. Mit einem Fuße schon halb im Grube, in den Armen des Todesengels ruhend, erschienen zwei Mitglieder der neuen Gemeinde und gaben ihm dem Leben wieder! War das nicht wunderbar? – Er hätte nicht die schöpferische Phantasie eines ungewöhnlich begabten Dichters besitzen müssen, hätte er gleichgiltig über dies Ereigniß hinwegsehen können. – Und dann aus entzückenden Träumen zu schmerzvollem Leben wieder erwachend, hörte er eine sanfte klagende Stimme Psalmen beten, und das Antlitz eines Engels beugte sich lauschend über ihn. Dieser Engel aber war ein junges, glaubensstarkes Mädchen niederer Abkunft, die gehorsame Tochter eines mährischen Bruders, der mit kräftigen Axtschlägen die Säulen zum neuen Tempel mit hatte fällen helfen!

»Ich will es einmal versuchen mit dem Frommthun,« sagte er zu sich, den Antrag überlegend, mit welchem ihn sein Gastfreund bekannt gemacht hatte. »Diese Menschen sind zu einfach, zu wenig ehrgeizig, um mir schaden zu können, und habe ich auch gar keinen Gewinn von ihrem jedenfalls trivialen Geschwätz, so unterhält es mich doch eine Zeitlang und ich kann meinen Witz an ihren tollen Auslassungen schärfen.«

Mit solchen Empfindungen sah er voll neugieriger Erwartung dem Besuche Hanna's und ihres Vaters entgegen.

Woldemar von Raschau machte seine Gäste mit dem Wunsche des Dichters bekannt, ohne diesen zu compromitiren. Daß der junge Mann sehr unglücklich sei und Schweres erlebt haben müsse, war dem instinctiven natürlichen Scharfsinne Evermanns nicht verborgen geblieben. Nach seiner Art zu denken und die Menschen zu beurtheilen, hielt er den Dichter für einen von Gott Abgefallenen. Diese Annahme fand eine feste Handhabe in dem ganzen Wesen Günthers und in dessen äußerer Erscheinung. Ein Glücklicher, ein im Herrn Lebender, wie der mährische Drechsler Viele kannte, sah anders aus. Das flammende Auge des Dichters erschreckte und rührte den gottergebenen Mann. In der Tiefe dieses Auges lag kein Friede, keine Seligkeit. Da kämpften die heftigsten Leidenschaften, und eine wollte immer der andern den Vorrang streitig machen. Woldemar hatte deshalb leichtes Spiel. Wenige Andeutungen genügten, um Evermann von der verworrenen Seelenstimmung des auch körperlich Leidenden in Kenntniß zu setzen.

Woldemar fühlte sich eigenthümlich ergriffen, als er Zeuge des Dankes ward, den Evermann dem Herrn jetzt darbrachte. Ein Irrender im Geiste wollte ihn und seine Tochter sprechen, um sich mit ihnen zu unterhalten über die höchsten und heiligsten Angelegenheiten des Lebens, und er, der schwache, unwürdige Knecht Gottes, ward berufen, die Wahrheit zu verkündigen, vielleicht gar einen Sünder durch die Macht des Wortes, durch die Wunderkraft des Glaubens zu bekehren!

Wenn Günther den Eintritt Evermanns und seiner Tochter mit der Spannung eines Menschen erwartete, der mit dem Plane umging, ein paar einfältige Geister durch Spott und Ironie in ihrer Blöße darzustellen und sich an der Hinfälligkeit ihres, wie er meinte, gehaltlosen Glaubens zu ergötzen, so ging der Herrnhuter dem jungen Manne mit jener Gottfreudigkeit entgegen, die in früheren Jahrhunderten die Märtyrer unter den Qualen des Flammentodes noch zu lautem Gesange auf die Allmacht Gottes, die Unvergänglichkeit der Christuslehre begeisterte. Die Weihe des Apostels hatte die Stirn des schlichten Mannes berührt und sein Auftreten war das eines Priesters.

Günther begrüßte die Eintretenden mit würdevoller Förmlichkeit, deren erkünstelte Unnatur indeß wohl zu bemerken war. Ein Zug feinen Spottes spielte um seine Lippen, während sein scharfes, außerordentlich bewegliches Auge etwas unart sogleich die feine Gestalt der sittem sich nahenden Hanna suchte. Es war Pflicht für ihn, die Unterhaltung zu eröffnen, und so richtete er denn folgende Worte an Evermann, ihm zuerst die Hand reichend:

»Obwohl etwas spät, kommt meine Erkenntlichkeit, die ich Euch schulde, doch von Herzen. Es war mir nicht genau bekannt, daß ich Euch verpflichtet sei, nun ich dies aus dem Munde des edlen Freiherrn erfahren habe, durfte ich nicht länger zaudern.«

Evermann hielt die Hand des Dichters fest in der seinigem. Diesem indeß war wenig daran gelegen. Er entzog

sie rasch dem Drechsler und reichte sie mit galantem Lächeln der schönen Hanna, indem er jetzt seinerseits die weiche, zarte Hand des Mädchens mit wohlthuendem Behagen ergriff und wiederholt zärtlich drückte.

Hanna erröthete höchst anmuthig, doch ließ sie dem jungen Mann ihre Hand. Günther war entzückt über die köstliche Verlegenheit der jungen Herrnhuterin, und er erlabte sich an dem Gedanken, daß die gläubige Psalmistin doch auch menschlich empfinde und in diesem Augenblicke vermuthlich lebhafter an die sündenerfüllte Erde, als an den mit Engeln und Erzengeln bevölkerten Himmel der Bibel denken möge.

Evermann beobachtete die Züge des kranken Dichters, und er besaß Menschenkenntniß genug, um zu errathen, was in der Seele des jungen Mannes vorgehe. Er zog jetzt die Hand seiner Tochter aus der Christian's, ohne geradezu Gewalt anzuwenden, drückte den auf seinem Lager aufrecht Sitzenden etwas zurück in die Kissen und sprach: »So ein Kranker genesen will, bedarf er vor Allem der Ruhe und Mäßigung. Wir können auch fehlen in der Freude, wenn wir sie in Aufregung genießen. Preisen wir also den Herrn, der bis dahin geholfen hat, und setzen wir auf Ihn unsere Hoffnung für und für!«

Günther klang diese Sprache wunderlich in die Ohren. Er war noch nie mit Herrnhutern zusammengekommen, und kannte also weder ihre Redeweise noch die Manier ihres Vortrages. Der predigende Ton Evermanns, zwischen Lehre und Salbung schwankend, erschien ihm komisch, und er mußte an sich halten, um ernsthaft zu

bleiben. Sein Gesicht in möglichst ernste Falten legend, fragte er darauf:

»Der Graf von Zinzendorf ist wohl Euer vertrauter Freund?«

»Wir sind allzumal Brüder im Herrn,« versetzte der Mähre, »und lieben uns untereinander!«

Solche Bruderliebe muß herrlich sein, dachte Günther, doch sagte er laut:

»Glücklich Jeder, der es so weit gebracht hat!«

Jetzt fühlte er die Hand Evermanns auf seinem Arm.

»Wer da anklopft, dem wird aufgethan,« sprach er. »Wir sind Hirten, ausgesendet vom Herrn auf die Weide, in die Wildniß und in die Städte der Erde, um zu sammeln die Lämmer in unsere Hürde, wo ihnen bereitet ist eine gute Herberge!«

»Darin erblickte ich eine Ungerechtigkeit,« erwiderte Christian, der froh war, einen Anhaltepunkt gefunden zu haben, um einen Disput anzuknüpfen. »Eine Gemeinde von Brüdern sollte auch Rücksicht nehmen auf Böcke und Widder, die gewöhnlich störriger zu sein pflegen, als die leitbareren Lämmer. Ich selbst wenigstens bin, um offen zu sein, solch ein störriger Widder, und es wird, fürcht' ich, noch geraume Zeit vergehen, ehe ich mir die Hörner ganz abgestoßen habe, obwohl ich es an gefährlichen Sprüngen gerade in der Wildniß, auf Stock und Stein, niemals habe fehlen lassen.«

»Wer seine Fehler einsieht, ist bereits auf dem Wege der Besserung,« sagte Evermann eben so ruhig und fest, als Günther ernsthaft gesprochen hatte. »Wer aber den

Weg der Besserung betritt, der findet auch leicht den schmalen Pfad, welcher zur Heiligung führet, denn der Herr ist seine Leuchte!«

»In der That,« versetzte Günther, »ich fange jetzt an, zu glauben, daß ich auf dem rechten Wege bin. Früher folgte ich immer meinen Neigungen und Gelüsten, und versichere Euch, ich war ein gefährlicher Mensch!«

»Den der Herr gefunden und gehalten hat mit seiner Hand, wofür wir ihn preisen wollen in Ewigkeit!«

»Namentlich war ich den Weibern gefährlich,« fuhr Günther fort, »und hier ist's, wo ich mich schweren Unrechts anzuklagen habe.«

Er seufzte, schoß aber dabei einen sinnlich begehrenden Blick auf Hanna, die mit gefalteten Händen neben seinem Lager saß, und nur dann und wann ihre klaren, tauben-frommen Augen auf das bleiche, eingefallene Gesicht des Dichters richtete.

»Kämpfet und ringet, und flehet zu dem Herrn mit Weinen und Seufzen!« ermahnte Evermann: »Wer da recht betet, den hat er noch nie verlassen!«

»Das eben ist's, was ich gerne lernen möchte,« erwiderte Günther. »Als ich noch Kind war, und gedankenlos in die Welt hineinlebte, da habe ich oft gebetet, als ich aber denken lernte und bemerken konnte, daß viele meiner Gebete unerhört blieben, seht, da wurde ich verdrießlich, ließ ab vom Beten und versuchte es mit dem Gegentheil.«

»Sie fluchten?« sprach der Mähre entsetzt.

»Mitunter recht tüchtig, aber das lief nur so nebenher; es war bloße Manier, es kam nicht aus dem Herzen.«

»Dennoch wendet es ab dem Guten und führet zur Sünde und zum Verderben!«

»Sehr recht,« sprach Günther. »Fluchen und – und – und andere schlechte, aber doch recht lustige Gewohnheiten, die mit dem Glauben nichts gemein haben, bringen den Menschen kannibalisch herunter! Ihr seht an mir ein lebendiges Beispiel! Es gibt wenig gescheidte Leute, die so herabgekommen sind, wie ich, und doch haben's Viele hundertmal eher verdient, als ich. Denn ich war immer freigebig, wenn ich selbst etwas besaß; ich floß über von Liebe und stiftete doch nur Unheil; ich war barmherziger, als der vielgepriesene barmherzige Samariter, aber ich schlug mehr Wunden, als ich verbinden und heilen konnte. Ich legte mich in meinem Eifer, Gutes zu thun, auf's Singen, sang Tag und Nacht, süß wie die Nachtigallen im Frühling, und was, glaubt Ihr, habe ich mit solch anhaltendem Singen bezweckt? Ich will's Euch sagen: Einen *Narren* schalten mich die Einen – das waren die Weltklugen, die nichts wollen, als ihren eigenen Vorteil; *gewissenlos* nannten mich die Andern, weil verschiedenen Leuten, absonderlich hübschen Mädchen und jungen Weibern mein Gesang so gut gefiel, daß sie selbst mit einstimmten, und sich zuletzt gar in den Sänger vergafften. Diese meine sehr harten Tadler hielten sich für besser als andere Leute, waren aber keine Pharisäer. Ein dritter Part erklärte mein ganzes Thun für *müssig* und

mich selbst für *verloren*, und dies waren die guten Bürger, die vor jedem Gesetz einen tiefen Bückling machen, und nichts wollen als einen Tag wie den andern leben in Ruhe und Ehrbarkeit. Diese Sorte vermaledeite mich und ich glaube, die Stimme meines eigenen Vaters machte sich unter diesen tapferen Schreihälsen ganz besonders vernehmbar! Nun sagt selbst, ob ich's nicht auf alle Weise versucht habe, um es zu 'was Rechtem zu bringen? – Und was hab' ich erreicht? Ich bin hinfällig geworden, verarmt; man verlacht und verlästert mich, und denen, die ich zu erheitern suchte mit meinen Liedern, sind diese jetzt ein Gräuel, während sie selbst über mich weinen! Kann man dabei nicht auf den Gedanken kommen, anstatt zu flehen: erbarme dich, Herr, und hilf mir! geschwind aufzukreischen: Komm, Teufel, und mach' dem Narrenspectakel ein Ende?«

Die ganze Leidenschaftlichkeit des Dichters loderte während dieser Rede verzehrend auf in seinen Augen, den mährischen Bruder brachte sie aber nicht aus der Fassung.

»Demüthiget Euch vor dem Herrn!« sagte Evermann. »Nur aus der Demuth erwächset die Kraft, und wer die Kraft besitzt, der gewinnet die Liebe. Die Liebe aber mahnt uns sanft und führet uns zu den Pforten des Friedens.«

»Die Liebe!« wiederholte Günther. »Wenn Ihr der Liebe solche Kraft beilegt, wie kommt es denn, daß sie sich nicht an mir bewährt hat?«

Evermann warf einen langen Blick auf den Kranken, dann stand er auf, ging quer durch's Zimmer, hob einen kleinen schmalen Spiegel von der Wand, kehrte zurück an's Bett und hielt ihn Günther vor.

»Wen erblicken Sie in diesem Spiegel?« fragte er in seiner gelassenen Ruhe.

»Eine Fratze, die mir nicht gefällt!« versetzte Günther.

Evermann zog den Spiegel wieder zurück, seine Rechte erhob sich und den Zeigefinger gen Himmel streckend, sprach er in einem Tone, vor dem Günther zusammenschrak:

»Sie gefällt Ihm auch nicht, der den Menschen schuf nach *seinem* Bilde!«

Er hing den Spiegel wieder an die Wand. Günther sah starr vor sich hin. Alles Blut war aus seinem Antlitz gewichen. Mit halb geschlossenen Augen, die Finger in tänzelndem Spiel unruhig bewegend, lag er da wie ein Sterbender.

Evermann nahm seinen alten Platz wieder ein. Er schwieg lange, den Kranken beobachtend. Dann legte er seine Hand auf dessen halbkahlen Scheitel.

»Ehre deine Eltern – liebe deinen Nächsten – segne, die dir fluchen – thue wohl denen, die dich beleidigen! So lautet der Gesang der Himmlischen, die Ihn verstanden haben, deß Namen über alle Namen ist, und der zu den Zweifelnden, Unruhigen, Unglücklichen nichts Anderes sagen konnte, als die Worte: Stehet auf und folget nach meinen Fußstapfen!«

Günther öffnete langsam seine Augen. Der Blick des mährischen Bruders ruhte fest auf ihm, nur war er weniger sanft, als früher. Hanna kniete neben dem Lager, ihr großes, unschuldiges Auge schien tief in den Himmel hinein zu dringen, und der leuchtende Friede eines ruhigen Herzens umstrahlte wie eine Glorie das feine Oval ihres Gesichtes.

»Werdet, wie die Kinder,« fuhr Evermann fort, »denn das Himmelreich ist ihr! Wer aber sitzt bei den Spöttern, der wird die Herrlichkeiten des Reiches Christi nimmermehr schauen!«

Günther richtete sich langsam wieder auf. Der spott-süchtige Zug um seinen Mund war verschwunden, die leidenschaftliche, versengende Gluth in seinem Auge erloschen. Er streckte dem mährischen Bruder seine Hand entgegen.

»Evermann ist Euer Name?« fragte er mit matter Stimme.

»Ich heiße Evermann.«

»Und dieses zarte Kind ist Eure Tochter?«

»Meine Tochter Hanna! Sie hat ihre Mutter nie gekannt.«

»Ihr erlaubt, daß ich ihr nochmals meine Hand reichen darf?«

Der Herrnhuter legte die Hand des Dichters in die Rechte seiner Tochter.

»Hanna,« sprach Günther, »ich hab' Dir stilles Unrecht abzubitten. – Verachte mich nicht! Und –«

»Was kann ich für Sie thun?« fragte das Mädchen.

»Ich fürchte,« fuhr Günther fort, »daß die Tage meines Lebens gezählt sein können. In diesem Falle habe ich eine Bitte Dir an's Herz zu legen. Willst Du sie erfüllen?«

»Im Namen des Herrn!« betheuerte Hanna.

»In Leipzig,« fuhr mit sichtlicher Erregung Günther fort, »an einem Hofe des Brühl lebt ein Mädchen, Namens Doris. Es ist ein süßes, herzliebes, unglückliches Geschöpf, unglücklich, weil ich sie liebte ... Wenn ich nicht leben sollte, oder es mir unmöglich würde, sie zu retten, dann erbarme Dich über die Arme mit jener Liebe, die Dich und Euch Alle stark macht! Ich möchte es wohl versuchen, Euch nachzufolgen, aber ich vermag es nicht! Ich hör' den Schall der Worte, mit denen Ihr Wunder wirket, das Wort selbst aber bleibt mir unverständlich oder der Wiederhall desselben verwandelt sich in meiner Seele! – Die neue Gemeinde, der Ihr Euch zuzählt, mir kann sie das Thor nicht öffnen zu ihrem Tempel. Ich muß draußen bleiben, denn ich kann mich nicht bücken, nicht demüthigen. – Die Demuth, die Ihr verlangt von den Menschen, ist für mich das Todesröcheln des Geistes, von dem und in dem ich lebe! – Aber Nachbarn im Geiste sind wir doch, vielleicht sogar Brüder. Und wenn die neue Gemeinde dereinst ihre Boten aussendet in alle Welt, um auf's Neue die Liebe und in der Liebe die Versöhnung zu predigen, schwirren wohl auch meine Seufzer und die blitzenden Funken, die ich aus meiner Seele schlug, da und dort um eines gebeugten Menschen

Haupt, und bewähren sich als Stimmen eines prophetischen Geistes. Was in mir dichtet, muß ewig leben, wie das Wort der Apostel!«

Hanna gelobte, die Bitte des erschütterten Dichters zu erfüllen.

»Vielleicht auch werd' ich noch Glück haben und mich wieder erholen,« sprach Günther nach einer Weile, und ein Schimmer jener Zuversicht, die oft mitten in der tiefsten Verzweiflung ihn gleich einer goldenen Wolke emporhob in reine Aetherhöhen, verklärte seine furchtbar verwüsteten Züge. »Dann will ich dieser Stunde eingedenk sein und – nun ja, warum nicht – will mich dann verwenden für Eure Gemeinde bei – bei Hofe! – Zinzen-dorf, Euer Prophet, Euer Apostel, will ja mein Fürsprecher sein! – Hat Gott oder der Heiland, wie Ihr sagt, ihn berufen zum Apostel, weshalb sollte ich mich schämen, Poet zu sein? – Ich will ihn kennen lernen und – müßte ich auch seine Lehre, seine Grundsätze bekämpfen, ihn dennoch von ganzem Herzen lieben als einen Geisteigenen!«

Seine physischen Kräfte waren erschöpft. Er schloß die Augen und sank zurück in die Kissen. Evermann und Hanna aber verließen das Zimmer erst, nachdem sie still und andächtig den geistig und körperlich Kranken der Gnade Dessen empfohlen hatten, deren gläubige Bekenner sie sich lobpreisend nannten.

VIERTES KAPITEL. BERUFEN ODER NICHTBERUFEN?

Woldemar von Raschau gab diese erste Unterredung Günthers mit dem glaubenseifrigen Evermann Veranlassung zu einem längeren Briefe an Zinzendorf. Ohnehin genöthigt, dem Grafen zu schreiben, ergriff er diese Gelegenheit mit Vergnügen, um sich offen über sein Denken und Empfinden gegen den Mann auszusprechen, zu dem er sich mit unwiderstehlicher Gewalt hingezogen fühlte. In diesem Schreiben nannte er sich zum ersten Male selbst einen geistigen Bruder des Grafen, ein Ausdruck, der das Bekenntniß enthielt, der neuen Gemeinde wenigstens im Stillen angehören zu wollen.

Die unter so eigenthümlichen Umständen erfolgte Rettung des Dichters, an dessen Schicksale der Graf nach Paul's Eröffnungen innigen Antheil nahm, konnte natürlich nicht unberührt bleiben. Sie war für den jungen Edelmann selbst zu wichtig, ja epochemachend; denn gerade durch sie erhielt sein Geist eine Richtung, auf die er sich früher wohl tastend gewagt, die er aber entschlossen einzuschlagen Bedenken getragen hatte. Woldemar war es jetzt einleuchtend geworden, daß des Menschen Wille nichts vermöge, wenn eine höhere Macht sich demselben widersetze. Einmal auf diesem Wege, bedurfte es nur noch weniger Schritte, um die Kreise zu betreten, innerhalb welcher die Glaubensansichten der neu begründeten Brüdergemeinde die Stiftshütte für ihre eigen geartete Gottesverehrung erbauten. Mit der Ohnmacht des menschlichen Willens war auch die Hinfälligkeit seines

Geistes gegeben, und somit blieb nur eine Unterordnung unter den Willen Gottes oder des Heilandes übrig, von dessen Gnade es abhing, auf welche Weise er die Schicksale des Individuums gestalten wolle.

Woldemar von Raschau war ein Herrnhuter geworden, ohne es zu wissen. Er fühlte sich glücklich in dem Aether, der ihn seitdem umfloß, zufrieden aber und ganz ruhig in sich war er noch nicht. Er wollte auch Andere auf gleichen Bahnen wandeln sehen, und da lag ihm Niemand mehr am Herzen, als der unglückliche Mann, der jetzt bei ihm lebte. Das furchtbare Geschick Günthers, obwohl größtentheils durch den Dichter selbst verschuldet, hatte ihm ja das Heil gebracht! Er war dadurch zur Erkenntniß gekommen, war geistig beglückt worden! Wie hätte er nicht daran denken sollen, auch den mit sich und der Welt grollenden Dichter zu bekehren? Es war dies nicht eigentlich Proselytenmacherei, es war nur Glaubenseifer, geboren aus dem seligen Frieden, in dem die gottergebene Seele gebettet lag. Aus solchem Eifer entstehen Priester und Apostel.

Von der Ueberzeugung beherrscht, daß die Lehre der Brüdergemeinde die verdorbene Welt bekehren und gleichsam zum zweiten Male von Sünde und Tod erlösen werde, konnte Woldemar gar nichts Anderes mehr wollen, als den Brüdern am Hutberge begabte Köpfe zuzuführen. Wer aber hätte wohl der Brüdergemeinde mehr

nützen können, als ein Mann von Günthers hinreißender poetischer Begabung! Hatte er doch in begeisterten Momenten selbst die Ansicht, jeder wirkliche Dichter sei auch ein berufener Apostel! Er hatte dies gegen ihn selbst, er hatte es später im Beisein Evermann's und Hanna's ausgesprochen! – Und Günther war ein Mensch voll Fehler, gegeißelt von den Scorpionen des Gewissens. Freilich scherzte und spottete er nicht selten über seine Thorheiten, wie er auch das Heiligste, in der Bitterkeit, die ihn erfüllte, verhöhnen konnte. Mit solchem Hohn und Spott wollte er aber nur den Schrei des Gewissens übertäuben, der nicht mehr in ihm verstummte! . . .

In seinem Briefe an Zinzendorf legte Woldemar unverhohlen seine Ansichten über Günther nieder. Er schloß diese mit der Hoffnung, der reuige Dichter werde als ein gottbegeisterter Sänger der Brüdergemeinde sich anschließen. Er verschmähte sogar nicht, ein weltliches Mittel in Vorschlag zu bringen, das bei Günthers Gemüthsart schwer und entscheidend in die Wagschale fallen könnte. Es war nämlich Woldemar nicht entgangen, daß Hanna in ihrer schönen Jungfräulichkeit einen tiefen Eindruck auf den sinnlich leicht erregbaren Dichter gemacht hatte. Ob die junge, unschuldige Schwester ebenfalls Gefallen an dem seltenen Manne fand, konnte er freilich nicht wissen. Immerhin aber war es nicht unwahrscheinlich, und ein längeres Zusammensein Beider mischte möglicherweise die Loose so glücklich, daß Niemand die göttliche Fügung ablängnen konnte.

Woldemar von Raschau würde zu so bestimmten Andeutungen, die beinahe die Form von Vorschlägen annahmen, schwerlich geschritten sein, hätte das Benehmen Günthers gleich nach der ersten mit Evermann gepflogenen Unterredung ihn nicht dazu ermuntert.

Günther zeigte sich nämlich auffallend still und nachdenklich. Seine Stimmung, bis dahin ungemein wechselnd, von einem Extrem zum andern springend, bald gerührt und weichmüthig, bald voll Erbitterung gegen die Welt, bald wieder hochfahrend, als sei es ihm ein Leichtes, selbst dem Himmel zu trotzen, war so auffallenden und unangenehmen Wandelungen nicht mehr unterworfen. Es ließ sich deshalb annehmen, daß in seinem innersten Herzen eine gewaltige Aenderung vorgegangen sei, und zwar eine Aenderung zum Bessern. Das einfache Wort Evermanns, der wieder nur ein Werkzeug in der Hand des Herrn war, hatte, so schien es, dies bewirkt, und war es je möglich, den irrenden Dichter zu retten, so war gerade jetzt zu solchem Versuche die Zeit am geeignetsten.

Von der quälenden Vergangenheit sprach Günther jetzt gar nicht mehr. Früher hatte er wenigstens Andeutungen fallen lassen, die Woldemar das Vorgefallene ahnen ließen. Er vermied es absichtlich, seiner Eltern zu gedenken. Nach der Unterhaltung mit Evermann beschäftigte sich der jetzt auch schnell genesende Dichter entschieden nur mit der Zukunft. Er machte Pläne und sprach darüber, und er konnte heiter, ja schalkhaft werden, wenn er sich in das anziehende Labyrinth erlaubter, wo nicht gar

gerechtfertigter Wünsche vertiefte. Im Geiste wandelte er schon an den Ufern der Elbe in Gesellschaft eleganter Cavaliere. Er träumte von Ruhm und Ehre, und schmückte sich die Zukunft mit anmuthigen Bildern aus.

Sein tieferes Denken aber verbarg er vor Jedem. Er sah es gern, wenn Hanna mit ihm sprach. Ihr hörte er weit lieber zu, als dem etwas steif feierlichen Evermann. Wie ungewohnt aber auch im Munde eines jungen, blühenden Mädchens dem in eitler Weltlust verstrickten Dichter die Belehrungen klingen mochten, die er anhören mußte, er zeigte nicht die geringste Ungeduld. Mehr denn einmal brachte er selbst das Gespräch auf solche Gegenstände, welche Hanna geläufig waren, und es schien ihm sehr erwünscht zu sein, daß alsdann auch Evermann Theil nahm an der Unterhaltung, und ihn genau bekannt machte mit Allem, was die Brüder unter Zinzendorfs Protection bisher erstrebt, wie sie die neue Gemeinde eingerichtet hatten, und in welcher einfachen, apostolischen Weise sie inskünftige Gott im Geiste und in der Wahrheit zu verehren gedachten.

Am Sylvesterabend war Günther bereits so gekräftigt, daß er sein Lager verlassen konnte. Auch dies Wiedergenesen galt Woldemar, nicht minder Evermann für ein halbes Wunder. Nur die ganz besondere Fügung Gottes vermochte den so lange Stunden in Schnee und Kälte Umherirrenden vor gefährlichem Krankenlager zu bewahren. In all' diesem erblickten sie den Finger Gottes, und es lag ganz in der Art ihrer Anschauung begründet, daß die Persönlichkeit des Dichters bei ihnen im Werthe stieg,

indem sie glaubten, derselbe sei zu großen Dingen berufen.

Am Tage nach Neujahr rüstete sich Evermann mit seiner Tochter zur Abreise. Ihm händigte Woldemar das Schreiben an Zinzendorf ein, mündliche Aufträge an den verehrten Mann hinzufügend.

Heiter und gleichmüthig schied Günther von seinen neuen Bekannten. Es hatte den Anschein, als nehme er weiter kein Interesse an ihnen. Selbst der Abschied von Hanna war kühl und gemessen.

»Für immer nehme ich noch nicht Abschied,« sprach er zu Evermann. »Sobald ich mir größere Strapazen wieder zutrauen darf, folge ich Euch. Dann begegnen wir uns wohl bei dem Grafen, wenn nicht als Freunde und Brüder im Geiste, doch sicherlich auch nicht als Gegner.«

Es ward nun wieder recht still auf dem abgelegenen Edelhofe. Woldemar nahmen ökonomische Angelegenheiten großentheils in Anspruch, und Günther blieb sich meist selbst überlassen. Das Wetter, fast immer stürmisch, gestattete keinen längern Aufenthalt im Freien für einen angegriffenen Körper, und so mußte sich denn der Dichter mit dem Aufenthalt innerhalb des Hauses begnügen.

Eines Tages richtete Woldemar, dem die Unthätigkeit seines Gastes nicht gefiel, die Frage an ihn, ob er sich denn nicht mit seinem Freunde Paul wieder in Verbindung setzen wolle? Dieser habe ihm gewiß Mancherlei mitzutheilen, und wahrscheinlich sehe derselbe mit Sehnsucht einer Nachricht entgegen.

Eine solche Frage mußte Günther nicht erwartet haben. Woldemar bemerkte mit beunruhigendem Staunen, daß der Charakter seines Gastes einem vom Winde hin und her bewegten Rohre gleiche.

»Was sollte Paul mir zu eröffnen haben?« versetzte er.
»Ich denke, das hat Zeit, bis wir uns wieder sehen.«

»Paul ist in Sorge um Sie!«

»Sie haben ihn ja über mein Schicksal beruhigt.«

»Ich versuchte es allerdings; seitdem aber ist nahezu ein Monat vergangen.«

»Sobald es milder ist, verlasse ich Sie,« erwiderte etwas kurz der leicht Gereizte.

»Je länger es Ihnen bei mir gefällt, desto angenehmer wird es mir sein.«

»Ich bin Ihr Schuldner, mithin muß ich Ihnen danken.«

Woldemar schwieg. Es that ihm weh, daß Günther gar nicht das Bedürfniß empfand, sich gegen Paul auszusprechen, der so viel für ihn gethan hatte. Nur die Rücksicht gegen den von so schweren Erfahrungen Betroffenen hielt ihn ab, dies mit klaren Worten ihm in's Gesicht zu sagen. Er hoffte noch, ein neues Schreiben Paul's, dem wohl auch eins an den Dichter beigeschlossen sein würde, werde ihn andern Sinnes machen, allein diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Woldemars Brief blieb unbeantwortet, und der junge Edelmann fürchtete mehr als einmal, er könne wohl gar verloren gegangen sein.

Ende Januar endlich kam der Postbote auch wieder auf den Edelfhof. Er überreichte Woldemar ein dickes Schreiben von Paul, das leider schon ein paar Wochen unterwegs gewesen war. Wirklich war auch ein Brief an Günther demselben beigegeben.

Der Dichter verfärbte sich, als er Paul's wohlbekannte Schriftzüge erblickte. Zögernd öffnete er das Schreiben, durchlas es in Eile und ließ es dann zur Erde fallen. Er war bleich geworden und zitterte heftig.

»Sie ist todt!« sprach Woldemar. »Ihr Schweigen hat sie getödtet!«

»Von wem sprechen Sie?« fragte Günther.

»Verlangen Sie nicht, daß ich ihren Namen nenne! Sie wissen, wen ich meine!«

Günther zuckte zusammen. In seinen Augen leuchtete die frühere, verzehrende Gluth wieder auf.

»Herr Baron,« sagte er in sehr leisem Tone, als fürchte er sich vor seinen eigenen Worten, »die Angelegenheit zwischen mir und der Person, die Sie im Sinne haben, ist eine reine Privatsache! Ich habe die Absicht, dieselbe ganz allein zu ordnen, und möchte deshalb von Niemand darin gestört werden. Sollten Sie keine triftigen Gründe haben, Ihre Gastfreundschaft mich noch länger genießen zu lassen, und könnten Sie mir den Werth dieser Anweisung, die mein in der That sehr großmüthiger Freund mir sendet, verschaffen; so würde ich vorziehen, schon morgen von hier mich zu verabschieden.«

Woldemar konnte diesen Entschluß nur billigen. Er war zwar davon überrascht, weil Günther bisher kein

Wort geäußert hatte, daß er die Absicht habe zu reisen, im Allgemeinen aber freute er sich darüber; denn es mußte sich nunmehr ja zeigen, ob der Wiedereintritt des Dichters in die Welt die Pläne werde zur Reife bringen, die er in der Einsamkeit des stillen Edelhofes entworfen und im Geiste ausgearbeitet haben mochte.

Er versah am nächsten Morgen den viel Geprüften mit der erforderlichen Summe, bestieg mit ihm einen Wagen und gab ihm ein paar Stunden weit das Geleit.

»Möge es Ihnen fortan recht wohl ergehen,« sprach er, von ihm Abschied nehmend, »und mögen sich Ihre Wünsche, Ihre Hoffnungen so erfüllen, daß Sie und Alle, die Sie schätzen, darüber trumphiren können!«

Günther antwortete nicht. Er ließ es geschehen, daß der wackere Edelmann ihn umarmte, ein Wort des Dankes kam nicht über seine Lippen.

FÜNFTES KAPITEL. DER SORGSAME FREUND.

Wenige Tage nach dem Weihnachtsfeste ließ sich Paul von Podelwitz bei Madame Ehrenhold anmelden und bat um die Vergünstigung einer Unterredung. Es handele sich um eine dringliche Angelegenheit, ward hinzugefügt, und Adele Ehrenhold war zu sehr Weib, zu neugierig und gutherzig, um dem Wunsche des wohl gesitteten jungen Edelmannes, mit dem sie sich schon auf dem Balles sehr angenehm unterhalten hatte, nicht bereitwilligst entgegenzukommen.

»Ich nahe mich Ihnen als Bittender, verehrte Frau,« begann Paul, der kurz vor Weihnachten seinen Examen

gemacht hatte, und sich nunmehr bereits anschickte, alles studentische Wesen abzustreifen. »Es gilt, ein armes, unglückliches Mädchen zu unterstützen, das ohne ihre Schuld in eine wahrhaft entsetzliche Lage gerathen ist.«

Er schwieg. Madame Ehrenhold aber forderte ihn auf, ihr mitzutheilen, was er wisse und was sie erfahren müsse, wenn sie überhaupt helfend oder rathend einschreiten solle.

Paul gerieth in Verlegenheit. Bis dahin war er nur der Stimme seines Herzens gefolgt, jetzt fühlte er, daß diese ihn in eine peinliche Situation gebracht hatte. Zurück aber konnte er nicht mehr, und so nahm er sich denn zusammen, um ohne allen Umschweif der als wohlthätig allgemein bekannten Frau den eigenthümlichen Fall mitzutheilen.

»Ein genauer Bekannter von mir,« hob er an, »ein Freund, wenn Sie wollen, talentvoll, leidenschaftlich, aufbrausend, ungestüm und wankelmüthig, machte vor längerer Zeit die Bekanntschaft eines jungen und liebenswürdigen Mädchens, die ihn dergestalt fesselte, daß sich bald ein intimes Verhältniß zwischen beiden lebhaften jungen Leuten daraus entwickelte. Leider traten Störungen ein, die meinen Freund verstimmten, ja unglücklich machten. Man bot Alles auf, um diese Störungen zu heben, ein Zusammentreffen der traurigsten Umstände machte dies aber unmöglich, und so gerieth denn mein armer Freund endlich in eine Stimmung, die sogar für sein geistiges Wohl Befürchtungen erregte. Angst und

Ungeduld trieben ihn fort. Er verschwand, ohne daß seine Freunde wußten, wohin er sich gewendet habe. Das liebende Mädchen, eine Seele ohne Arg, gerieth über diese heimliche Flucht ihres Geliebten in die entsetzlichste Angst, und wenn sie ihre Lage überblickte und der Zukunft gedachte, so durfte man sie deshalb nicht schelten. Sie werden errathen, was ich noch etwa zu näherer Bezeichnung dieser Lage hinzufügen könnte . . . «

»Wenn ich den Sinn Ihrer Worte recht deute, Herr von Podelwitz,« sprach jetzt Madame Ehrenhold, »so hat Ihr Freund das arglose, wohl nur auch etwas zu leichtgläubige Kind verlassen oder hintergangen, und dieses ist in-
zwischen –«

»So ist es!« fiel Paul ein.

»Hat das Mädchen keine Aeltern, keine Verwandte?«

»Ihre Großmutter, eine hochbetagte Frau lebt noch, ich fürchte aber, daß der Schreck über das Unglück ihrer Enkelin sie früh genug tödten wird!«

»Und dann ist das arme Geschöpf ohne Pflege, ohne Stütze?«

»Sie steht ganz allein in der Welt!«

»Wissen Sie nicht, wohin Ihr sehr hart zu tadelnder Freund sich gewendet hat?«

»Seinen gegenwärtigen Aufenthalt habe ich allerdings ermittelt, allein er ist augenblicklich nicht zugänglich. Ein schweres, furchtbares Verhängniß ist über ihn hereingebrochen! . . . Er hat seinen Vater verloren.«

»Durch den Tod?«

»Nein, durch das Schicksal!« flüsterte Paul.

Madame Ehrenhold zeigte eine tiefe Bewegung. Sie richtete einen stumm fragenden Blick auf den jungen Edelmann, der von Paul eben so beantwortet ward. Adele konnte ihre Thränen nicht mehr zurückhalten. Ihr Antlitz mit dem Taschentuche bedeckend, sprach sie erschüttert:

»Es ist entsetzlich! Entsetzlich auch für mich und meine Tochter!«

Sie hatte die schonend eingekleidete Erzählung Paul's vollkommen verstanden.

»Mademoiselle Alida,« hob Paul nach kurzer Pause das Gespräch wieder an, »muß doch von dem Vorgefallenen früher oder später in Kenntniß gesetzt werden. Erfährt sie die ganze Wahrheit, so wird sie sich leichter fassen und schneller genesen. Auch mein unglücklicher Freund wird sich erholen von dem Schlage, der ihn getroffen. Ich hege sogar Hoffnung, daß er bereits auf dem Punkte steht, sich der Umkehr zuzuwenden. Seinen Leichtsinn, seine Flatterhaftigkeit und sein leidenschaftliches Wesen hat er schwer gebüßt. Ich bin inzwischen nicht unthätig gewesen, und habe wenigstens so viel für ihn erwirkt, daß, wenn er nur Kraft genug in sich trägt, den wüsten Menschen in sich zu bändigen, ihm eine Zukunft gesichert ist. Am meisten liegt mir gegenwärtig die arme Doris am Herzen. Sie entbehrt des Nöthigsten, sie klagt sich grausam schwerer Schuld an und nennt sich die Mörderin ihrer Großmutter! Hier kann, wenn es überhaupt Hilfe gibt, nur das mütterliche Zureden einer edlen, großsinnigen Frau beruhigend wirken. Verzeihen Sie daher meine Kühnheit, Madame Ehrenhold, und schreiten Sie

mit Ihrer Herzengüte da ein, wo alle meine Mittel, alle meine Kräfte erschöpft sind!«

Die mildherzige Matrone reichte Paul die Hand.

»Was ich vermag, soll geschehen,« sprach sie mit bewegter Stimme. »Sie dürfen aber auch nicht müssig sein, sondern müssen mich unterstützen.«

»Ich vertraue mich ganz Ihrer Leitung an, verehrte Frau. Befehlen Sie über mich.«

»Für Doris werde ich das Nöthige thun und was ich selbst nicht vermag, durch andere zuverlässige Personen besorgen lassen,« fuhr Madame Ehrenhold entschlossen fort. »Sie soll nicht in Noth und Elend untergehen! Sie aber, junger Freund, Sie müssen diesen leichtsinnigen, dem weiblichen Geschlecht so gefährlichen Mann aufsuchen und nicht mehr aus den Augen lassen! Er bedarf vor Allem ernster Beschäftigung. Man muß ihn in andere Kreise bringen, ihn gesellschaftlich fesseln, ihm eine andere Wirksamkeit anweisen, die ihn anzieht, ohne ihn doch zum Sklaven der Stunde zu machen! Glauben Sie, Herr von Podelwitz, ich habe Ihren Freund seiner immensen Gaben wegen stets geschätzt und ihn von jeher richtig beurtheilt. Das veranlaßte mich auch, Ehrenhold für ihn zu interessiren. Ohne die unselige Neigung, von der Sie ja genügend unterrichtet sind, würde sich Günther auch eingearbeitet, und höchst wahrscheinlich meines Mannes Gunst sich erworben haben. Da zerstörte der Vorfall auf dem Balle, der zu so ganz ungerechtfertigten

Gerüchten Anlaß gab, mein besonnen angelegtes Gebäude, und die maßlose Heftigkeit des erbitterten Dichters führte zu einem völlig unheilbaren Bruche.«

Paul unterrichtete Madame Ehrenhold von den vorbereitenden Schritten, die er im Interesse seines unglücklichen Freundes gethan hatte, und von den Zusicherungen, die ihm gegeben worden waren. Die verständige Frau billigte Alles.

»Es gilt jetzt nur, ihn zu fesseln, und ohne daß er gedrückt oder verletzt wird, ihn zu überwachen,« sprach sie beistimmend. »Beides muß Ihre Aufgabe sein, Herr von Podelwitz! Es wird Ihnen dies nicht schwer fallen, da Sie unabhängig sind und sich eine Zeitlang in der Nähe Ihres Freundes aufhalten können. Und nun geben Sie mir die Adresse des verlassenen Mädchens, damit wir keine Zeit verlieren! Es wäre ja möglich, daß ein gänzlich veränderter Lebenswandel Günthers auch eine glückliche Wendung aller seiner Verhältnisse herbeiführte.«

Paul zögerte nicht, dieser Aufforderung nachzukommen, und mit ungleich leichterem Herzen, als er es betreten hatte, verließ er das Haus des Papierhändlers.

Dennoch war der junge Edelmann nicht ganz mit sich zufrieden. Er fühlte eine gewisse Leere in sich, die er nicht zu deuten wußte. Erst nach reiflicher Ueberlegung glaubte er die Veranlassung dieses unklaren Gefühls zu entdecken. Es war das Schicksal Alida's, das ihn neben Doris und Günther seit einiger Zeit lebhaft beschäftigte!

Zwei Mal nur seit dem Balle im Hause ihrer Aeltern hatte er das liebreizende Mädchen gesehen, ohne daß Alida ihren stillen Beobachter bemerken konnte. Ihr Aussehen, ihre trübselige Miene war ihm nicht bloß aufgefallen, sondern auch zu Herzen gegangen. Er konnte dem leichtfertigen Freunde ernstlich zürnen, wenn er an die Möglichkeit dachte, daß Alida's junges Herz an der Wunde sich langsam verbluten könne, die die verführerisch süßen Lieder des leidenschaftlichen Dichters ihr geschlagen. Wie oft hatte er Günther gewarnt und gebeten, nicht weiter zu gehen, nicht zwei Seelen gewissenlos zu verrathen! Seine Bitten und Warnungen fruchteten nichts. Der Dämon, welcher Günther beherrschte, peitschte ihn unablässig vorwärts auf der Bahn, die ihn und Andere in's Verderben führen mußte.

Es war mit ziemlicher Gewißheit anzunehmen, daß Alida nicht unterrichtet sei von dem Verrathe des Dichters an Doris. Der Mutter lag die schwere Pflicht ob, ihre Tochter von diesem Vorfalle in Kenntniß zu setzen. Vielleicht brachte dieselbe dem kranken Herzen Alida's unerwartete Heilung, denn mit der Erkenntniß der Unwürdigkeit konnte auch die heißeste Neigung in eisige Kälte umschlagen. Paul wünschte dies, er wußte selbst nicht weshalb? Das Verlangen, Alida glücklich zu wissen, ließ ihn momentan selbst den Freund und dessen noch immer mehr als bloß precäre Lage vergessen. Aber er rechtfertigte sich vor sich selbst wieder mit dem beschwichtigenden Zuruf: »Günther hat nur gegen Doris heilige Pflichten zu erfüllen! Doris allein gehört ihm vor Gott und Menschen;

ihr soll er die Ehre wiedergeben, indem er mit ihr vor den Altar tritt! Wenn nun aber Alida den flatterhaften Mann trotz seiner groben Charakterfehler und trotz seiner vielen Thorheiten doch nicht vergaß? Wenn sie auch den Treulosen, der nur herzlos mit ihr getändelt hatte, treu blieb? Wenn es für sie außer diesem Unwürdigen keinen Mann gab, der ihr Interesse und Liebe einzufloßen vermochte?

Auch diese Fragen legte Paul von Podewitz sich vor, um eine Antwort darauf zu finden. Seltsamerweise kam er aber mit allem Grübeln nicht weiter als zu dem Ausrufe, der ihm mehrmals ganz wider Willen entschlüpfte:

»Das wäre ja ganz entsetzlich, ja kaum zu ertragen!«

»Weshalb nicht zu ertragen?« setzte er dann hinzu, und er ertappte seine Gedanken auf einer Fährte, die ihm das Blut zu Kopfe steigen machte, und die unruhige, ja unzufriedene Stimmung, der er bereits verfallen war, noch vermehrte. Da es ihm durchaus nicht gelingen wollte, sich dieser Gefühlsumstrickung zu entziehen, verfiel er ohne Wissen und Wollen auf das Auskunftsmittel Woldemars. Er überlieferte sich vertrauensvoll dem Walten des Zufalls, und hatte wenigstens die Genugthuung, daß er dadurch wieder mehr Gewalt über seine Gedanken erhielt, und diese ungetheilt auf das Nächste, was Noth that, concentriren konnte.

SECHSTES KAPITEL. ZWEI GRIMMIGE NATUREN.

In einem weitläufig gebauten Dorfe unfern der schlesischen Grenze hielt spät Abends ein Fuhrwerk vor der

einzigsten Herberge. Die durchdringend scharfen Töne einer sehr rein gespielten Geige waren schon von Weitem hörbar. Das Instrument wurde in dem ländlichen Wirthshause gespielt, und wenn sich vor den etwa versammelten Gästen desselben ein herumziehender Musikant hören ließ, um Abendessen und Nachtquartier damit zu verdienen, so wäre diesem wohl ein besseres Loos zu wünschen gewesen.

Christian Günther stieg mit noch einigen Reisenden, die gemeinschaftlich das wacklige Fuhrwerk benutzt hatten, aus und trat in die Schenke. Unterwegs hatte er reiflich über sich selbst nachgedacht und seinen bisherigen Lebensgang rückwärts verfolgt. Es gab wenige Punkte, wo er gern und mit Wohlgefallen weilen durfte. Der Weg seines Lebens zerfiel in so viele Leidensstationen, als er Jahre zählte. So meinte wenigstens Günther, denn er nahm an, daß auch die ersten Jahre seiner Kindheit nicht heiterer gewesen sein möchten, als diejenigen, deren er sich erinnern konnte.

Mehr denn einmal rief er sich während dieses Versinkens in die Vergangenheit zu: das soll und muß anders werden! Er fühlte aber kein rechtes Bedürfniß sich zusammen zu nehmen und mit der Kraft eines starken Willens von Grund auf sein Leben neu aufzubauen. Es gab zu viele Schlacken, die vorher wegzuschaffen waren, und vor dem bloßen Angriff dieses verwilderten Gartens graute ihm schon. Besser also, man ließ ihn seitwärts ganz unbeachtet liegen, ließ das üppig aufgeschossene Unkraut unangetastet fortwuchern, wie es mochte, und

überdeckte es nur mit künstlicher Brücke um es nicht zu sehen. Warum sollte auf solcher künstlichen Grundlage, wenn sie nur geschickt und ansprechend zusammengefügt war, nicht ein glänzender Neubau sich aufführen lassen?

Der Aufenthalt im Edelhofe Woldemars behagte dem Dichter schon lange nicht mehr. In solcher Einsamkeit ließ sich allenfalls leben, wenn man krank war und absolut zu jeder Beschäftigung untauglich, ein Gesunder aber mußte alsbald von der entsetzlichsten langen Weile gequält werden.

Woldemar von Raschau, sagte sich Günther, ist in jeder Hinsicht ein kreuzbraver Mann, ein ganz so vortrefflicher Charakter wie Paul von Podelwitz, aber er besitzt weder genügsame Beweglichkeit des Geistes, noch weltmännische Bonhommie, um ein guter und stets erheiternder Gesellschafter zu sein. Entweder nehmen ihn landwirthschaftliche Geschäfte, also sein Lebensberuf in Beschlag, oder er vertieft sich in transscendentale Gegenstände, die mehr Reiz für ihn haben, als gewöhnliche Gespräche. Günther nahm so lange daran Theil, als Evermann auf dem Hofe verweilte. Die bäuerisch-schlichte Derbheit dieses Herrnhuters, die sich bis auf seinen Glauben erstreckte, unterhielt ihn, und weil zugleich Hanna's liebevolle Erscheinung ihm eine erquickende Augenweide gewährte, redete er sich zeitweise sogar ein, er nehme wirklich lebhaften Antheil an dem Tempelbau der Brüdergemeinde, die mit so staunenswerther Energie und Ausdauer auf ein noch völlig unsichtbares Ziel hinsteuerte.

Wir wissen schon, daß Günther nichts geläufiger war, als Selbsttäuschung. Ergriffen von irgend einem Gedanken, hielt er diesen eine Zeitlang fest und vertiefte sich dergestalt darin, daß er nie wieder davon loskommen zu können vermeinte. Kaum aber trat schmeichlerisch etwas Anderes seiner Seele nahe und regte seine Phantasie an, so verlor sich das früher ihn fesselnde Bild in weite Nebelferne und blieb, je nach den Umständen, ihm für immer entrückt.

Was Günther an Evermann fesselte und ihn zwang, auf dessen geistliche Unterhaltungen zu hören, wäre gewiß für immer der Vergessenheit übergeben worden, hätte nicht die ehrerbietige Gestalt des Grafen von Zinzendorf mit fesselnder Gewalt hinter dem schlichten, mährischen Bruder gestanden. Auf dieser Gestalt haftete jetzt der Blick Günthers. Sie schaute ihn verheißungsvoll an wie ein halb entschleiertes Götterbild oder wie ein wolkenumflossener Prophet. Von diesem sonderbaren Manne, dessen Geistesrichtung der seinigen so fern lag, ja ihr beinahe entgegengesetzt war, sollte ihm eine neue Zukunft angewiesen werden! An diesen Gedanken klammerte sich Günther fest. Es war der einzige noch übrige Rettungsanker, der sich ihm darbot, und so wenig er seinen Gefühlen zusagte, so heftig sein noch immer ungebrochener geistiger Stolz sich dagegen auflehnte, er streckte doch die Hand danach aus. Winkten doch im Hintergrunde Ehre und Ruhm! Wenn es ihm glückte, dann triumphirte er über die ganze spliterrichtende

Welt, und wie ein linderndes Oel umspielte seine ehrgeizige Seele der Gedanke, er habe sich glänzend, groß an all seinen Feinden und Verläumdern gerächt! –

Die merkwürdig festen Geigenklänge reizten seine Neugierde. Wenn er auch nur mit herumwandernden Musikanten, deren zahlreiche Truppen die Grenzlande durchstrichen, zusammentraf, so gab dies doch immer eine neue Anregung. Auch lag in Günthers ganzem Naturrell ein Hang zum Abenteuerlichen, und wenn man ihm die Wahl ließ zwischen einem Verkehr mit gesitteter guter Gesellschaft und mit allerlei Volk obscuren Herkommens oder zweideutigen Rufes, so schloß er sich letzterem gewiß eher und lieber an, als ersterem. Es war die ungenirte Ungebundenheit, die ihn fesselte, der er dauernd selbst dann nicht zu entsagen vermochte, wenn er es mit Hand und Mund feierlich gelobt hatte.

In der geräumigen Schenkstube, die durch nichts sich von andern des Landes unterschied, waren eine Anzahl Bewohner des Ortes versammelt. Die Meisten spielten Karten, Wenige pflogen ein Gespräch über gleichgiltige Dinge. Der Geigenspieler fand keine Beachtung. Er stand neben dem Schenktische. Ihm gegenüber an einer Säule war ein mit Noten beschriebenes Blatt befestigt, und daneben auf einem Schemel mit halb zerbrochener Lehne saß ein Mann, der durch die eigenthümliche Bildung seines Kopfes Jedermann auffallen mußte.

Günther erkannte diesen Mann auf der Stelle. Es war der Stadtpfeifer Brumser aus seiner Vaterstadt, mit dem

er als Knabe stets im Streite gelegen und dem er in kindischem Uebermuthe manchen Schabernack gespielt hatte. Der emsige Geigenspieler aber war Brumser's Sohn, der mit eiserner Consequenz und tyrannischer Härte von seinem Vater zum Musikus zurecht geknuffte lerneifrige Louis.

Ein Zusammentreffen gerade mit Brumser war Günther nicht erwünscht. Er suchte es zu vermeiden und stellte sich deshalb, als ginge kein Mensch in der großen Schenkstube ihn etwas an. Mit halb abgewandtem Gesicht schritt er an den besetzten Tischen hin und nahm in der hintersten Ecke Platz. Brumser jedoch hatte den Eintretenden durch die runden Gläser seiner gewaltigen Brille bemerkt. Gang und Haltung des späten Ankömmlings fielen ihm auf, er blickte ihm forschend nach, verließ seinen Platz und stand dem Dichter schon in der nächsten Minute gegenüber.

»Also wir sind noch am Leben, Musje!« redete er diesen mit giftigem Grinsen an. »Ja, ja, Unkraut verdirbt nicht!«

»Es sei denn, irgend ein ausbündiger Grobian raufte es mit seinen ungeschlachten Fäusten aus,« replicirte Günther.

»Wenn *ich* doch über den Musje hätte kommen dürfen! Was für ein Kerl wäre dann aus *Ihm* geworden!«

»Oder was für ein Narr aus Euch! Wär' freilich unnöthig gewesen, denn halb verrückt war't Ihr ja doch immer!«

»Hä!« grunzte Brumser. Louis' Geige verstummte. Sogleich kehrte der Stadtpfeifer sich um und rief dem Sohne zu:

»Noch einmal die Passage, Schlingel, und reiner, fester, sonst setzt's Nasenstüber!«

Darauf fuhr er zu Günther gewendet fort:

»Freut mich, beim Teufel, daß nichts aus Ihm geworden ist! Gönn's Ihm, so wahr ich Brumser heiße!«

»An Euerm schlechten Charakter hab' ich noch nie gezweifelt!«

»Schlecht? Was ist schlecht? Grob und gerade oder fein und hinterlistig? Grob bin ich und will's sein, aber schlecht – ha, ha, ha, schlecht sind nur die verdorbenen Verse-macher, die der eigene Vater von seiner Thür weis't, wenn sie als ungebetene Gäste eine Bettelsuppe bei ihm essen möchten!«

Günther lachte satanisch.

»Hat Euch mein Vater Beichte gegessen?« fragte er dann.

»Nä,« grins'te Brumser. »War auch nicht nöthig. Das Lamento der Frau Mutter, die dem verlornen Söhnchen gern noch eine Buttersemmel mit einem Zippel Wurst mit auf die Reise in den Wind gegeben hätte, verkündigte der ganzen Stadt des Doctors Gericht!«

»Und es freuten sich alle Philister, nicht wahr?«

»Geflennt hat Keiner über den Musje!«

»Also nicht?« sagte Günther. »Nun, das ist mir lieb, Stadtpfeifer. Jetzt hätte ich eine Bitte an Euch.«

»An mich? Soll ich Ihn etwa vernünftig machen?«

»Nein, Brumser, das vermöchtet Ihr nicht, weil Thoren Andere nicht zulehren können. Meine Bitte ist einfach und leicht zu gewähren.«

»Fis, Esel!« schrie er nach rückwärts dem Sohne zu, und rückte die verschobene Brille auf seiner Nase wieder zurecht. – Laßt 'mal hören!«

»Wenn Ihr wieder nach Hause kommt, Stadtpfeifer,« sprach Günther mit sarkastischem Lächeln, »dann seid so gut und grüßt alle Eure Spießbürger von mir mit dem Beifügen: ich selber wäre froh, nicht zu ihrer ehrbaren Sippschaft zu gehören, weil ich die Ueberzeugung in mir trüge, daß die ganze Welt, zumal aber alle bedeutenden Menschen deutscher Nation von mir, meinen Thorheiten und meinem Unglück noch sprechen würden, wenn ihre Gebeine und Schädel höchstens zu verwenden wären, um die Aepfel damit von den Bäumen zu schlagen.«

»Schön gegeben,« sprach Brumser, munter auflachend. »Er hat Witz, Musje, und das gefällt mir, und ich glaube sogar, wir könnten uns vertragen, wenn Er nur nicht ein so verluderter Kerl wäre! Will's pünktlich bestellen. Da, Patschhand drauf!«

Er reichte dem sehr erbitterten Dichter seine derbe Rechte und dieser schlug ein.

»Ich erkläre Euch für den miserabelsten Schuft in ganz Schlesien, wenn Ihr's nicht thut!« sagte er. »Auch dem Feinde muß man Wort halten!«

»Hab' Er keine Bange!« versetzte Brumser. »Feindeswort hält besser, als Freundeswort. Der verlaufene Musje soll mit mir zufrieden sein!«

Louis beendigte in diesem Augenblicke sein Spiel. Der Stadtpfeifer winkte ihm, gab, als er ihn erreichen konnte, dem hoch aufgeschossenen Sohne von hinten einen Stoß, daß er an den Tisch anprallte und beinahe mit seinem Kopfe den des Dichters berührt hätte, und sagte zu ihm:

»Kennst Du den da?«

Louis sah Günther verlegen an. Dann antwortete er ein kurzes Nein.

»Unsers Doctors Sohn! Wie gefällt er Dir?«

Louis reichte Günther seine Hand.

»Sie sind wohl schwer krank gewesen, Herr Günther,« sprach er mit sanfter, wohltönender Stimme, der sogleich des Dichters Herz entgegenschlug. »Man sieht es Ihnen an, daß Sie viel gelitten haben. Ihr Unglück ist mir zu Herzen gegangen.«

Das Auge des noch knabenhaften Jünglings ruhte bei diesen Worten so theilnehmend auf Christian, daß dieser an der Wahrheit des Gesagten nicht zweifeln konnte. Er drückte ihm die Hand, indem er zerstreut erwiderte:

»Danke, danke, Louis! Ich wünsche Dir Gutes, nur lerne die Welt nicht kennen.«

»Soll er gerade!« fiel Brumser ein. »Nur auf andere Manier wie der Musje! Just alleweile, wo er einen Choral fehlerfrei auf jeder Orgel spielen kann und auch die meisten Fiedler unter den Tisch geigt, geht er in die Welt. Hier ist's, wo wir von einander Abschied nehmen.«

»So jung schon wollt Ihr Euer Kind den Versuchungen und Gefahren der Welt aussetzen?« fragte Christian Günther, der in diesem Augenblicke nur Sinn hatte für Louis,

der so arglos und unbefangen einer verschleierte Zukunft entgegenging. »Ihr müßt in Euerem Neste vergessen haben, wie's draußen zugeht!«

»Ich vergesse gar nichts,« erwiderte der Stadtpfeifer, »denn ich habe, Gott Lob, ein gutes Gedächtniß. Mein Junge ist gut erzogen und wird sich nicht verwerfen, wie anderer Leute Kinder.«

»Wohin geht denn Louis?« fragte Günther.

»Nach Sachsen.«

»Nach Sachsen!« wiederholte der Dichter. »Da haben wir einen und denselben Weg. Willst Du mich begleiten, Louis?«

»Ihn?« rief Brumser. »Ein Zigeuner oder ein Taschenspieler wäre mir noch liebere Gesellschaft als die Seini-ge! – Hat keine Noth! Der Bengel ist groß genug, um sich allein zurecht zu finden, und wenn er auch die Worte nicht so zierlich zu setzen versteht, wie ein liederlicher Verse-macher, so hat er doch ein richtiges deutsches Maul und einen offenen Kopf. Solche Bursche brauchen keinen Führer.«

»Ich will mich Niemand aufdrängen,« versetzte Günther, »wenn Ihr aber durchaus meint, meine Gegenwart könne Nachtheil haben für Euern Sohn, so sehe ich nicht ein, weshalb Ihr Euch mir anhängt. Ich habe Euch nicht gerufen, und von schlesischer Lebensart habe ich gerade genug in mir, um Euch nicht um einen Ableger von diesem raren Gewächs angehen zu müssen.«

»Weiß ich halt genau,« sagte der Stadtpfeifer, sein flä-misches Lächeln wieder aufsteckend, »gerade, weil wir

uns Beide in dieser Couleur nichts nehmen, passen wir für ein paar Stunden zu einander. Man schläft nicht ein, wenn man sich tribulirt, und ein Bissel Aerger kann auch nichts schaden. Aerger reinigt das Blut, man kann eine Purganz sparen. Darüber wurde mir der Doctor immer giftig.«

Christian achtete nicht auf diese letzten Bemerkungen Brumser's. Er sah Louis mit seinen gewinnenden Augen an und wiederholte nochmals seinen Glückwunsch.

»Ich nähm' Dich doch lieber mit zum Begleiter,« sprach er. »Du brauchtest Dich nicht zu fürchten. Mit Dir, glaub' ich, wäre ich glücklicher, als wenn ich mit mir und meinen Gedanken ganz allein bin.«

»Sind böse Gesellen, gelt?« fiel der Stadtpfeifer ein. »Klirren und rasseln, brummen und räsonniren ohn' Unterlaß?«

»Gerade wie Ihr, Brumser!«

Ein abermaliges Grinsen war des wunderlichen Kauzes Antwort darauf.

»Wohin soll's denn zuerst gehen?« fragte Günther den jungen Musikbeflissenen wieder.

»Nach Leipzig,« versetzte Louis.

»Und mich führt mein Schicksal nach Dresden,« fügte Günther hinzu.

»Da paßt der Musje hin, wie der Sauhirt in einen Salon.«

»Oder wie Brumser in eine Kirche!«

»Was will er denn dort? Verliebte Lieder pfeifen oder – mit wendischen Kammerkätzchen tändeln?«

»Wenn ich Kaiser wär', ließ ich Euch in einen Weiberrock stecken, trotz Eurer Grobheit.«

»Warum?«

»Weil Neugierde eine weibische Untugend ist.«

»Richtig abgetrumpft! Aber ich pack' Ihn schon wieder! Weiß der Musje, was er von meinem Louis lernen könnte?«

»Geduld!«

»Die muß frühzeitig eingebläut werden, Er aber ist schon zu alt dazu. Nein, 'was Anderes und 'was Besseres.«

»Nun?«

»Die Kunst zu schweigen.«

»Von Euch hat er diese Kunst nicht gelernt, und mir würde sie mehr schaden, als nützen. Ein schweigender Poet ist noch übler dran, als ein verstoßenes Kind. Das Wort des Dichters kann zum Dietrich werden, der das festeste Schloß zu öffnen versteht. Dem Schweigen würde dies nie gelingen.«

»Dann hätte das Versemachen doch *einen* reellen Nutzen,« meinte der Stadtpfeifer, »und von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, will ich auch Ihn mit dem übrigen Menschentrosse auf der Erde herumkrabbeln lassen. Durchtreten wird er sie nicht, und wo so viele Vagabunden ein Plätzchen in ihr finden, da bleibt auch noch Raum übrig für den Musje.«

»Ich habe nur eine Bitte dabei,« sagte Günther.

»Die wäre?«

»Daß wir in der Erde nicht gar zu dicht neben einander zu liegen kommen! Sollte der Teufel mir diesen Possen spielen, wißt Ihr, was ich dann thue.«

»Er würgte mich, damit St. Peter an der Himmelsthür denken soll, ich hätte mich selber aus der Welt hinausgeschmissen.«

»Weit gefehlt!« sprach Günther. »Nein, ich lasse mich vom Tode noch beschneiden; dann bleibt mir's unbenommen, unter der Erde mich fortzukollern, wohin mir's beliebt, und ginge diese unterirdische Reise bis in's Thal Josaphat.«

Dieser Einfall gefiel Brumser. Er lachte, daß er die Brille verlor, denn bei all' seiner barocken Derbheit und seinem entschiedenen Widerwillen gegen Christian, dessen geistige Extravaganzen ihm nun einmal zuwider waren, hatte er doch Sinn für Humor und nahm eigentlich selten im Ernst etwas übel, obwohl er sich anstellte, als lebe er mit Jedermann auf dem Kriegsfuße. Das Gespräch wurde noch eine geraume Zeit zwischen beiden sich reibenden Naturen fortgesetzt. Es machte Günther kein Vergnügen, indeß verging darüber doch die Zeit und es verhinderte ihn, seinen eigenen Gedanken nachzuhängen, was ihm selten Erheiterung verschaffte.

Gern hätte Christian nach dem Befinden seiner Mutter gefragt: Brumser jedoch bot ihm zu einer solchen Abschweifung keine Gelegenheit. Es schien sogar, als führe er die Unterhaltung absichtlich in so stachlicher, prickelnder Weise fort, um den Verstoßenen an dem Aufwerfen gerade dieser Frage zu verhindern. Ihm galt Christian

für verloren, und wenn der ohnehin von dem Vater bereits aufgegebene Sohn immer weiter von diesem entfernt wurde, mußte der eigensinnige Stadtpfeifer viel rascher über den Doctor triumphiren.

Erst die Nacht trennte die Antipoden. Sie schieden von einander mit herben Bemerkungen. Günther reichte Louis die Hand.

»Wir begegnen uns wohl noch einmal im Leben,« sagte er zu dem jungen Menschen, den er ungern von sich gehen sah. »Wenn ich in Dresden mein Stücklein mir einübe und es zur guten Stunde an geeignetem Orte mit Ausdruck vortragen kann, ärgert sich der Stadtpfeifer doch wohl die gelbe Sucht an den Hals. Also, auf Wiedersehen, mein lieber Louis!«

Am andern Morgen, als Günther erwachte, hatte Brumser mit seinem Sohne die Herberge schon verlassen, und der vereinsamte Dichter bestieg in recht gedrückter Stimmung abermals den zugigen Wagen, um die entscheidende Reise, auf die er bald die übertriebensten Pläne von hohem Glück und glänzender Lebensstellung baute, und dann wieder schwindelnd wie vor einem unergründlich tiefen Abgründe vor derselben zurückbebt, in höchst langweiliger Gesellschaft fortzusetzen.

SIEBENTES KAPITEL. UNERWARTETES WIEDERSEHEN.

Volle vier Tage noch seit dem Zusammentreffen mit Brumser war unser Freund unterwegs. Mit welchen Gefühlen gewahrte er endlich die Thürme der chursächsischen Residenz! Das ganze herrliche Elbthal lag im

Abendsonnenschein vor ihm wie ein Abriß des Paradieses. Sollte es ihm Glück oder Unglück bringen? Durfte er hoffen, daß an der Pforte desselben nicht ein Engel mit flammendem Schwert ihn zurückwinken, sondern freudig lächelnd ihm den Lorbeerkranz zeigen werde, der die Stirne des Dichters schmückt?

Günther war seit seiner Flucht aus Leipzig nicht wieder geistig so tief erregt gewesen. Es bangte ihm und doch hob sich seine Brust voll Selbstgefühl. Er ging ja keinem Abenteuer entgegen, eine Berufung führte ihn in die glanzvolle, üppige Residenz. Konnte er nicht wirklich zu einer Mission bestimmt sein?

Neugierig ließ er links und rechts die Blicke schweifen, als der klirrende Wagen mit den müden Gäulen in die Neustadt einbog.

Er war noch nie in Dresden gewesen, und Alles kam ihm neu, unbekannt, beachtenswerth vor. Die stattlichen Häuser, die vielen herrschaftlichen Karossen, die Portechaisen, deren barock gekleidete Träger ihm jedesmal ein Lächeln entlockten, wenn sie steifbeinig, aber merkwürdig rasch an dem Mitthwagen vorüberhasteten.

Gern hätte er den Fuhrmann nach diesem oder jenem Gegenstande gefragt, aber der Mensch verstand ihn nicht. Es war ein noch ganz blutjunger Bursche, hinter Bautzen in der Haide zu Hause, der nur so viel deutsch konnte, daß er Brod und Wasser, überhaupt das zur Erhaltung des Lebens hoch Nothwendige in deutscher

Zunge zu fordern vermochte. Auch seine Reisegefährten, Pachter aus der Wendei, sprachen nur in ihrem Idiom, und da sie gar nicht danach aussahen, als ob sie Fragen eines Fremden zuvorkommend beantworten würden, hielt Günther absichtlich damit zurück und begnügte sich mit stiller Anschauung der an ihm vorübergleitenden Gegenstände.

Endlich hielt der Wagen. Die Passagiere stiegen aus und Günther fragte nach dem Gasthause, wo er im vergangenen Frühjahre mit Paul hatte zusammentreffen sollen. Es lag wenige Schritte weit entfernt von der Einkehr des Fuhrmanns, quer gegenüber auf der andern Seite der Straße.

Was hatte sich in dieser Spanne Zeit Alles verändert! Es grauste Günther, wenn er diesen stürmischen Abriß seines Lebens in Gedanken durchlief. Da war nirgends ein freundlicher Ruhepunkt. Ein Gewitter jagte das andere, Sturm folgte auf Sturm, und unablässig züngelten lodernde Blitze um sein Haupt!

»Wenn es doch endlich anders und besser würde!« seufzte er, als er die Schwelle des sehr bescheidenen Gasthauses überschritt.

Vater Moos kam ihm schon auf der Hausflur entgegen. Er begrüßte den Unbekannten höflich, betrachtete ihn aber mit seltsam forschenden Blicken. Günthers Aussehen mochte ihm doch wohl auffallen.

»Kann ich für einige Tage hier Kost und Wohnung bekommen?« fragte der Dichter, der zu sehr mit sich und

seiner Zukunft beschäftigt war, um auf den Wirth zu achten.«

»So lange der Herr befehlen,« lautete die sehr devote Antwort.

Günther erhielt ein sehr bescheiden meublirtes Zimmer angewiesen und Vater Moos fragte nach den weiteren Befehlen seines unbekanntes Gastes.

»Sie kennen vermuthlich die Wohnung des Herrn Grafen von Zinzendorf,« fragte Günther, an's Fenster tretend und die gegenüberliegenden Häuser betrachtend, wo ihm ein hübsches Mädchengesicht auffiel.

»Des – des –«

»Des Grafen von Zinzendorf,« wiederholte Günther. »Haben Sie nie von diesem Manne gehört?«

Vater Moos machte eine staunende Bewegung.

»Wer hätte nicht von ihm gehört!« erwiderte er. »Es überraschte mich nur –«

»Daß ein Unbekannter so geradezu nach dem Grafen fragt?« fiel Günther ihm in's Wort. »Oder kennen Sie mich vielleicht?«

Moos zuckte die Achseln und verstummte.

Das ganze Benehmen des Gastwirthes kam unserem Freunde komisch vor.

»Nun, ich begreife,« fuhr er erheitert fort. »Es fällt Ihnen auf, daß ein junger Mann meines Aussehens nach diesem vielbelobten Heiligen fragt. Sie müssen sich darin finden, auch ohne daß ich Ihnen den Zusammenhang erkläre, der zwischen mir verrufenem Weltkinde und diesem Manne des Friedens und der Demuth besteht. Doch

kann ich Ihnen zu Ihrer Beruhigung die Versicherung geben, daß ich zur Zeit mich seiner Gemeinde noch nicht beizähle. Mir mangelt noch immer die wahre Erleuchtung, obwohl, wie Sie bemerken werden, der Anfang dazu auf meinem eigensinnigen Schädel bereits sichtbar zu werden beginnt.«

Vater Moos befand sich in nicht geringer Verlegenheit diesem Gaste gegenüber. Als Verehrer des Grafen fühlte er sich durch die spöttisch klingenden Worte des jungen Mannes fast verletzt, und als Wirth war es seine Pflicht, alle bei ihm Einkehrenden mit Zuvorkommenheit und gebührender Achtung zu behandeln. Um nun die für ihn unerquickliche Unterhaltung abzukürzen, nannte er jetzt dem Gaste die Straße, wo Zinzendorf wohnte und fragte dann, mit wem zu sprechen er die Ehre habe.

»Mit einem verwilderten Genie, das der fromme Graf in die Kur zu nehmen gedenkt,« versetzte Günther übermüthig. »Richtig buchstabiert lautet mein Name Günther.«

»Sehr wohl,« sprach Moos.

»Nicht doch,« fiel Günther ein. »Es würde mir jedenfalls wohler zu Muthe sein, wenn ich meinen Namen abstreifen könnte, wie einen Handschuh; denn ich versichere Sie, er drückt mich bisweilen ganz barbarisch! Ich müßte aber, um dies Kunststück möglich zu machen, zugleich auch aus der Haut fahren, und das ist eine Operation, vor der mir alle Haare, die mir noch geblieben sind, zu Berge steigen. Darum bleibe ich, wer und was ich bin, bis es dem Grafen gelungen sein wird, mir durch

Handauflegen oder Beten einen andern und hoffentlich bessern Menschen anzuziehen.«

Vater Moos hörte in demüthiger Stellung zu. Als Günther schwieg, machte er eine stumme Verbeugung und entfernte sich.

»Es ist gewiß ein verkappter Jesuit oder ein incognito reisender Fürst,« sprach er nachdenklich zu sich selbst. »Es liegt Etwas in seinem Blicke, das mir Furcht einflößt, und ich fürchte mich doch nicht leicht. Bürgerliche einfache Leute haben das nicht an sich; auch bei dem gewöhnlichen Landadel bemerkte ich es nie. Der geistliche Stand aber, wenn er hochmüthig wird, kann so blicken, und regierenden oder gebietenden Herren ist dies Augenblitzen gar angeboren! – Günther! – Ja, Narrensposen – Günthert sich 'was! – Aber ich will mir gar nichts merken lassen, fein vorsichtig sein und im Uebrigen, wie immer, auf Ordnung halten. Dabei werd' ich's bald heraus haben, was für ein Goldvogel in meinen Käfig geflogen ist.«

Günther überlegte inzwischen, was ihm wohl förderlicher für seine Zwecke sein könne, ob bescheidenes, demüthiges Auftreten oder ein stolzes Gebahren, das seines eigenen Werthes sich bewußt ist. Freunde, die er um Rath hätte fragen können, besaß er nicht, ihm dienten nur die allerdings ziemlich genau angedeuteten Verhaltensmaßregeln als Anhalt, mit denen sein vorsorglicher Freund Paul ihm vorgearbeitet hatte. Es wäre ihm leicht gewesen, ganz sicher zu gehen, wenn er Paul von seinem Vorhaben unterrichtet hätte; denn es ließ sich mit Sicherheit annehmen, daß dieser keine Stunde zögerte,

sondern unverweilt ihm nach Dresden entgegeneilte, um als treuer Mentor dem Dichter zur Seite zu stehen. Günther aber that dies nicht, weil er fürchtete, der aufrichtige, allzu gewissenhafte Freund könne ihn gleichzeitig durch Mittheilungen belästigen, die seine Spannkraft lähmen und ihn geistig deprimiren möchten. Denn Günther kannte genau seine Schwächen und wußte im Voraus, daß ein einziges Wort ihn völlig unschlüssig machen und somit alle seine Pläne spurlos zerstören möge. So zog er denn vor, dem Zufall sich und sein Schicksal anzuvertrauen. Er war ja ohnehin schon geraume Zeit ein Spielball desselben gewesen, und seine ganze Existenz hing längst schon nur von den Launen dieser unberechenbaren Macht ab, deren Wirken sich Niemand völlig entziehen kann.

Um von dem neugierigen Wirthe nicht abermals examinirt zu werden, blieb Günther auf seinem Zimmer. Lange indeß hielt er es hier nicht aus. Lautes Gespräch und munteres Lachen, das von unten zu ihm heraufscholl, äußerten ihre Anziehungskraft. Wie lange hatte er selbst nicht mehr so recht von Herzen gelacht! Wie lange allen eigentlich geselligen Umgang entbehren müssen!

»Es ist hohe Zeit, daß ich wieder mehr unter Menschen komme,« sagte er, »sonst verlerne ich zuletzt menschlich gehen, blicken und sprechen! Sind die lauten Gäste unten Fremde wie ich, so werde ich mich mit ihnen angenehmer unterhalten, als wenn ich den ganzen Abend einsam hier ungelegte Gedankeneier auszubrüten suche, sind es aber Einheimische, dann wäre es ja möglich, daß

ich mittelst eines geschickten Frage- und Antwortspieles das Terrain kennen lernte, auf dem ich mich demnächst bewegen soll.«

So mit sich selbst sprechend, betrat er das Gastzimmer. Sein Blick fiel sogleich auf bekannte Gesichter.

»Günther!« riefen zwei junge Männer ihm gleichzeitig zu und eilten ihm entgegen. »Wo kommst Du her, alter Kumpan, und wie geht's Dir?«

Vater Moos lehnte sich staunend an den Ofen und verwandte kein Auge von den drei jungen Männern, die sich offenbar sehr genau kannten.

»Ein regierender Herr ist's doch nicht,« dachte er, »mit-hin muß es ein ausbündiger Schalk sein.«

Die Fremden beachteten seine Gegenwart in keiner Weise, was ihm ganz angenehm war, da er um so bequemer den stillen Beobachter spielen konnte.

Günther bereute seinen Schritt. Er zeigte sich in hohem Grade verlegen.

»Du bist verteufelt alt geworden,« sprach Feodor. »Man sieht's Dir an, daß Du eine schwere Krankheit überstanden hast.«

»Woldemar von Raschau hat sich aber wahrhaft edelmännisch benommen,« fiel Gotthold ein.

»Wißt Ihr das Alles?« sagte Günther. »Ich denke, man hielt mich für todt!«

»Für Deine Gläubiger, Deine Verkleinerer warst Du es und sollst es auch noch einige Zeit bleiben,« versetzte Feodor. »Gegen uns brauchte Paul von Podelwitz kein Geheimniß zu machen. Er wahr mehr als einmal Dein

Schutzgeist, und wir haben ihn wahrlich nicht gehindert!«

»Paul von Podelwitz!« summte Vater Moos. »Das ist ja mein genauer Bekannter! Also Studenten sind's, und der mit dem erleuchteten Kopfe ein verwilderter Bursche! – Schön, daß ich mehr Licht bekomme!«

»Lebt er noch in Leipzig?« fragte Günther.

»Das weißt Du nicht?« entgegnete Gotthold. »Ich denke, Ihr correspondirt lebhaft mit einander?«

»Seit ich jene Stadt verließ, habe ich persönlich keine Briefe mit Paul gewechselt.«

»Aber Du hast durch dritte Personen, vermuthlich durch von Raschau erfahren,« fuhr Gotthold fort, »daß Paul seine Studien absolvirt hat, und demnächst sich als Bittender in den Vorzimmern hoher und höchster Gönner allhier präsentiren wird. Als wir abreis'ten, sprach er die Hoffnung aus, mit Dir zusammen zu treffen.«

»Hier?«

»Hier oder anderswo; wir haben uns danach nicht erkundigt.«

»Glaubt Ihr, daß er Euch bald folgen wird?«

»Der Glaube kann täuschen,« meinte Feodor. »Paul's Absicht war es, allein Abhaltungen eigener Art könnten ihn doch auch länger an Leipzig fesseln.«

»Wenn er absolvirt hat, wüßte ich nicht, wer oder was ihn noch festhalten sollte.«

»Er that sehr geheimnißvoll,« sprach Gotthold.

»Und dabei sah er fürchterlich ernsthaft aus,« fiel Feodor ein.

»Er wird mir zürnen,« sagte Günther, »und ich darf mich nicht darüber beschweren!«

»Von Dir sprach er immer nur mit großer Theilnahme,« betheuerte Gotthold. »Ein Bruder kann nicht mehr um einen Vermißten leiden, wie Paul um Dich gelitten hat, als jede Nachricht ausblieb! Später aber, als man Dich gerettet wußte –«

»Paul erfuhr es von dem Baron,« fiel Günther ein.

»Gerade am Weihnachtsabend,« bekräftigte Feodor.

»Wir verlebten die späteren Abendstunden noch zusammen, unser wackerer Freund jedoch ward nicht heiter, wie sonst, denn er mußte immer nur an Dich und Deine Erlebnisse denken.«

»An meine Erlebnisse!« seufzte Günther, die Hand an seine Stirne legend. »O ja, ich hab' viel erlebt,« fuhr er fort, »so viel, daß, wenn ich jetzt daran zurückdenke, ich wirklich Noth habe, es für möglich zu halten! – Darum laßt uns lieber davon schweigen! – Man versündigt sich gegen sich selbst, wenn man rückwärts blickt in Nächte voll Graus. Es sind das Gräber, über denen gespenstische Gestalten schweben, uns winken, foppen und höhnen, und solche Gesellschafter erheitern die Gegenwart nicht und machen uns bange vor der Zukunft! – Ich habe mir vorgenommen, alles Geschehene gänzlich zu vergessen. Ich bilde mir ein, zum zweiten Male auf die Welt gekommen zu sein, und als ein solcher Neugeborener will ich ein neues Leben beginnen.«

»Bravo!« rief Gotthold. »Das ist männlich gesprochen, das zeugt von Kraft und Willensstärke, und das wird Dir den Weg bahnen zu einer glänzenden Carriere.«

»Er hat mir doch die Wahrheit gesagt,« murmelte Vater Moos. »Es ist ein verwildertes Genie, das der hochgeborene Herr Graf in die Ziehe nehmen soll.«

Günther duldete das Händeschütteln seiner früheren Kameraden, ohne Gotthold's Hoffnungen vertrauensvoll zu theilen.

»Was führt Euch denn eigentlich hierher?« fragte er ablenkend. »Reisen war doch sonst nicht Eure Sache.«

»Unsere neue Würde!« sagte mit Pathos Feodor. »Du erblickst nämlich in uns nicht mehr simple Studenten, sondern Baccalaurei! Nicht wahr, man sieht mit so einem halben Titel doch gleich ganz anders aus?«

»Lege Dir ebenfalls etwas der Art zu,« meinte Gotthold.

»Wer weiß!« versetzte Günther geheimnißvoll lächelnd.

»Was würdet Ihr sagen, wenn ich schon die ersten Knoten zu der Strickleiter geschürzt hätte, die mich zu einem hohen Standpunkte befördern soll?«

»In der That?«

»Ich habe in dieser Absicht mein stilles Asyl bei Wolde-
mar verlassen.«

»Darf man fragen, was Du vorhast?« sagte Gotthold. »Oder soll es ein Geheimniß bleiben, bis Du das Ziel erreichst?«

»Man soll ein Kind nicht mit Namen nennen, ehe es getauft ist!« versetzte Günther. »Ich bin, wie schon bemerkt,

einem solchen Kinde augenblicklich zu vergleichen, und hier, in dieser glänzenden Residenz, soll die Taufe an mir vollzogen werden. Also –«

»Bist und bleibst Du so lange unser alter Kumpan, bis dies geschehen ist,« fiel Feodor ein. »Wir haben Zeit und werden es abwarten.«

»Hast Du Dich denn schon umgesehen in dieser Stadt des Luxus, der Verschwendung, des vornehmen Lebensgenusses und im Stillen gepflogener Heiligkeit?« fragte Gotthold. »Es verlohnt wirklich der Mühe, diese Gegensätze kennen zu lernen, obwohl ich nicht abzusehen vermag, wie so Verschiedenes neben einander bestehen kann, ohne sich tagtäglich auf Tod und Leben zu bekämpfen. Hier das luxuriöse, leichtfertige, grundsatzlose Hofleben, und dort eine Gemeinde von Gläubigen, die allen Glanz, allen irdischen Tand verachtet, und das wahre Christenthum nur in apostolischer Einfachheit sucht! Brühl und Zinzendorf, obwohl Beide von gleichem Stande, stehen einander schroffer gegenüber als Fürst und Leibeigener!«

»Dennoch sind Beide als Geisteigene sich verwandt,« sagte Günther.

»Eine poetische Erklärung, von welcher die steinharte Prosa der Welt keinen Nutzen hat,« versetzte Gotthold.

»Ich denke, lieben Freunde,« fiel Feodor ein, »wir überlassen die Ausgleichung dieser Gegensätze und Widersprüche denen, die sie hervorgerufen haben, oder der Zeit, die schon weit schwerere Speisen verdaut hat. Danken wir Gott und dem Schicksal, daß wir uns mit dem

Anschauen beider begnügen dürfen, und laßt uns jetzt damit den Anfang machen!«

Vater Moos mußte sich Gewalt anthun, um seinen drei jungen Gästen nicht mit der von ihm eingeführten wunderlichen Hausordnung in den Weg zu treten. Theils seine gänzliche Unbekanntschaft mit ihren Verhältnissen, theils die Besorgniß, es könne sein gut gemeintes Entgegenreten sehr übel von den jungen Herren vermerkt werden und dies ihm selbst zum Nachtheil gereichen, ließ ihn schweigen. Durfte er doch annehmen, daß die jungen Männer, welche ihren Reden nach zu urtheilen, wenigstens keine Anhänger der Maximen waren, denen bei weitem der größte Theil aller Hofleute huldigte, ihm und seinem Hause keine Schande machen würden.

Günther war schnell bereit, die Freunde zu begleiten. Sie konnten ihn jetzt nicht mehr stören, da das getroffene Abkommen Beiden die Zunge band.

ACHTES KAPITEL. EIN PEINLICHER ABSCHIED.

Paul von Podelwitz saß vor einem geöffneten Packete und betrachtete mehrere demselben entnommene Papiere. Es waren Verse, Lieder des armen Freundes, der ihn seit Monaten keines Wortes mehr gewürdigt hatte. Ein Bedienter hatte das Packet gebracht, und außer den mit Versen beschriebenen Papieren lag noch ein feines Blatt dabei, das nur wenige Worte enthielt. Diese Worte waren Adele Ehrenhold unterzeichnet.

»Sie hat ihn also doch aufgegeben,« sagte Paul, die Papiere wieder zusammenlegend und sie in sein Pult verschließend. »Es mag ihr schwer geworden sein, ich glaub' es gern; nun sie aber zu diesem Entschlusse gekommen ist, hat sie auch überwunden. Jetzt wird Alida genesen und hoffentlich auch wieder mit heiterm Auge in die Welt blicken! . . . Ich aber will diese Zeugen ihrer Liebe, ihres räumlichen Glückes und ihres langen herben Schmerzes aufbewahren, bis ich ihn wiedersehe und sie ihm als sein Eigenthum zurückgeben kann!«

Er stand auf und ging ein paar Mal im Zimmer auf und nieder.

»Morgen will mich Alida sprechen, schreibt ihre Mutter,« fuhr er fort. »Sie will mir sagen, daß sie meinem Freunde vergeben hat, ihn aber nie, nie wiedersehen kann! – Dies Selbstgelöbniß zu halten, wird dem seelenguten Kinde nicht schwer gemacht werden! . . . Christian gedenkt ihrer wohl schon lange nicht mehr, vergißt er doch selbst Doris, die ihm um so viel näher steht!«

Paul ging abermals durch's Zimmer.

»Er ist abgereis't, schreibt mir mein Freund Wolde-
mar,« nahm er sein Selbstgespräch wieder auf, »und dennoch verläßt mich die Sorge und Angst um ihn nicht! Ich finde keine Ruhe mehr, ich muß ihm entgegen! . . . Wenn der Graf ihn nicht anspricht oder die Leidenschaft gewinnt wieder Macht über ihn, schlägt er im entscheidenden Augenblicke Alles in die Schanze! . . . Dann ist Doris verloren! Sie hat mir versprochen, zu dulden und auszuharren, bis ich ihr Nachricht sende . . . Sie wird ihr

Wort halten, denn sie ist Mutter und liebt ihr Kind! – Länger aber darf Christian das arme Geschöpf nicht vernachlässigen ... Er muß sie wieder sehen, sein Kind an die Brust drücken, die Mutter umarmen, und ihr das Unrecht abbitten, das er ihr zugefügt hat.«

Paul traf nunmehr Anstalten zu seiner Abreise. Er packte und machte einige Abschiedsvisiten. Zuletzt verfügte er sich in das Ehrenhold'sche Haus.

Man hatte den jungen Edelmann jedenfalls erwartet. Der Bediente empfing ihn mit einer gewissen bevorzugten Aufmerksamkeit und führte ihn sogleich in das höchst elegant eingerichtete Gesellschaftszimmer. Es war dies derselbe Raum, in dem vor einigen Monaten die Tochter des Hauses an der Seite des nunmehr verschollenen Dichters so glücklich durch die Reihen der Tanzenden schwebte. Paul vermeinte auf dem sehr reich besetzten Blumentische den Rosenstock zu bemerken, dem Alida damals verstohlen eine Knospe raubte, um sie noch verstohlener dem geliebten Freunde zuzustecken.

Er mußte geraume Zeit warten. Weder Herr noch Frau des Hauses erschienen, um ihn zu begrüßen, und die Bangigkeit, die ihn schon früher beschlichen hatte, vermehrte sich und machte ihn immer befangener. Endlich hörte er das Rauschen von Frauengewändern, auch Geflüster glaubte er zu vernehmen, und alsbald trat Madame Ehrenhold mit ihrer Tochter in's Zimmer.

»Wir wissen die Aufmerksamkeit vollkommen zu schätzen, Herr von Podelwitz,« redete Alida's Mutter den jungen Mann zuvorkommend an, »mit welcher Sie unserm

Wünsche entgegengekommen sind und in so zarter Weise eine Angelegenheit zum Austrage gebracht haben, die uns viele sorgenvolle Tage gemacht hat. Meine Tochter fühlt das Bedürfniß, Ihnen persönlich für diesen Freundschaftsdienst zu danken.«

Paul antwortete nur durch eine Verbeugung und wendete sich dann Alida zu, indem er sich nach ihrem Befinden erkundigte. Die Mutter überhob ihre Tochter der Antwort.

»Mein guter Ehrenhold,« sprach sie, »ist mit väterlicher Liebe jedem Wunsche Alida's entgegengekommen. Was einem jungen Mädchen angenehm sein und ihr Zerstreuung gewähren kann, ist von ihm herbeigeschafft worden. Und das hat denn auch seine sehr guten Wirkungen gehabt. Nicht wahr, mein Kind?«

»Ich habe in der That keine Ursache, beste Mama, über irgend etwas mich zu beklagen,« erwiderte Alida. »Ich befinde mich sehr wohl, auch glaube ich, daß ich Jedermann durch mein Betragen zu erkennen gebe, wie ruhig und zufrieden ich geworden bin.«

Das war eine Antwort, die Paul recht schmerzlich berührte. Sie sagte ihm deutlicher, als die lauteste Klage, daß Alida nicht glücklich sei, ja vielleicht noch jetzt mit tiefer Innerlichkeit dem Manne anhänge, der doch offenbar nur Scherz mit ihren Empfindungen getrieben hatte.

Paul ließ sein Auge theilnehmend auf der feinen, biegsamen Gestalt des schönen Mädchens ruhen, und Alida's Blick streifte dies sanft fragende Auge. Ihre Wange färbte sich etwas höher.

»Ich hoffe, daß Sie mich nicht mißverstehen, Herr von Podelwitz,« fuhr sie fort. »Meine Aeltern waren stets gü-
tig gegen mich und hatten in der That während meiner
so traurigen Verstimmung unendlich viel Geduld mit mir.
Dafür bin ich Ihnen, ich fühle es, Dank schuldig. Mein
Herz ist auch immer voll davon, aber es gelingt mir nicht
jederzeit, das, was mich bewegt, in Worten auszuspre-
chen. Wann gedenken Sie abzureisen?« setzte sie rasch
hinzu.

»Schon am nächsten Tage,« erwiderte Paul.

Alida senkte den Kopf, als beschäftigte sie ein wichtiger
Gedanke.

»In Dresden werde ich wahrscheinlich einige Zeit ver-
weilen,« fuhr Paul fort.

Alida blickte wieder auf.

»Ich wünsche von Herzen,« sprach sie, »daß Sie dort
finden, was Sie suchen. Ihrer dereinstigen Rückkehr wür-
de ich dann mit Heiterkeit entgegensehen.«

»Des Auftrages, welchen ich durch Ihre geehrte Frau
Mama erhielt, werde ich mich in diesem Falle pünktlich
und gewissenhaft entledigen,« sagte Paul. »Würden Sie
gestatten, daß ich eine etwa erfolgende Antwort darauf
ebenfalls demjenigen überbringen dürfte, an den sie ge-
richtet sein möchte?«

»Solchem Ansinnen würde ich mich opponiren,« fiel
hier Ehrenhold ein, welcher so eben das Zimmer betreten
hatte. Alida zog sich mit einer Verbeugung zurück, indem
sie sich von Paul mit einem freundlich gelispelten: »Auf
Wiedersehen!« verabschiedete.

So gern der junge Mann ein längeres Gespräch mit der schönen Tochter des Papierhändlers angeknüpft hätte, war ihm die schnelle Beendigung des so eben geführten doch sehr angenehm. Die Dazwischenkunft Ehrenhold's half ihm aus einer höchst peinlichen Situation, in der er noch dazu eine recht traurige Rolle spielte, die er zu übernehmen in seiner Gutmüthigkeit schwach genug gewesen war. Er wollte sich selbst und dem verirrtten Freunde damit einen Dienst erweisen. Zu spät sah er jetzt ein, daß Beides unmöglich sei und daß er weit eher sich compromittiren, als Alida gegenüber in bestechendem Lichte zeigen werde. Er athmete daher froh auf, als er die Stimme Ehrenhold's vernahm, der gar freundlich auf ihn zuschritt und ihn mit derbem Händedrucke begrüßte.

»Sie sind ein würdiger junger Mann, mein sehr werther Herr von Podelwitz,« sprach Ehrenhold, »ein Mann, vor dessen *prudencia* ich respectvoll den Hut zu ziehen für Pflicht erachte. Ich habe mit meiner Frau der bekannten delicaten, leider nur auch sehr fatalen Affaire nachgesonnen, und mich nach mehrfachen Disputationen darüber endlich mit ihr geeinigt. Das Mädchen, als ein bewegliches Geschöpf mit wenig gestählten Nerven weint zwar noch bisweilen, wenn sie sich unbeachtet vermeinet, ihre Thränen fließen aber nicht mehr in salzigen Strömen, sondern rinnen nur sparsam, was mir ein Beweis ist von einer bereits angefangenen veränderten Gefühlsrichtung. Und nun es mir durch behutsames Vorstellen und vernünftiges Zureden gelungen ist, sie zu

persuadiren, daß sie die leichtfertigen Verse und andere Schreibereien in schwülstiger Prosa, welche der unselige Mensch dem unerfahrenen Kinde in die Hände spielte, mir auslieferte, habe ich mich nicht mehr allzusehr über das ärgerliche Vorkommniß gequälet. Zu Ihnen, mein werther Herr von Podelwitz, habe ich ein unbedingtes Vertrauen. Sie werden dem phantastischen Strudelkopfe, so Sie ihn sehen, meine Ansichten über ihn nochmalen mittheilen, und selbigem kund geben, daß wir großmüthig Verzeihung zu üben gewillet sind, so er gelobet, unser Haus zu meiden, und sich unserer Bekanntschaft nirgend und gegen Niemand zu rühmen. Mit seinen überschwänglichen Liebesliedern kann und mag er beglücken, wen von solchem Honigseim zu lecken gelüstet. Meine Tochter sieht ihre Thorheit ein, und wenn sie aus mädchenhaftem Trotze auch nichts davon merken lässet, so ist sie doch auch wiederum klug genug, um sich diesem verlaufenen weiland Studioso gegenüber nichts zu vergeben. Und so denk' ich, Herr von Podelwitz, wir bleiben gute Freunde, derweilen der widerharige Bösewicht seinen wohl verdienten Platz draußen vor der Thüre innebehält.«

So gern Paul einige Worte zu Gunsten Günthers hätte fallen lassen, mußte er darauf jetzt wenigstens doch verzichten, um nicht das Vertrauen zu verlieren, mit dem der Papierhändler ihn beehrte. Es galt vor Allem, sich dieses Vertrauens auch in Zukunft werth zu zeigen. Dies erschloß ihm Ehrenhold's Haus und sicherte ihm den Zutritt in dessen Familie. Er erwiderte daher Ehrenhold's

Entgegenkommen in gleicher Weise, indem er dem immer pedantisch gemessenen Papierhändler schmeichelhafte Worte über sein kluges Verhalten in einer so mißlichen Angelegenheit sagte.

»Was nun meinen bedauernswerthen Freund anbetrifft,« fügte er dann hinzu, »den ich weniger schuldig finde, als der Schein ihn uns zeigt, so glaube ich noch immer, wir Alle werden einst ein viel milderer Urtheil über ihn fällen. Gewiß nehmen auch Sie, Herr Ehrenhold, keinen Anstand, die jetzt entzogene Achtung ihm wieder zu schenken, wenn er durch die That beweist, daß er besser ist, als sein Ruf. Nach meinem Dafürhalten wären Ehre und Ruhm ihm sicher, ließe die Kluft sich überbrücken, die ihn vom Hause seiner Aeltern scheidet. Dahin zu wirken, soll zunächst meine Aufgabe sein. Es wird aber nur dann gelingen, wenn die Welt dem arg Verkannten, der nur leider sich selbst fast ganz aufgegeben hat, jene Achtung wieder zuwendet, ohne die nun einmal Jeder, auch der ausgezeichnetste Mensch im bürgerlichen Leben, für todt gilt.«

»Löbliche Grundsätze, denen ich *in extenso* beipflichten muß,« erwiderte Ehrenhold. »Warum aber ist es denn derer hochfahrenden Poeten absonderliche Art, immer gerade anders sich zu gebärden, als Leute von Aestimation, welche doch Anspruch machen können auf den Titel *Honoratiores*? So ich nicht irre gehe in meinen Gedanken, glaube ich den Grund davon erforscht zu haben.«

Ehrenhold sah mit wahrhaft erhabenem Weisheitsblick auf Paul.

»Ich bitte dringend, mir das Ergebnis dieser Ihrer so wichtigen Forschung nicht vorzuenthalten,« sagte dieser mit einem Anflug schalkhaften Lächelns.

»Der Poet,« hob der Papierhändler, der nur auf diese Aufforderung gewartet hatte, von Neuem an, »der Poet ist ein Wesen gar seltsamer Complexion. Er schwebet in der Luft und kann doch nicht fliegen, er tauchet unter in Wasserwogen und hat doch weder Fleisch noch Blut eines Fisches, und er badet sich auch in Feuerflammen, obwohl die Natur des Salamanders ihm gänzlich mangelt. Solche Gelüste und Neigungen wenden ihn dem Soliden ab und erfüllen ihn dergestalt mit Feuerluft und wässerigem Stoff, daß er alsbalden jeglichen Halt verlieren muß, und entweder als ein Stehauf sich vor denen der Solidität und bürgerlicher Ehrbarkeit anhängenden Menschen lächerlich machet, oder als ein Haus Narr in alle Lüfte bald da, bald dorthin verwehet wird, gleich als sei er ein Drache, welchen die Jugend zu ihrem Plaisir aufsteigen lässet.«

»Ich erstaune über Ihren Scharfsinn, Herr Ehrenhold,« versetzte Paul. »Sie haben da in der That eine Entdeckung gemacht, die uns Einsicht gewährt in das innerste Wesen eines Dichters. Nur will es mir scheinen, als dürfe man dieser Eigenartung wegen diejenigen, welche nun Gott einmal so geschaffen hat oder hat werden lassen, nicht ausschließlich für diese ihnen innewohnenden Seltsamkeiten verantwortlich machen.«

»Gewissermaßen haben wir doch nicht nur ein Recht dazu, sondern sogar eine Pflicht,« lautete Ehrenhold's

Antwort. »Ist ein Mensch höher begabet als Andere, so muß er von solcher Begabung auch nur einen ehrenwerthen Gebrauch machen, widrigenfalls er auf Abwege geräth und in verderblichem Schlendrian sich selber verlieret. Hat es doch etzliche Poeten gegeben zu verschiedenen Zeiten, denen es auch nicht gebrach an Feuer- und Wasserstoff, an buntfarbigen Phantasieen und sonstigen dichterischen Zuthaten mehr. Weilen sie aber vernünftig waren und sich selber zügelten, also daß sie auch das Flügelroß, genannt Pegasus, ungefährdet besteigen konnten, gelang es ihnen, ein Leben zu führen in Sittsamkeit und Ehre, und Gedichte in die Welt zu setzen, welche gleichsam ein ewiges Leben haben und an denen sich das einsichtsvolle Publikum heute amusiret und morgen gar erbauet. Poeten solcher Art waren der große Opitz, zubenannt von Boberfeld, der weit gereiste Flemming, welcher eines frühen Todes verblich in der Fremde, und solch ein geachteter, geehrter und ewig fortlebender Mensch hätte auch dieser begabte Jemand werden können, der mir so vielen Kummer bereitet, hätte er nicht geworfen seine Gaben vor die Säue im wilden Uebermuth, und ausgezogen die Schnallenschuhe bürgerlicher Ehrbarkeit, um barfüßig einherzulaufen wie ein Kuhhirte. Ein Poet, der den Kopf so hoch trägt, daß er sich ein Loch an den Hörnern des Mondes stoßen kann und dennoch mit der Nase im Kothe lieget, ist für mich keine Person, der ich mich beuge. Solches Gelichter wünsche ich dahin, wo der Pfeffer wächst oder in das Land Spanien, wo es Platz genug geben soll für Schlösser, wie sie

in dem bodenlosen Gehirn solcher Leute zu Dutzenden entstehen und verschwinden.«

Die Ernsthaftigkeit, mit welcher Ehrenhold seine gewonnene Ueberzeugung über achtbare und unachtbare Poeten vortrug, ergötzte Paul nicht wenig. Es lag eine so hohe Selbstgenügsamkeit darin mit seiner eigenen Lage, daß es grausam gewesen sein würde, hätte er diese Illusion einer wenig begabten Menschenseele durch lebhaftere Einwürfe zerstören wollen. Auch fühlte Paul nicht das Bedürfnis, dem Papierhändler gegenüber als Belehrender aufzutreten. Ihn leiteten und beherrschten andere Ideen. Deshalb gab er Ehrenhold nochmals die Versicherung, er sei von feinen Bemerkungen ganz überrascht und werde nicht ermangeln, reiflich darüber nachzudenken, um vielleicht später noch einmal ausführlich auf dies höchst anziehende Thema zurückzukommen.

Hierauf empfahl er sich dem Ehrenhold'schen Ehepaare, versprach, nichts zu versäumen, was zu gänzlicher Schlichtung der bereits auf bestem Wege befindlichen Angelegenheit dienen könne, und verließ das Haus. Langsam sich entfernend, schweifte sein Blick noch einmal hinauf zu dem Fenster, wo Alida's lockenumspielter Kopf gewöhnlich sichtbar war. Heute sah er ihn nicht. Die Rouleaux waren tief herabgelassen, obwohl die Sonne nicht schien. Weinte Alida vielleicht, und wollte ihre Thränen auch denen verbergen, die ihr gegenüber wohnten und sie in ihrem stillen Grame nur zu ungestört belauschen konnten?

NEUNTES KAPITEL. AUF DEM CARNEVAL.

Selten war der Carneval so glänzend und geräuschvoll begangen worden. Ein Fest verdrängte das andere, Maskenball folgte auf Maskenball, und diejenigen, welche durch ihre Stellung in der Gesellschaft so bevorzugt waren, Zuschauer und Theilnehmer an diesen Vergnügungen sein zu dürfen, schwelgten in Lust und Scherz. Am rauschendsten gestalteten sich diese Freuden in den Palästen der Vornehmen, die bei Hofe in besonderer Gunst standen. Was man sich von den Ballfesten dieser reichen und lebenslustigen Cavaliere im Publikum erzählte, klang so fabelhaft, daß Manche der Ansicht sich hingaben, das Gerücht übertreibe, im Ganzen aber erwies sich gerade in dieser Beziehung die Fama wahrheitliebender, als es gewöhnlich ihre Art ist.

Am höchsten gipfelten sich diese gesellschaftlichen Vergnügungen um die Fastenzeit. Die Residenz schwamm in Seligkeit, und wer irgend Gelegenheit hatte, der leerte den Becher der Freude bis auf den Grund.

Gerade in diese letzten Tage vor dem Fastnachtsabend fiel Christian Günthers Ankunft in Dresden. Seine Universitätsfreunde Gotthold und Feodor, mit denen der Zufall den Dichter zusammenführte, fanden, wie alle jungen Leute, welche Sinn für das Schöne oder nur Anmuthige haben, Gefallen an diesem phantastisch bunten Leben. Sie suchten es auf, wo irgend es ihnen verlockend winkte, und so ergaben sie sich, von dem Taumel, der

Alle beherrschte, mit ergriffen, willenlos einem bisher ihnen fast ganz unbekannt gebliebenen Lebensgenusse, bis sie ermüdeten.

Günther begleitete die Freunde auf ihren Untersuchungsfahrten durch das Reich des Königs Carneval. Er war fast dazu gezwungen, denn den Grafen von Zinzendorf hatten gerade diese lärmenden Festlichkeiten, dies schwelgerische Untertauchen im Schaumbade weltlicher Freuden aus der Hauptstadt vertrieben. Erst am Fastnachtsabende wollte er wieder zurückkommen, um seinen Gegnern mit der offenen Zuversicht eines heldenmüthigen Kämpfers für sittliche Freiheit, für die Befestigung des Reiches Gottes auf Erden sich gegenüber zu stellen.

Was nun sollte Günther in dieser kurzen Spanne Zeit beginnen? Er hielt es für erlaubt, das nicht zu verschmähen, dem so Viele mit Eifer anhängen. War es denn Sünde, fröhlich zu sein mit den Fröhlichen oder als unthätiger Zuschauer dem Schwärmen beizuwohnen, in dessen Wirbeln die halbe Welt sich drehte?

Er war nicht eigentlich froh dabei, und doch betrachtete er dies bunte, flimmernde Leben auch nicht mit ganz gleichgültigem Auge. Die höhern Regionen mit ihrem bestechenden Festesglanze blieben ihm verschlossen, jeder dieser schimmernden Paläste aber war ihm ein Feentempel, zu dem er Eintritt erlangen konnte, wenn es ihm glückte, den goldenen Schlüssel zu erobern, der seinem Besitzer diese Wunderporten eröffnete.

Mit diesem Gedanken sich tragend, erwachte in Günther wieder die Lust zum Weltleben. Er machte schon wieder Vorschläge, wenn die Freunde sich unentschlossen zeigten, und ein paar jener Maskenbälle, zu denen jeder Maskirte Zutritt hatte, wurden von ihm besucht.

Es war ein Scherz, der ihm gefiel. Dies Necken und Foppen, das Keiner übel deuten durfte, gewährte Zerstreuung. Es gab zu rathen, es schärfte das Urtheil, reizte die Neugierde. Das Gewühl trennte die Freunde und erst später fanden sie sich wieder. Man erzählte sich gegenseitig die gehaltenen scherzhaften Abenteuer. Günther war ganz glücklich, fast ausgelassen.

»Mit zwei Masken,« sprach er, »habe ich mich göttlich amusirt.«

»Doch nicht mit den beiden Zigeunerinnen?« warf Gotthold ein. »An diesen buntgefiederten Vögeln, glaub' ich, war der Glanz des Gefieders das einzige Gute.«

»Nein,« sagte Günther, »mit lockerem Volk gebe ich mich nicht mehr ab, seit ich mich mit leis vorsichtigen Schritten dem Wege des Heils nähere. Ich unterhalte mich nur mit ehrbaren Leuten, mit Leuten, von denen ich Weisheit oder doch Einsicht lernen kann. Der Magier mit seiner gestirnten Mütze und der »schlaue Simpel im kaffeebraunen Rock der neuen Heiligen waren meine Leute.«

»Hast Du Dich viel mit diesen Schälken unterhalten?« fragte Feodor.

»Ich wollte eigentlich nicht, aber ich mußte zuletzt,« versetzte Günther. »Sie umschwärmten mich unablässig

und legten magische Schlingen um meine Füße, daß ich mich ihnen gar nicht mehr entziehen konnte.«

»Kannten sie Dich?« unterbrach ihn Gotthold.

»Schwerlich,« fuhr Günther fort, »doch ich mag mich im Laufe unserer Unterhaltung wohl verrathen haben.«

»Was spracht Ihr denn mit einander?«

»Kluges und Dummes, Spreu und Juwelen! Wir waren sehr ernsthaft und schüttelten auch wieder tüchtig die Narrenkappe. Uebrigens muß ich sagen, daß sich unter beiden Masken gebildete Leute versteckten. Ein paarmal fuhr mir der Gedanke durch den Kopf, es könnten wohl ein paar Herren vom Hofe sein.«

»Sollten sich diese in so untergeordnete Regionen versteigen?« fragte Feodor. »Das scheint mir unwahrscheinlich.«

»Warum nicht?« meinte Gotthold. »Vornehme erlustigen sich unter dem Volk oft mehr, als unter ihres Gleichen, wo es doch selbst mitten in der ausgelassensten Freude noch immer Rücksichten zu nehmen gibt. Doch laß hören, Günther, was sie Dir vorweissagten.«

»Das Amüsement für mich lag in den Widersprüchen, die Beide auskramten,« versetzte der Dichter. »Der Magier pries den Lebensgenuß und entwarf eine Schilderung davon, die selbst mich armen Teufel danach lüstern machen konnte, der Braunrock dagegen, der meinen Bekannten, Evermann köstlich parodirte, müßte eigentlich schon darum unter die Herrnhuter geben, weil er so vortrefflich ihren Jargon zu reden versteht. Er gab sich, treu

seiner Maske, die erdenklichste Mühe, mich zu bekehren.«

»Und Du? Was thatest Du?« fragte Feodor.

»Ich lachte ihn natürlich eben so aus, wie den Magier, indem ich erwiderte, daß ich nur durch einen Menschen, nämlich durch den Grafen von Zinzendorf bekehrt sein möchte.«

»Was meinte Dein Pseudo-Herrnhuter dazu?«

»Kaum weiß ich es noch, denn ich ward zerstreut, weil ich mich verrieth.«

»Haben sie Dich wirklich erkannt?«

»Ich muß es glauben,« sprach Günther, »und das ist mir fatal.«

»Warum denn?« fragte Gotthold.

»Weil es mir hinderlich sein könnte, falls der Graf erführe, daß ich die letzten Tage und Nächte so locker verlebt habe. Kann er nicht seine Spione haben höherer Zwecke wegen?«

»Das bezweifle ich,« sagte Feodor. »In dieser Beziehung darfst Du ruhig sein. Die Ansiedler am Hutberge mischen sich nicht unter die Kinder der Welt, am allerwenigsten verkleidet. Weit eher hat sich ein pfiffiger Kopf ihrer Widersacher hinter diese Maske versteckt, um die Doctrin der Brüder lächerlich zu machen und dadurch den Sympathien entgegenzuwirken, die sich im Volke für diese Sectirer lebhaft kundgeben.«

Günther war trotz seines bewegten Lebens, das ihn nirgend zu gesicherter Ruhe kommen ließ, doch eine zu

leichtsinnig angelegte Natur, um von gemachten Erfahrungen zu lernen. Er hatte eigentlich von jeher nur dem Augenblicke gelebt, ohne je an die möglichen oder wahrscheinlichen Folgen eines Genusses ernsthaft zu denken. Seine maßlose Heftigkeit schon ließ der Hinterlist in seiner Seele keinen Spielraum. Er gab sich stets, wie er war, mit allen Fehlern und Vorzügen seines heißblütigen Temperamentes. Verstellung kannte er nicht und darum haßte er sie an Andern. Es war ihm ganz unbegreiflich, wie Jemand Sinn und Lust zu Intriguen haben und diese wenig empfehlenswerthe Eigenschaft bis zur fein geschulten Kunst ausbilden könne.

Daß eine so geartete Persönlichkeit von Andern gewißbraucht und, wo dies vortheilhaft sein mochte, sogar gemißhandelt werden konnte, lag auf der Hand. Dieser Gefahr nun setzte der rücksichtslose Dichter sich aus, wenn er den an Intriguen gewöhnten, von und durch diese sich im Gleichgewicht haltenden Hofzirkeln wirklich nahe treten sollte.

Die Stelle eines officiellen Hofpoeten war einträglich, ehrenvoll und einflußreich. Nach ihr strebte mehr als ein Mann, der sich mit der Aufzäumung des Pegasus nach damals üblichem Zuschnitt abgab. Die Zahl der verseschmiedenden Hofleute war nicht gering. Es gehörte mit zum guten Ton, ein kunstgerechtes Madrigal dreheln zu können, und Mancher hatte schon schmelzend süße Blicke von schönen Augen sich durch diese Reimschmiedekunst errungen. Freilich sah man dabei weniger auf den Geist, als auf die Form. Der Zuschnitt, hatte er nur

ein geschicktes Aussehen, trug gewöhnlich den Sieg über den Gehalt davon. Vernachlässigt durfte die einmal als Gesetz anerkannte Form allerdings willkürlich im Dichten nicht werden, denn ein Hofpoet hatte meistens gegebene Themata so zu besingen, daß sie in den geeigneten Kreisen ansprachen. Dichterisches Feuer, originelle Gedanken, mit einem Worte poetischer Geist ward weder begehrt noch gefeiert.

Man wußte nirgend besser als im Kreise der Cavaliere, welche die Gewohnheiten und die Schwächen des Hofes kunnten, wie ein so merkwürdiges Wesen, welches den Titel eines Hofpoeten führte, beschaffen sein mußte. Es war daher ganz natürlich, daß man sich innerhalb dieses Kreises mit Conjecturen in Bezug auf den Glücklichen trug, der zu diesem seltsamen Posten wohl erkoren werden möchte. Diejenigen, die selbst darauf reflectirten, waren unter Allen die Neugierigsten, und da Einer immer dem Andern den Rang ablaufen wollte, so wurden insgeheim alle Hebel der Intrigue in Bewegung gesetzt.

So lagen die Sachen bei Günthers Ankunft in der Residenz. Als Dichter kannte man seinen Namen; es gab einige der Begabteren in der vornehmen Welt, die den Werth dieser Gedichte zu schätzen wußten und die zugleich eine dunkle Ahnung hatten von dem gewaltigen Fortschritte, welchen die deutsche Sprache durch Günthers geniale Behandlung zu machen im Begriffe stand. Der junge Schlesier schlug ganz andere Töne an, als die steifen, ringgeschmückten Finger der Herren von Besser, von König und wie jene auf Stelzen einhergehenden

Dichterlinge alle hießen, an deren Wortgeklapper die damalige schöne und elegante Welt sich ergötzte.

Günthers Gedicht auf den Passarowiczzer Frieden fand Beifall in diesen Kreisen, weil es einen Gegenstand behandelte, der alle Welt beschäftigte. Man erkundigte sich nach dem Verfasser und erfuhr, daß er ein seltsames Leben führe. Die Vornehmen lebten ebenfalls wunderbar genug, weshalb bloße Ausschweifungen, hielten sie nur die Grenzen des Geschmackes der Zeit ein, an sich nicht schlechthin mit dem gesellschaftlichen Interdict belegt wurden. Der mit bürgerlicher Sitte und philisterhaftem Zopfthum in Fehde liegende neue Poet war daher für Manchen ein Gegenstand der Neugierde. Man sprach von ihm wie von einem Phänomen, ohne zu ahnen, daß dies blendende Phänomen plötzlich funkensprühend die sauber gehaltene Bahn kreuzen sollte, die seine Bewunderer in puderbestäubter Zierlichkeit wandelten.

Einige gerade der geistig regsamsten Cavaliere aus dem Hofhalt des polnischen Königs verlebten den Fastnacht-Abend in schwelgerischer Zurückgezogenheit. Diese lebensheitern Herren, Gourmands im Lebensgenusse, hatten es vorgezogen, bei Zeiten die beengenden Kreise zu verlassen, wo die Etiquette auch unter Maske und Domino Gebieterin blieb. Sie wollten den Morgen der grauen Aschermittwoch in heimlich süßer Schwelgerei antreten.

Der Ort, wo sich diese Gesellschaft zusammenfand, war allerliebste eingerichtet. Man hatte für Alles gesorgt, den Geschmack jedes Einzelnen berücksichtigt. Dem Freunde nur materieller Genüsse mußte es schwer

fallen, eine glückliche Wahl zu treffen. Wer sich für Musik und Tanz begeisterte, der fand die reizendste Gruppe von Odalisken in purpurnem Zelt, dessen farbige Gluth die meisterhaft geformten Glieder der berückenden Tänzerinnen verführerisch umspielte. Amor und Psyche, diese schöne Fabel belebte sich hier zur graziösen Wirklichkeit, und es gehörte jedenfalls ein hoher Grad von Stumpfheit oder eine geschlechtslose Heiligkeit dazu, um diesen ausgesucht feinen Weltgenüssen gegenüber kalt oder gleichgültig zu bleiben.

Um aber den Genuß auf's Höchste zu steigern, wünschte der Eine und Andere recht grelle Gegensätze. Warum auch sollte nicht eigenthümlicher Reiz in der barockesten Abwechslung liegen? Man lebte ja im Carneval und war eben dabei, mit dem Genuß zugleich die ausgelassenste Tollheit für lange Zeit wieder abzulegen. Jetzt unter stammenden Girandolen zu wandeln, umschwebt von liebeschmachtenden Grazien, und dann wieder umras't von bacchantischer Gemeinheit in dunstiger Halbnacht, wahrlich, es konnte für Männer, die jedes Vergnügen ausgekostet hatten, nichts Amusanteres geben!

Zwei dieser Herren besuchten als Magier und Herrnhuter verkleidet alle die Orte, wo die bürgerliche Welt, das Volk, an diesem Abende verkehrte. Spät nach Mitternacht kehrten sie wieder zurück zu ihren Genossen. Sie waren voll Lust und sammelten durch diese zur Schau getragene Heiterkeit bald Mehrere um sich.

»Was ist Euch denn vorgekommen, daß Ihr vor Lachen bersten wollt?« fragte ein polnischer Starost, der trotz

seiner kaum vierzig Jahre doch schon einem Sechziger gleich.

»Es ist sublim!« rief Baron Stawinski, ein Lebemann, der nie im Genuß ermüdete und seiner scherzhaften, launigen Einfälle wegen überall gern gesehen wurde. »Dafür muß unser kluger Kaplan eine ganz exquisite Belohnung erhalten.«

»Aber, was gibt es denn? So redet doch!« drängte der Starost.

»Denkt Euch,« versetzte Stawinski, »der fromme Graf debütirt als Diplomat!«

»Als Intriguant!« ergänzte sein Gefährte.

»Da wird er uns Allen furchtbar gefährlich werden!« rief der Starost mit komischer Ernsthaftigkeit. »Hat Euch der Kaplan etwa diese lustige Neuigkeit aufgebunden?«

»Ihm wenigstens verdanken wir die gemachte Entdeckung,« sprach Stawinski.

»Und diese besteht?«

»In einer fürchterlichen Intrigue!« rief Stawinski. »Er will uns bekehren, d. h. den ganzen Hof. Wir sollen uns alle am Hutberge niederlassen, uns kaffeebraune Röcke anziehen, unsern Frauen und Töchtern den brillantesten Puderstaub aus den Haaren klopfen, und die feinen Gesichtchen mit den appetitlichen Schminkpflästerchen in schlichte, kappenartige Häubchen stecken!«

»Eine überaus geistreich angelegte Intrigue,« höhnte der Starost, »ganz so geistreich, wie ihr Erfinder!«

»Mit der er doch vielleicht reussirt,« sprach der Andere, d. h. wenn wir die Hände müssig in den Schoß legen.«

»Kaplan Florian ist unser Verbündeter,« sagte Stawinski. »Ihm müssen wir uns anschließen.«

»Ich begreife Euch nicht,« meinte der Starost und wendete ihnen den Rücken.

»Apropos,« rief ihm der junge Edelmann zu, »Du wolltest letzthin ja wissen, wer die meiste Aussicht habe, als Hofpoet placirt zu werden?«

»Du nicht!«

»Aber vielleicht Du selbst! Ich gönne Dir den Posten, nur rathe ich dann, sieh' Dich bei Zeiten nach einem versgewandten Faisseur um!«

»Ich hoffe meinen Mann zu kennen,« sagte pikirt der Starost.

»Und ich den meinigen. Willst Du seinen Namen wissen?«

»Ah, nun begreife ich!« rief der Starost laut auflachend. »Ihr habt den Gebete und Bußlieder schreibenden Grafen im Sinne. Bei Gott, ein sublimer Einfall! Ein köstlicher Fastnachtsgedanke!«

»Gefehlt! Gefehlt!« sprach Stawinski's Gefährte.

»Ein Klügerer ist's, nur kein Besserer! Ein wildes Weltkind, aber kein feiner Höfling!«

»Er heißt?«

»Man nennt ihn Christian Günther.«

»Und Ihr seid die Könige aller Narren!«

Durch die Portière glitt jetzt ein hochgewachsener Mann. Sein Gesicht bedeckte noch die Maske, er war in einen Domino gehüllt. Trotzdem erkannten ihn sogleich alle Anwesende.

»Kaplan Florian!« rief der Starost. »Sie ließen lange auf sich warten!«

Der Eingetretene ließ den Domino von den Schultern gleiten und nahm die Maske ab. Ein Mann in jesuitischem Rock, das stählerne Crucifix am Gürtel, stand vor ihnen. Es war in der That Kaplan Florian.

»Meine Herren,« nahm dieser neue Ankömmling jetzt das Wort, »was Ihnen so eben die beiden Cavaliere gesagt haben, die so gütig waren, meiner Einladung Folge zu leisten, ist kein bloßes Phantasma. Der sehr talentvolle Poet Christian Günther hat wirklich Aussichten, um nicht zu behaupten, bestimmte Zusicherungen, die offene Stelle des Hofpoeten zu erhalten.«

»Aber das ist ja ganz unmöglich!« rief der Starost. »Das wäre ja der gröbste Verstoß gegen alles Herkommen, gegen die Hofordnung selbst! Bisher haben diesen Posten immer nur Edelleute aus alten Familien bekleidet, und Mancher verbesserte dadurch seine Finanzen!«

»Sehr wahr,« versetzte Kaplan Florian, »dennoch werde ich Recht behalten, wenn wir, d. h. diejenige Partei, welche vorzugsweise betheilt ist, unthätig zusehen.«

»Lassen Sie uns Ihre Ansicht hören,« sprach Einer der älteren Cavaliere, »und haben Sie zugleich die Güte, uns mitzutheilen, wie es gekommen ist, daß man überhaupt ein Auge auf diesen bürgerlichen Versedrechsler werfen konnte.«

Der Kaplan ersuchte die Herren Platz zu nehmen, ließ sich nachlässig in einen Fauteuil nieder, nahm mit dankendem Lächeln ein Glas Champagner aus der Hand Stawinski's, schlürfte es mit Kennermiene aus und begann.

»Schon im Herbst vorigen Jahres,« erzählte Florian, »erfuhr ich von ungefähr, daß der Freiherr von Raschau, mit dem einige meiner Freunde früher einmal in Berührung gekommen waren wegen eines entlaufenen Novizen unseres Ordens, der sich auf dem Territorium des schlesischen Edelmannes versteckt hatte, mit auffallendem Eifer der Flüchtigen sich annähme, die uns solange mit ihren Ketzereien zu schaffen machten. Ein Zusammentreffen mit dem Grafen muß den Freiherrn seltsam bestochen haben. Gerade bei dieser Gelegenheit war auch von dem verwilderten Genie zwischen Beiden die Rede, und Graf von Zinzendorf that in seiner Weise Aeußerungen, die sich der junge Edelmann zu Herzen nahm. Beide Herren gingen damals mit dem Gedanken um, den begabten Dichter für ihre sogenannten religiösen Zwecke zu gewinnen. Das wäre schwerlich gefährlich gewesen, und ich nebst meinen Vertrauten würde kaum darauf geachtet haben. Da betrat ich, von einem bösen Unwetter überrascht, das Haus des Freiherrn. Ich fand dort einen unserer hartnäckigsten mährischen Exulanten, begleitet von seiner Tochter, vor. Der Freiherr war nicht zu Hause, und ich ließ es natürlich meine Aufgabe sein, den frommen Mann über den Zweck seiner Reise auszuforschen. Es gelang mir dies wider Erwarten durch die Ehrlichkeit seiner Tochter. Evermann reiste im Auftrage Zinzendorf's;

er trug ein Schreiben des Grafen bei sich und in diesem Schreiben war auch des Poeten wieder gedacht, der in eine sehr mißliche Lage gerathen zu sein schien. Ich wußte genug, aber der Name Günther beschäftigte mich fortan. Meine weiteren sehr behutsam angestellten Nachforschungen lieferten mir die noch fehlenden Farben zur Entwerfung eines Conterfeis, das die größte Aehnlichkeit mit dem lebenden Poeten hatte. Ich sah einen auf Abwegen wandernden Menschen vor mir, einen verlorenen Sohn, der sich selbst verstoßen hatte und seinem Schicksale nicht mehr entgehen konnte, wenn man nicht unvorsichtig die rettende Vorsehung spielen wollte. Es gab Niemand in der Umgebung des Dichters, der solcher Rolle gewachsen gewesen wäre, und so kam denn Alles, wie ich es mir gedacht hatte. Ein Zwischenfall nur war von mir nicht vorgesehen: die Errettung des im Schnee Verirrten durch Evermann! Diese Rettung hat unsern Poeten mehr als mir lieb ist, in die Hände dieser starrköpfigen Ketzer gegeben, und der an sich so vortrefflich vom Leben bearbeitete junge Mann, den eine weise Leitung unbedingt uns zuführen mußte, wird für die Gegner gewonnen, wenn die sehr geschickte Mitwirkung des Grafen es durchzusetzen weiß, daß man ihn zum Hofpoeten erhebt.«

»Und diese Einwirkung fürchten Sie, Herr Kaplan?« warf der ungläubige Starost ein.

Florian lächelte.

»Sie meinen wahrscheinlich, es sei dies unnütze Furcht,« versetzte er. »Gestatten Sie mir, daß ich anders darüber

denke. Diese Heiligen sind schlauer, als sie aussehen, und verschmähen es ganz und gar nicht, unter Beten und Singen in ihrer Weise mit den Kindern der Welt zu verkehren. Graf Zinzendorf selbst ist sicherlich nicht zu fürchten, wenn er so thöricht sein sollte, zu sagen: hier habe ich einen jungen Mann, für den ich mich interessire, dem ich Carrière wünsche. Seid so gut und nehmt Euch seiner an. Der heilige Mann versteht das aber feiner anzufassen. Er wendet sich auf sehr, sehr weiten Umwegen an diejenigen Personen bei Hofe, welche in allen derartigen Angelegenheiten den Ausschlag geben. Gefällt aber *diesen* der Empfohlene, dann vermag keine Macht ihn zu verdrängen.«

»Kennen Sie den Gefürchteten persönlich?« fragte der Starost. »Ich hatte das Vergnügen, diese beiden Herren mit dem Poeten bekannt zu machen.«

»Nun?«

»Was wir von ihm denken, das wißt Ihr,« sprach Stawinski. Florian sah den heitern Lebemann ernsthaft an: »Halten Sie wirklich noch an der Meinung fest, ich hätte bloß beabsichtigt, Sie durch einen Fastnachtsscherz zu unterhalten?«

»Auf Edelmannsparole, bis Sie den unwiderleglichen Gegenbeweis führen, Kaplan!«

»Und Sie theilen diese Meinung?« wandte sich Florian dem Pseudo-Herrnhuter zu. »Ich möchte es, wenn Ihre übergroße Ernsthaftigkeit mich nicht davon abhielt.«

Der Kaplan erhob sich, um nach seinem Domino zu langen.

»Wohin?« fragten Mehrere zugleich.

»Meine Herren,« versetzte Florian, »in wenigen Stunden endigt der Carneval und der finsterste Ernst des Lebens tritt wieder in seine Rechte ein. Wollen Sie sorglos bleiben, so wird Ihnen dies Niemand wehren. Mein Orden gebietet mir Vorsicht und die Pflicht fordert mich zu wohl überlegtem Handeln auf. Ich will sehen, was ich und meine Freunde vermögen.«

»Bravo, Kaplan, bravo!« rief Einer der ältern Cavaliere. »Handeln Sie für uns alle, da wir ja doch überzeugt sein dürfen, daß Sie die Fäden der Intrigue schon wohl geordnet in der Hand halten.«

Florian nahm die Maske und steckte sie vor's Gesicht.

»Ich betrachte diese Erklärung als eine Vollmacht, die Sie mir ertheilen,« versetzte er. »Ich bemerke dagegen, daß ich von jetzt an mein Handeln danach einrichten werde. Eins nur bitte ich mir aus.«

»Wir versprechen Alles zu thun, was sich mit der Ehre wahrer Cavaliere verträgt!« rief der Starost.

»Diese zu wahren, wird ebenso meine Pflicht sein, wie meine eigene,« versetzte der Kaplan. »Also verlasse ich mich darauf, daß Sie mich unterstützen, sobald ich Ihre Hilfe begehren sollte.«

»Was wollen Sie thun?« fragte Stawinski.

Florian nahm die Maske noch einmal ab. Ein faunisches Lächeln stand auf seinen bleichen, scharfen Gesichtszügen.

»Ich werde mir angelegen sein lassen, den Mann, von dem wir sprachen und dessen Gesellschaft Sie, meine

Herren, Alle nicht zu wünschen scheinen, für den Hof, an den er nun doch einmal kommen soll, zu präpariren.«

Er steckte die Maske wieder vor und wollte aufbrechen.

»Ich glaube, das sieht Ihnen ähnlich,« sprach der Starost.

»Gewiß,« versetzte der Kaplan. »Mich langweilt nichts mehr als die immerwährende Wiederkehr des Alltäglichen. Also einmal etwas Neues!«

»Und wie wollen Sie das anfangen?«

»Sie erlauben, daß dies vorerst mein Geheimniß bleibt. Gute Nacht!«

»Wann sehen wir Sie wieder?«

»Wenn ich meine Präparationen für beendet halte.«

»Sie sind ein Schalk!«

»*In majorem societatis gloriam!*«

Unter dem schallenden Lachen der sehr animirten Cavaliere zog der Kaplan sich zurück.

ZEHNTES KAPITEL. VOR DEM APOSTEL.

Von dem geräuschvollen Taumel der Carnevalsbelustigungen blieb nur ein Haus der vornehmen Gesellschaft in der Residenz völlig unberührt. Es war dies das Haus des Grafen von Zinzendorf. Hier kamen die Anhänger und Gleichgesinnten des seltenen Mannes zusammen, um, während die ganze übrige Welt schwärmte, tobte und vielleicht auch wirklich sündigte, den höheren Freuden geistigen Lebens sich hinzugeben. Wie allgemein auch

die Bestrebungen des Grafen theils verlacht, theils verlästert wurden, ganz wirkungslos blieben sie doch nicht. Es gab Einzelne auch aus der Crème der Gesellschaft, die anfänglich von der Neuheit der Sache, welche Zinzendorf mit so aufopfernder Hingabe betrieb, gefesselt, bald aber derselben ganz und für immer gewonnen wurden. Die Stellung dieser allerdings nur sehr Vereinzelten im Staate und zur Gesellschaft machte ihnen große Vorsicht zur Pflicht. blieb ihre Hinneigung zu den Lehren der Brüdergemeinde am Hutberge kein Geheimniß vor der Welt, so verloren sie ihren Einfluß und waren wohl auch genöthigt, ihrer Stellung zu entsagen. Die Sache aber, der sie dienten, die sie fördern helfen wollten, war eine zu wichtige, um sie so großer Gefahr durch unüberlegtes Handeln auszusetzen, und so kam man nach langen ernsthaften Berathungen unter einander überein, daß Schweigen keine Heuchelei sei. In den geheimen Zusammenkünften der ersten Christen unter dem noch herrschenden Heidenthume fand man genug Anhaltspunkte für ein solches von der höheren Klugheit gebotenes Heimlichthun. Und so hatte denn Kaplan Florian, der als fein geschulter Kopf seines Ordens eine wunderbare Spürkraft besaß, vollkommen Recht, wenn er die Behauptung aufstellte, die so simpel auftretenden Mitglieder der neuen Gemeinde seien viel schlauer, als man im Allgemeinen anzunehmen sich geneigt zeige.

Gerade diese wichtigen und einflußreichen Freunde der Colonisten am Hutberge waren ohne Ausnahme in der geräuschvollen Fastnacht bei Zinzendorf versammelt.

Der Graf hatte dies gewünscht, um sich recht ungestört mit den lieben Brüdern im Geiste über die Fortschritte der neuen Gemeinde unterhalten und sein eigenes, übervolles Herz gegen die Freunde ausschütten zu können. Eine günstigere Zeit für diesen hochwichtigen Zweck ließ sich sobald nicht wieder finden. Der Hang zu weltlichen Vergnügungen hielt jeden Widersacher fern von dem stillen Hause Zinzendorf's, das wie ausgestorben unter den übrigen Wohnungen des hohen und höchsten Adels da lag. Die dunkel umhüllten Fenster entsendeten kaum einen dämmernden Lichtschimmer auf die Straße, wo die lärmende Menge in ihrem Jagen und Haschen nach Lust und Genuß ohnehin kein Auge dafür hatte. Die Thür war und blieb geschlossen, und das dem Grafen vollkommen ergebene Hausgesinde hatte die gemessensten Instructiōnen erhalten, die es gewissenhaft hielt.

Entsprechend dem Geist, welcher die Gemeinde und deren einzelne Mitglieder beseelte, hatte man auch diese Fastnachtsversammlung durch längere Gebete und geistliche Vorträge eröffnet. Des Gesanges enthielt man sich, um keinen Anstoß zu geben oder Anlaß zu irgend welchem Einschreiten. Dafür kräftigte und stärkte sich die Versammlung durch die Feier des ›Liebesmahles‹, das die Mitglieder der Colonie schon mehrmals seit deren Begründung genossen hatten.

Nach demselben vertiefte sich der Graf in ein Gespräch mit Evermann, an welchem außer der Gräfin nur

noch dessen Tochter Hanna, der fromme Exulant Nitschmann und Baron von Watteville, Zinzendorf's vertrauester Freund, ein Mann von feinen Sitten und großer Klugheit, dessen Verbindungen einen bedeutenden Kreis umspannten, Theil nahmen.

Evermann führte bei dieser Unterhaltung größtentheils das Wort, denn er hatte vor Allen dem Grafen am Meisten zu berichten. Zinzendorf hörte den Erzählungen des frommen Bruders mit jener Liebe und Ausdauer zu, die einen Hauptzug seines Charakters bildete. Zuletzt lobte er des redlichen Mannes apostolischen Eifer, dankte ihm für die brüderliche Liebe, von welcher sein Thun und Handeln so schönes Zeugniß ablege, und gab den Uebrigen mit glücklichem Lächeln die Versicherung, daß er die Hoffnung hege, schon bei der nächsten sonntäglichen Versammlung ihnen eine der frohesten Mittheilungen machen zu können.

»Im Uebrigen,« schloß er seine Rede, »verlasse ich mich auf unsern lieben Bruder im Herrn, meinen erprobten Freund Watteville. Was er anordnen wird, ist wohlgethan, und ein Brandopfer, dargebracht dem Herrn! Morgen schon werde ich des Glückes gewürdigt, dem Manne in's Auge zu schauen, dessen Wege so wunderbar verschlungen sind, daß sie uns schon deshalb ganz allein auffallen müssen. Möchte der Herr ihn erleuchten, daß ihm das Licht der Erkenntniß sichtbar werde, und mir Kraft verleihen, um durch Bitten und Seufzen diese Erleuchtung vom Herrn ihm zu erflehen!«

Die Brüder trennten sich spät in der Nacht. Auf dem Heimwege begegneten sie manchem Trupp junger, aufgeregter Leute, die in ihrer überfrohen Stimmung sich ausgelassene Scherze mit den ehrbar und sittsam einerschreitenden Anhängern der Brüdergemeinde machten, ohne sie als solche, zu erkennen. –

Christian Günther war sehr heiter erst spät nach Mitternacht in sein Logis zurückgekehrt. Vater Moos billigte dies Herumschwärmen freilich nicht, er besaß aber in der Fastenzeit gar kein Mittel, seine jüngeren Gäste strenger Controlle zu unterwerfen. So mußte er denn geschehen lassen, was er nicht ändern konnte. Uebrigens beruhigte er sich wegen dieses Schwärmens mit dem Gedanken, daß wohl nur die böse Zeit schuld daran sei. Wenigstens vermochte er nicht zu glauben, daß ein Mann, der wiederholt von Zinzendorf sprach, der sogar ein Billet von dem Grafen erhalten hatte, ungewöhnlichen Gefallen an einem lockern und ausschweifenden Leben finden könne.

Als nun Günther bald nach Sonnenaufgang erwachte, war ihm doch eigenthümlich zu Muthe. Die vergangene Nacht hatte ihn mit so vielen Menschen zusammengeführt, daß er sich in diesem Gewirr kaum mehr auf die besonders hervorragenden Persönlichkeiten besinnen konnte. Manche waren mit ihm umgegangen, als seien sie alte Bekannte. Einer oder der Andere hatte sich sogar wirklich so genannt, ohne doch mit Nennung des eigenen Namens hervortreten. Angaben, gewöhnlich aber nur Andeutungen, ließen die Dreistigkeit solcher Behauptungen kaum in Abrede stellen. Wenn aber Günther selbst

dringender ward, entfernten sich die zudringlichen Forscher mit der abwehrenden Phrase: ›Maskenfreiheit!‹

Was in den letzten Stunden der Nacht Alles vorgegangen war, dessen konnte sich Günther nicht mehr genau entsinnen. Er wußte nur, daß der alte, längst vermißte Frohsinn inmitten der schwelgerisch jubelnden Welt wieder einmal ganz von ihm Besitz genommen, daß er selbst mitgejubelt und gescherzt habe, und um Wort und Witz auch völlig Unbekannten gegenüber nicht verlegen gewesen sei. Was er gesprochen, mit wem er sich ungenirt unterhalten, wem er in heiterster Laune vielleicht wider Willen Rede gestanden hate: das Alles war jetzt seinem Gedächtniß gänzlich entschwunden.

Das Erwachen des Dichters entsprach nicht den frohen Aufregungen der vergangenen Nacht. Er fühlte eine gewisse Leere in sich, die ihm Beängstigungen verursachte. Löblich konnte er sein Verfahren nicht nennen, selbst zu entschuldigen war es kaum, wenn er jetzt daran dachte, zu welchem Zwecke er sich in der Residenz aufhielt!

Verstimmt kleidete er sich mit größerer Sorgfalt als gewöhnlich an. Die Theilnahme Paul's an seinem Schicksale hatte ihm freigebig die Mittel verschafft, als Mann von Welt in der üppigen, an Luxus aller Art gewöhnten Residenzstadt auftreten zu können. Ihm selbst lag wenig daran; denn er verachtete das bloß Formelle, und von eigentlicher Etikette hatte er kaum einen Begriff. Aber er mußte sich diesmal in die Umstände fügen, weil gerade von diesen Umständen sein ferneres Geschick abhing. Er sagte es sich selbst, auch in der Mißstimmung, die ihn bereits

überfiel, daß ein Verstoß gegen die erhaltenen Vorschriften, ein auch nur unbedeutendes Mißsachten der Umstände, die sein Geschick regierten, einem moralischen Todtschlage gleichkomme.

Gegen Mittag war er zu dem Grafen bestellt. Er hatte mithin Zeit genug, nochmals mit sich selbst zu Rathe zu gehen und sich reiflich auf die Unterhaltung mit diesem merkwürdigen Manne vorzubereiten. Er that dies auch, soweit es überhaupt für ihn, der sich am liebsten auf stetes Extemporiren verließ, möglich war.

Die Aufregungen der Carnevalsnacht, obwohl etwas unbequem unmittelbar nach dem Erwachen, kamen Günther jetzt doch gut zu Statten. Er fühlte sich unternehmerischer und zuversichtlicher als sonst, und wenn die Persönlichkeit des Grafen ihm nicht gar zu sehr durch feierliche Würde imponirte, so konnte diese getragene Stimmung ihm ganz förderlich sein. Eine rasche Beweglichkeit, ein feuriges Auftreten, ein origineller Ton in Frage und Antwort konnte auch der fromme, zur Mystik hinneigende Graf einem wirklichen Dichter nicht übel deuten.

Ohne sich umzublicken, durchschritt Günther die heute sehr stillen Straßen, auf denen bereits der Staub der Aschermittwoch zu liegen schien, und trat in die gräfliche Wohnung. Es waren ihm nur ein paar Männer begegnet, die er in keiner Weise beachtete.

Der Empfang des Dichters hatte die größte Aehnlichkeit mit dem seines Freundes Paul vor einigen Monaten. Ein stilles, ernstes Mädchen in der Schwesterhaube der

jungen Herrnhuterin begrüßte ihn, bat um seinen Namen und meldete ihn an.

Zinzendorf saß wieder an seinem mit Papieren und Schriften bedeckten Tische, vor sich das schön geschnitzte Crucifix aus Elfenbein. Er stand sogleich auf, um Günther entgegen zu gehen. Dieser machte eine unsichere Verbeugung, ohne ein Wort der Begrüßung über seine Lippen zu bringen. Der Graf half dem Unbeholfenen aus der Verlegenheit.

»Mein edler Freund, der Freiherr von Raschau,« begann er, den Dichter zum Sitzen nöthigend, »hat mir so Vieles von Ihnen geschrieben, daß meine Seele lange schon Sehnsucht empfand nach Ihrem Anblick. Nun ist diese Stunde durch des Herrn Gnade uns Beiden gegönnt, und wir wollen sie dankbar genießen, indem wir die Herzen einander öffnen und erquickende Worte unter uns austauschen. Denn so wir nur Vertrauen haben zu uns selber und Liebe zu dem, der unser Aller Freund und Herr ist, wird es uns auch gelingen, ein Werk anzufangen und zu vollenden, das ihm wohlgefällig sein möge immerdar!«

Günther hörte sehr aufmerksam zu. Er hätte gern ein Wort aufgegriffen, um seine Gegenrede daran knüpfen zu können, das aber wollte ihm nicht gelingen. Indeß schwand während der Anrede des Grafen seine Befangenheit. Die Milde seiner Stimme, die unendliche Güte, die aus seinem großen hellen Auge leuchtete, machten ihn schnell heimisch und flößten ihm wirklich Zutrauen zu ihm ein. War dieser Mann nicht ehrlich, meinte er es

nicht ganz redlich mit ihm, dann – das gestand sich Günther in diesen Augenblicken – gab es für ihn keinen Menschen mehr, dessen Führung oder Empfehlung er sich anvertrauen durfte.

»Der Verwendung des Herrn von Raschau habe ich es zu danken,« erwiderte er, »daß ich jetzt die Ehre genieße, den Herrn Grafen kennen zu lernen.«

Zinzendorf richtete bei dieser kühlen Antwort einen wehmüthig fragenden Blick auf den Dichter. Nach einer kurzen Pause sagte er:

»Schieden Sie von Ihrem Freunde, ohne von diesem zu erfahren, was wohlwollende Menschen für Sie zu thun bereit seien?«

»Herr von Raschau hat Einiges über diese Plane mir mitgetheilt.«

»Und was halten Sie davon?«

Günther nahm sich zusammen. Er schlug seine glänzenden Augen zu dem immer gleich mild und sanft mit ihm sprechenden Grafen auf und erwiderte:

»Herr Graf! Wahrscheinlich sind Sie von meinen Verhältnissen und Schicksalen durch diejenigen unterrichtet worden, welche ich bisher für meine Freunde halten mußte. Es mag sein, daß ich einen Theil der Schuld trage, die noch heute schwer auf mir lastet. Ich war und bin leichtsinnig, weil feuriges Blut in meinen Adern rollt. Ich habe mich vieler Versehen anzuklagen, viele Thorheiten begangen, und selbst jetzt, wo das Unglück und die Noth mich tüchtig zusammengesüttelt haben, will

ich mich nicht vermessen, daß ich in schwachen Stunden nicht abermals etwas Unüberlegtes thun könnte. Nur mit Absicht, Herr Graf, war ich niemals dem Irrthum ergeben! – Mich riß immer nur der Moment, die Leidenschaft, die Wildheit meines Naturells fort! – Glauben Sie nun, mit der Empfehlung eines so schwachen, dabei aber stets willigen Menschen Ehre einlegen zu können, so sehen Sie gegenwärtig in dieser traurigen Figur einen um solche Gunst still Bittenden vor Ihnen!«

Es ward Günther unendlich schwer, dies Bekenntniß abzulegen; er fühlte sich aber nun, da es geschehen war, viel leichter und freier. Gesenkten Auges saß er dem Grafen, der seine Blicke keine Sekunde von ihm abgewandt hatte, gegenüber. Zinzendorf fühlte tiefes Mitleiden mit dem in sich selbst unklaren, von der Welt verkannten und so hart umhergestoßenen Dichter.

»Mein lieber junger Freund,« versetzte er, »nicht Ehren, wie sie die Welt gibt, sollen wir nachjagen, sondern nur dem, was da wohl lautet und ein Wohlgefallen erregt dem Herrn! Es ist mein Streben und Dichten Tag und Nacht, im einsamen Gebet zum Herrn und in gemeinsamer Erhebung mit den Brüdern, Frieden zu erleben Allen, die mit uns wandeln auf Erden, um sich zu bilden und zu vollenden für die Ewigkeit! Von jeher war mein Bemühen darauf gerichtet, denen, so mir Vertrauen schenken, die Hand zu reichen und sie zu leiten auf jene Pfade, die steil emporführen über Gestrüpp und Geklipp zu den lichten Höhen, auf welchen die Zelte des Friedens

in heiterem Aether glänzen. Mein Bemühen war nicht immer glücklich, wer aber die Hand an den Pflug leget und ziehet sie doch alsbald wieder kleingläubig zurück, der dient dem Herrn nicht als ein rechter Knecht des Geistes! Ein Knecht aber zu sein dem Herrn, ein treuer Knecht in Demuth und Liebe, was könnte es wohl Köstlicheres geben für einen denkenden Menschen! Es stehet geschrieben, und wir, die Schwachen, aber Starken durch den Glauben, wir sollen das Wort beherzigen: Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählet! Und weiter lesen wir in der Schrift: Wem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern! Das, lieber, junger Freund, sind goldene Worte, die wir uns einprägen sollen in unser Herz, damit wir nicht übermüthig werden im Geiste! ... Nun habe ich in Demuth geforscht und geprüft auch das, was Sie geleistet im Denken und Dichten, und es ward mir oft weh und wieder wunderbar wohl, wenn ich den Geist begriff, der in Ihren Wortgebilden sich verbarg! Ja, lieber, junger Freund, ein Ruf der Freude und ein Wiederhall bangenden Schmerzes ging durch meine Seele, als ich erkannte, daß Sie ein Berufener seien dessen, von dem allein kommen alle gute und vollkommene Gaben! Und ich hielt es für Christen- und Nächstenpflicht, nicht mehr von Ihnen zu lassen im Geist! – Also ging ich mit mir zu Rathe lange und ernst, mit Bitten und Flehen, und es kam über mich wie ein glänzendes Licht, herabstießend vom Himmel, und eine Stimme, gleich eines Boten Gottes rief in mir: Zinzendorf, Knecht des Herrn, strecke Deine Hand entgegen diesem Berufenen, und geleite ihn mit

rechter Demuth zu dem Tempel, der sich wölbt und aufbaut im wahren Lichte über die, so der Herr bestimmt hat in seiner Gnade zu den Auserwählten, damit sie verkündigen seinen Ruhm durch alle Lande! Das war ein Ruf von Oben! Ihm mußte ich folgen, ohne mich selbst zu verlassen und zu versäumen, und darum biete ich Ihnen jetzt meine Hand als ein demüthiger Diener des Herrn im Glauben, und frage Sie: wollen Sie thun nach meinem Rath und sich anschmiegen den Fügungen, die Er über Sie verhängen wird in seiner unerforschlichen Weisheit?«

Der Graf streckte dem Dichter liebeich seine Rechte entgegen. Obwohl Günther die charakteristische Rede-weise, deren sich Zinzendorf wie alle seine Anhänger bedienten, stets etwas gemacht fand, was seine Spottsucht reizte, machte diese längere, ihm ganz allein geltende Ansprache des höchst eigenthümlichen Mannes doch einen wunderbaren Eindruck auf ihn. Der Graf verwandelte sich während dieser Ansprache in ein anderes Wesen. Nicht der einfache, gläubige Mensch stand vor ihm, ein Hoherpriester, umflossen von der Glaubensgluth der Apostel, sprach zu ihm. Er begriff in diesem Augenblicke vollkommen die seltsame Macht, welche dieser Mann über Andere ausübte, und wäre er nur demüthig genug gewesen, um zugeben zu können, daß Alles von der Gnade des Herrn abhängt, so würde er wahrscheinlich dem mit so fester und tiefer Ueberzeugung Sprechenden mit dem Ausrufe: ›Dein bin ich und Dir will ich immerdar folgen!‹ an die Brust gesunken sein.

In warmer Gefühlsaufwallung reichte er Zinzendorf, rasch die Hand, eine bestimmte Antwort jedoch gab er nicht. Der Graf schien darauf zu warten. Nach abermaliger Pause wiederholte er so mild wie früher seine Frage: »Sie wollen also folgen meinem Rathe?«

»Ich vertraue Ihren großmüthigen Gesinnungen,« erwiderte Günther.

Zinzendorf schüttelte das Haupt.

»Nicht mir, Ihm, nur Ihm müssen Sie sich anvertrauen, wenn Sie die Winke zu beachten entschlossen sind, die ich nach Seinem Rathe Ihnen so gern geben möchte.«

»Dazu eben erkläre ich mich bereit.«

Nach dieser fest ausgesprochenen Erklärung drückte Zinzendorf dem Dichter väterlich die Hand.

»Es wird Sie nicht gereuen,« sprach er, »denn das Wort, dem Sie durch Ihren Entschluß zu folgen sich bereit erklären, ist eine Macht Gottes, glücklich und selig zu machen!«

Er stand auf und blätterte in den auf seinem Tische umherliegenden Papieren. Eins derselben nahm und faltete er in Briefform zusammen, drückte sein Wappen darauf und adressirte es. Dann lehnte er es schräg gegen den Fuß des Crucifixes, faltete die Hände und richtete seine sanften Augen wieder fest auf den jungen Dichter.

»Haben Sie mir sonst nichts zu sagen, junger Freund?« fragte er nach einer Weile.

Günther gerieth in Verlegenheit.

»Sollten Sie einen Wunsch haben, den ich zu erfüllen die Kraft besäße, so werden Sie mich auch später zu jeder Zeit bereit dazu finden,« fuhr der Graf fort.

Günther dankte durch eine stumme Verbeugung Zinzendorf langte nach dem Briefe.

»Gebe der Herr seinen Segen dazu!« sprach er, einen Blick voll Inbrunst und gläubigem Vertrauen auf das Crucifix heftend. Dann reichte er das Schreiben dem Dichter.

»Es ist ein Loos, das der Herr mir gegeben hat für Sie,« sprach er nachdrucksvoll. »Benutzen Sie es und setzen Sie Ihr ganzes Vertrauen darauf. Wenn Sie nur glauben, so wird der Herr auch mit Ihnen sein!«

Der Brief des Grafen lag in Günthers Hand. Dieser überflog neugierig die Adresse und ein Lächeln zuckte über sein Antlitz. Zinzendorf bemerkte es.

»Sie belächeln den Ausdruck ›Knecht Christ!‹ sagte er in immer gleich mildem Tone. »Mich wundert dies nicht, noch weniger kann es mich verletzen. Dennoch darf ich Sie jetzt nicht von mir lassen, ohne Sie um die Beantwortung einer Frage zu bitten. Werden Sie ehrlich sein?«

»Zu große Geradheit ward mir bisher als Charakterfehler angerechnet.«

»Was halten Sie von Christo?«

Auf diese Frage war Günther nicht vorbereitet. Er faßte sich indeß schnell und erwiderte mit lebhaften Blicken:

»Ich bewundere seine Lehre, staune ihn an in der Größe seines Geistes und beuge mich in Demuth vor der Kraft, die ihn so muthig in den Tod gehen ließ!«

»Und glauben Sie an Ihn und an Seine Lehre?«

»Wie an alles Herrliche und Erhabene!«

»Könnten Sie auch nachfolgen seinen Fußstapfen?«

Günther besann sich einige Augenblicke, dann trat er dem Grafen einen Schritt näher.

»Herr Graf,« erwiderte er, »Ihre Frage zwingt mich, durch ein Wort des Evangelisten zu antworten, obwohl ich sicherlich keinen apostolischen Beruf in mir trage. Dies Wort heißt: Im Anfange war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort! Wenn ich diesen mystischen Dreiklang mir zum Führer erwähle, dann bin ich nach der Ansicht aller Rechtgläubigen gut geleitet und kann nie irre gehen. Erlaube ich mir aber diesen Dreiklang zu deuten, ihn durch Zerlegung in seine einzelnen Theile mir verständlich zu machen und menschlich näher zu bringen, so ist es nicht unmöglich, daß mir allerhand Bedenken über den darin liegenden Sinn aufsteigen. Dies könnte mich veranlassen, durch Denken eine eigene Meinung auszubilden, die wie ein ganz kleines, nur mir zugehörendes, auch nur für mich passendes Tempelchen aussähe, in das kein Anderer Zutritt erhalten könnte noch solchen begehrte. Ich allein aber befände mich wohl dabei und würde, wollte ich anders handeln, sehr unglücklich werden. Nennen Sie dies, Herr Graf, den Fußstapfen Christi nachfolgen, so bin ich Einer seiner eifrigsten Bekenner!«

Zinzendorf blickte bittend zum Himmel.

»Wer da gläubet, der zweifelt nicht,« sprach er mit trauriger Stimme, »wer aber zweifelt, der ist fern, sehr fern von der Erkenntniß der Wahrheit!«

»Und doch wird die Wahrheit nur durch Forschen kund!«

»Selig sind, die da geistlich arm sind; denn das Himmelreich ist ihr!«

»Ein Wort voll tiefer Weisheit und würdig, dem Munde eines Menschen zu entschlüpfen, den wir den Gottmenschen nennen,« versetzte Günther. »Sollen aber dieses Wortes wegen die geistig Reichen etwa unselig sein?«

»Die Gnade des Herrn ist unermesslich! Er lässet seine Sonne aufgehen über Gerechte und Ungerechte, über Gute und Böse! Selig aber sind die Friedfertigen; denn sie werden Gottes Kinder heißen!«

»Und auch die, welche um Gerechtigkeit willen verfolgt werden,« fiel Günther ein. »Um solcher Gerechtigkeit willen verfolgt wurden aber alle Jünger des Herrn, alle seine Apostel in früher und später Zeit, die Apostel der Lehre, der Liebe, der Wissenschaft, des Denkens und Forschens, und sie werden verfolgt werden, so lange die Erde steht und die Menschen nach Vollendung streben! Es gibt viele Wohnungen im Hause des Vaters, sprach ebenfalls der Herr, und viele Wege führen zu diesen Wohnungen. Es müssen demnach Alle, die zu gleichem Ziele, wenn auch auf verschieden gezimmerten Himmelsleitern gelangen wollen, doch wohl Nachfolger seiner Fußstapfen sein!«

Zinzendorf reichte nochmals dem Dichter, der von Begeisterung ergriffen, jetzt in geisteigener Erhabenheit vor ihm stand, seine Hand.

»Kann ich auch nicht Ihre Ansicht theilen,« sprach er, »so würde ich doch nicht werth sein der Gnade, die sich an mir Schwachen bisher so mächtig erwiesen hat, wollte ich Sie verfolgen Ihres gefahrvollen Forschens wegen. Wir sind ja allzumal Sünder – wolle der Herr nur deshalb nicht ganz seine Hand von uns abziehen! Er sei mit Ihnen und geleite Sie auf allen Ihren Wegen! Und nun gehen Sie in Seinem Namen und grüßen Sie meinen treuen Mitarbeiter im Weinberge des Herrn, in dessen Hand der Schlüssel liegt, der Ihnen die Pforte öffnen soll, in deren Hallen für Sie bereitet ist eine Stätte, die sich verwandeln läßt in eine Synode von Aposteln des Geistes!«

Er drückte Günther noch einmal theilnehmend die Hand und geleitete ihn bis an die Thür. Mit den Worten: »Der Herr sei mit Ihnen!« trat Zinzendorf still zurück in sein Zimmer.

EILFTES KAPITEL. DAS BILLET.

Den erhaltenen Talisman in der Hand, verließ unser Freund das Haus des Grafen. Er war eigenthümlich bewegt. Die Persönlichkeit Zinzendorf's hatte doch einen ganz andern Eindruck auf ihn gemacht, als er vor seinem Hingange sich eingebildet. Diese wunderbare Milde des Geistes bei aller Entschlossenheit im Denken und Wollen mußte bestechend wirken. Es lag eine Größe eigener

Art in dieser demüthigen Hingabe an den Herrn, die eine Selbstbesiegung voraussetzte, deren nur Wenige fähig sind. Wer sich überwinden konnte, die Worte der Schrift buchstäblich zu nehmen und in buchstäblicher Befolgung derselben das wahre Christenthum zu entdecken, der mußte sich mit Eifer dem Grafen anschließen. Christian Günther begriff nach der gehaltenen Unterredung sehr gut, daß gerade die geistig Schwachen am ehesten zu solchem Anschlusse bereit sein könnten, und so hatte denn die Wirksamkeit des Grafen für ihn nichts Auffallendes mehr.

»Dem Knechte Christi!« sprach er, die Adresse des Briefes sich wiederholend. »Wie komme ich hochmüthiges Weltkind dazu, vor lauter Knechten Gottes gehorsame Diener zu machen! – Ist es erlaubt? Ist es meiner würdig? –«

Er kehrte den erhaltenen Brief mehr als einmal um in der Hand, hielt ihn gegen das Licht, um zu sehen, ob die Schriftzüge nicht vielleicht durchschimmern möchten und sich erkennen ließen, und ging sinnend, ohne des Weges zu achten, weiter. Plötzlich blieb er stehen.

»Eigentlich bin ich im Begriff, etwas zu thun, das ich vor der Redlichkeit meines Wollens nicht verantworten kann,« sprach er. »Und wer sagt mir denn, daß sie es ehrlich mit mir meinen? Daß sie mir nicht eine Falle legen, die mich ihnen wehrlos in die Hände liefert? – An dem Augenaufschlage des Grafen sah ich's deutlich, daß es ihm schwer fiel, meine ketzerischen Ansichten über

Glaube und Religion nur anzuhören! – Warum bekämpfte er sie nicht geradezu? Zu welchem Zwecke hielt er meinen aus mir selbst, aus dem Born meiner ureigenen Gedanken geschöpften Gründen immer nur Christi Aussprüche entgegen? . . . Kein Zweifel, er wollte mich nicht reizen, mich nicht von sich stoßen! . . . Mich fest zu halten, an sich zu ketten um jeden Preis, ist dieser Gläubigen Absicht, und diese Absicht hat einen tieferen Grund, der mir noch verborgen geblieben ist! . . . Darum werfen sie mir diesen Köder hin, der so verlockend winkt! . . . «

Er ging eiliger fürbaß und stieß unsanft einen Mann an, der ihn überholte. Als er sich umsah, blickte er in ein Augenpaar, das ihm bekannt vorkam. Der Begegnende lächelte sehr anmuthig und wollte grüßend weiter gehen.

Ein plötzlicher Gedanke fuhr Günther durch den Kopf. Er wußte oder glaubte zu wissen, daß dieser in feinsten Welttracht an ihm Vorübergehende kein Anderer sein könne, als der fromme Bruder, mit dem er in der vergangenen Nacht so lustig geplaudert hatte.

»Der soll mich zurecht weisen!« dachte er, und schnell, wie dieser Gedanke ihn durchzuckte, war er auch schon fast wider Willen zur That geworden.

»Entschuldigen Sie, mein Herr,« redete er den Fremden an. »Ich bin hier fremd, und habe mich, wie mir scheint, in den Straßen geirrt. Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie die Güte haben wollten, mir zu sagen, welchen Weg ich einschlagen muß, um die Wohnung des evangelischen Oberhofpredigers zu finden.«

Der so Angesprochene lächelte abermals und erwiderte in verbindlichstem Tone:

»Sie erlauben, daß ich Ihnen das Geleit gebe.«

Beide Männer schritten neben einander fort. Der Fremde richtete ein paar unbedeutende Fragen an Günther, die nichts Ausforschendes an sich hatten. Dann bog er um eine Ecke und zeigte dem Dichter den Bau der evangelischen Hofkirche.

»Sie werden in dem Hofprediger einen sehr leutseligen Mann kennen lernen,« sagte er, an der Wohnung desselben sich von Günther verabschiedend. Dieser dankte nochmals für die freundliche Zurechtweisung und folgte dem Weiterschreitenden mit den Augen.

»Er muß es doch sein, oder ich bin nicht mehr im Besitz meiner eigenen Augen,« sprach er zu sich, riß etwas ungestüm an der Klingel und trat in's Haus.

Der Hofprediger war ausgegangen. Günther blieb ungeschlüssig stehen.

»Wünschen Sie meinen Mann selbst zu sprechen?« fragte eine einfache Dame, die über den Korridor ging.

»Ich habe einen Brief an den hochwürdigen Herrn zu überbringen.«

»Von dem Grafen von Zinzendorf!« fiel sie rasch ein.

»So ist es!«

»Dann sind Sie Herr Günther aus Schlesien?«

»Christian Günther ist mein Name.«

»Wollen Sie mir den Brief des Grafen anvertrauen,« fuhr die Dame fort, »so werden Ihre Wünsche hoffentlich schon morgen oder übermorgen in Erfüllung gehen.

Es bedarf keiner weitem vorbereitenden Schritte. Sie logiren?«

Günther nannte den Gasthof.

»Sobald mein Mann von einer Inspection, die ihn abrief, zurückkehrt, was jedenfalls noch vor Abend geschieht, erhalten Sie Nachricht. Möge es Ihnen stets wohl ergehen!«

Mit einer freundlich-vornehmen Verbeugung verschwand die Dame. Der Brief des Grafen war in ihren Händen zurückgeblieben. Günther stieg nachdenklich die breite Sandsteintreppe hinab. Er war wie aus den Wolken gefallen, aber voll freudiger Hoffnungen. Die Verbindungen des glaubenstarken Grafen reichten weiter, als er vermuthet hatte, und die Aeüßerungen der lebenswürdigen Dame ließen ihn annehmen, daß Personen von großem Einfluß sich schon längere Zeit mit ihm beschäftigt hatten. Er war also trotz seiner traurigen Schicksale, obwohl von Vielen mißachtet, vom eigenen Vater verstoßen, doch nicht verlassen von den Menschen! Die Vorsehung selbst schien ihm einen Weg ebnen zu wollen, den er jetzt nur mit Zuversicht und redlichem Willen betreten durfte, um alle Fehler vergangener Jahre vergessen zu machen.

Einem Träumenden gleich schlenderte Günther durch die Straßen. Er achtete nicht auf den Weg und befand sich bald im Angesicht des Stromes, der geräuschlos in seinem breiten Bette dahin zog. Eine Gondel glitt, von schnellen Ruderschlägen getrieben, über die Wellen, ein paar schwer beladene Elbkähne rückten nur langsam von

der Stelle, obwohl der Wind die großen Segel blähte und ein halb Dutzend stämmige Männer, mit Gurten um den Leib und mit dicken Stöcken bewehrt, das Schiff noch an einem langen Tau zogen.

Günther ließ seine Gedanken mit den Wellen des Stromes fortwandern in die Ferne. Hinter ihm in der Vergangenheit war es tiefe, schaurige Nacht, vor ihm dämmerte eine heitere, viel verheißende Zukunft. In diese Zukunft, obwohl sie ihm noch gänzlich unbekannt war, versenkte er sich mit wonniger Gefühlsschwärmerei.

In die Stadt zurückkehrend, ging er wieder nach seinem Gasthofs. Er hatte nicht auf die Zeit geachtet und erfuhr nun von Vater Moos, daß seine Freunde wiederholt nach ihm gefragt hätten und schon längst wieder ausgegangen seien. Günther antwortete gleichgültig und zerstreut.

»Ein fremder Herr war auch hier und erkundigte sich nach Ihnen,« setzte der Wirth hinzu. »Er hat ein Billet zurückgelassen.«

»Her damit!« sprach Günther befehlshaberisch

»Sie finden es auf Ihrem Zimmer.«

Ohne den Wirth eines weiteren Blickes zu würdigen, eilte Günther in sein Logis. Das Billet lag auf dem Tische. Er trat an's Fenster und entfaltete es.

»Wenn der gefeierte Verfasser des Gedichtes auf den Passarowiczzer Frieden,« las Günther mit frohem Staunen, »einige seiner Verehrer glücklich machen will, so bittet

man ihn hierdurch, morgen Abend den Männern zu folgen, die sich die Ehre geben werden, einen so seltenen Gast den seiner Harrenden ehrfurchtsvoll zuzuführen.«

Zwei- dreimal las Günther dies geheimnißvolle, mit keinem Namen, nicht einmal mit einer Chiffre unterzeichnete Billet. Wer konnten die Freunde sein, die solchen Antheil an ihm nahmen, die ihn als Dichter so hoch verehrten? Wollte man ihm eine recht große Ueberraschung bereiten? Hatten vielleicht einflußreiche Männer die Absicht, ihn schon jetzt in Kreise zu führen, in denen er sich später oft oder gar ausschließlich bewegen sollte? – Wußte der Graf um diese Einladung oder hatte er sie wohl gar einem Winke dieses merkwürdigen Mannes zu danken?

Je mehr Günther über diese Fragen nachdachte, desto stärker befestigte sich der Entschluß in ihm, dieser geheimnißvollen Einladung Folge zu leisten. Das Räthselhafte gerade, das Verheißungsvolle und Dunkle war es, was ihn reizte. Es konnte ja gar nicht fehlen, die heitersten Abenteuer mußten sich daran knüpfen, die interessantesten Bekanntschaften als nächstes und folgenreiches Resultat sich daraus ergeben.

Mit sich zu Rathe gehend, ob er seinen Freunden wohl davon Mittheilung machen solle, gewahrte er wieder den hübschen Mädchenkopf im gegenüberliegenden Hause, der ihn, gleich am Tage seiner Ankunft so sehr interessirte. In seiner froh erregten Stimmung grüßte er hinüber. Das Mädchen zog sich leicht erröthend zurück, näherte sich aber sehr bald wieder so weit dem Fenster, daß sie

den Kopf des Dichters erblicken konnte. Günther wiederholte seine Begrüßung durch Zeichen und wollte bemerken, daß er damit ein munteres Lächeln auf die anmuthigen Züge des hübschen Kindes zaubere, das zwar keine Antwort darauf gab, sich aber doch durch die Aufmerksamkeiten des fremden Gegenüber geschmeichelt fühlen mochte.

»Wenn sich nun unter den Freunden auch Freundinnen befänden?« rief es in Günthers Seele. »Diese meine unbekanntenen Verehrer gehören ohne Zweifel der guten Gesellschaft, vielleicht gar dem Adel an. O, es wäre köstlich, himmlisch! . . . Ich will liebenswürdig sein zum Entzücken, originell bis zur Ausgelassenheit!«

Seine Gedanken flogen rückwärts und augenblicklich sah er sich in der verräucherten, halbdunkeln Setzerei Herrn Ehrenhold's, an einem kaum zwei Fuß breiten Pult stehen, die Feder in der Hand, graues, grobes, knotenreiches Papier mit schlechten Lettern bedruckt, vor sich. Hohn und rachsüchtige Freude verzerrten sein Gesicht.

»Wenn es doch wäre! Wenn es mir doch gelänge!« rief er so laut, daß er über seine eigene Stimme erschrak. »Die kleine Thörin finde ich ab mit zuckersüßen Redensarten – mit Geld – wie's eben geht – und den hochfahrenden Papierhändler, der mich immer mit geheimem Abscheu betrachtete, ärgere ich zu Tode, falls es mir glückt, eine reiche Erbin, eine vornehme Dame in mich verliebt zu machen, dergestalt, daß sie mich heirathet! – Dann will ich ihm verächtlich begegnen, und mit einem Stolz auf ihn herabblicken, der ihn gänzlich vernichten soll!«

Günther setzte sich dem Fenster gegenüber, um, wo möglich, noch einmal das Bild des lieblichen Mädchens mit seinen Augen zu erhaschen. Die schelmische Schöne hatte sich aber zurückgezogen oder mußte sich so zu verbergen wissen, daß sie wohl den jungen Mann aus ihrem Versteck, nicht aber dieser sie beobachten konnte.

Es gewährte ihm frohen Genuß, die abenteuerlichsten Pläne zu entwerfen. Sie waren nicht klein angelegt, sondern in phantastisch-großem Styl. Bald sah er sich in Gesellschaft der elegantesten, reizendsten Damen des Hofes, deren glänzende Augen alle huldigend, manche selbst liebeglühend auf ihn gerichtet waren. Dann wieder hielt er seine Mutter, die glücklich lächelnd zu ihm auf sah, umschlungen, und die hohe, steife Gestalt seines pedantischen Vaters reichte ihm mit würdevollem Ernste versöhnend die Hand! – Alles um ihn her funkelte von Glanz und Pracht, und er selbst war die Hauptperson inmitten all dieser blitzenden Herrlichkeiten, das glänzende Gestirn, zu dem Alle bewundernd aufblickten, um den Alle als demüthige Trabanten sich drehten.

»Das wird ein Leben werden voll Freuden und Ehren,« rief er aus, »und wahrlich, ich will es verdienen und es würdig zu genießen suchen!«

Unter diesen Träumen verging Günther die Zeit schnell.

Es war völlig dunkel geworden, als er endlich doch das Bedürfniß fühlte, auch dem Körper wieder die nöthige Pflege angedeihen zu lassen. Er ging hinab in das Gastzimmer und bestellte ein frugales Abendbrot.

Gotthold und Feodor hatten das Haus noch nicht wieder betreten. Günther war dies im Grunde ganz angenehm. Seine Stimmung vertrug augenblicklich keinen unbefangenen geselligen Verkehr. Entweder mußte er einsylbig, zerstreut erscheinen bei den Gedanken, die ihn völlig beherrschten, oder er war genöthigt, sich mitzutheilen, damit er über das, was ihm bevorstehen mochte, ausführlich seine Ansichten aussprechen konnte. Entschlossen, die erhaltene Einladung den Freunden zu verheimlichen, befand er sich in der Einsamkeit wohler denn je. Vater Moos störte ihn gar nicht, obwohl der brave Mann wiederholt in seine Nähe kam, sein Mützchen oft unruhig auf dem fast kahlen Scheitel hin- und herschob, und offenbar Luft, nicht aber hinreichenden Muth hatte, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen.

Dieser Wirth machte unserm Freunde überhaupt vielen Spaß. Er war so außerordentlich bescheiden und doch auch herrschsüchtig nebenbei. Sein Auftreten flößte einen gewissen Respekt ein, weil es auf männlicher Ehrbarkeit beruhte, und dennoch ging ein auffallender Zug von Neugierde durch sein ganzes Wesen. Der Dichter war und blieb ihm ein räthselhafter Mensch, aus dem er nicht klug werden konnte. Er verkehrte mit dem frömmsten Manne in der Residenz, und doch verschmähte er nicht, mit seinen Freunden bis tief in die Nacht hinein zu schwelgen und alles Frommthun ungenirt zu verhöhnen. Vornehme Männer fragten nach diesem Sonderling und gaben Billete für ihn ab, ohne ihren Namen zu nennen.

»Am Ende ist's doch noch ein verkappter Prinz oder einer von den wilden Schößlingen, die überall in der Welt herumlaufen und einen Vater haben, dessen Namen sie nicht nennen dürfen! Wenn er nur nicht so schlotterig aussähe!«

Dieser Gedankengang beschäftigte Vater Moos lebhaft, während er hinter Günther auf und niederging und sich über den Appetit desselben freute. Plötzlich kehrte der Dichter sich um und richtete die scharfe Frage an ihn:

»Pflegt Se. Majestät, der König von Polen, häufig Privataudienzen zu geben?«

Moos sprang ein paar Schritte zurück. Er griff sich an Kinn und Stirn, als wolle er fühlen, ob auch sein Kopf noch an der rechten Stelle fest sitze.

»Seine Majestät, der König von Polen?« wiederholte er dann syllabirend.

»Oder der Churfürst von Sachsen als König von Polen, wenn Sie das als getreuer Sachse lieber hören,« ergänzte Günther, sich nachlässig auf dem Sessel dehnend.

»Bedauere sehr,« stotterte Moos, sein Mützchen devot abnehmend.

»Das heißt, es ist Ihnen unbekannt.«

»Zu Befehl!«

»Konnte mir's denken,« versetzte Günther höchst nonchalant. »Wie kämen Sie – er maß den armen, jetzt bereits zitternden Wirth von Kopf zu Fuß – wie kämen Sie dazu, in die Gewohnheiten des Hofes eingeweiht zu sein und Kenntniß zu haben von der dort üblichen Etiquette!«

Moos antwortete nur durch eine sehr verlegene Verbeugung. Günther kehrte ihm den Rücken zu.

»Befehlen der gnädige Herr sonst noch –«

»Allein will ich sein,« fiel der Dichter ihm in's Wort, »und von weiteren Fragen fernerhin nicht belästigt werden. Ich denke, und denken verträgt kein flaches Geschwätz!«

Vater Moos machte mehr als einen Bückling und zog sich, rückwärts gehend, wie ein Krebs, vor dem geheimnißvollen Gaste bis an den Ofen zurück, wo er erst wieder einen festen Halt fand.

Günther trank den Wein vollends aus, den er sich hatte geben lassen, lehnte sich dann zurück in den Stuhl und schloß die Augen. Er schlief nicht, er wollte nur ungestörter in dem Reiche seiner Phantasie umherwandern. Vater Moos aber rührte sich nicht, um den heute merkwürdig barschen Gast, der ja einen sehr großen Geist beherbergen konnte, nicht zu erzürnen.

»Ein Wirth muß immer vorsichtig und ganz über die Maßen klug sein,« predigte er sich selbst vor. »Darum thut er am besten, wenn er nie eine eigene Meinung Unbekannten gegenüber hat. Solch ein verkappter Unbekannter ist ganz wie der Teufel, der herumgeht wie ein brüllender Löwe und siehet, welchen er verschlinge! Aber wenn dieser sonderbare Herr auch der Marschall von Sachsen in eigenster Person wäre, mich, den pffiffigen Vater Moos, soll er doch nicht verschlingen!«

Günther blieb regungslos sitzen, bis er draußen auf der Straße die lachenden Stimmen seiner Freunde hörte.

»Ich kann und will sie heute nicht sehen,« rief er sich zu, lebhaft aufspringend. »Sie fallen sonst mit Fragen über mich her, wie hungrige Wölfe über ein Lamm, das ihnen gerade in den Weg läuft. Morgen bin ich selbst ruhiger geworden, dann mögen sie fragen, was und so viel sie wollen, ich werde eine gelassene Antwort ihnen nicht schuldig bleiben.«

Gotthold und Feodor traten eben in's Haus, als der Dichter über ihnen die Thür seines Zimmers vorsichtig verriegelte. Ihre Fragen nach dem Freunde beantwortete Vater Moos mit stummen Gebärden, die in solche Fällen ausarteten, daß beide frisch-gebackene Baccalaurei auf den Gedanken kamen, dem wunderlichen Manne möge wohl die Fastnacht noch ein wenig in Kopf und Gliedern spuken.

ZWÖLFTES KAPITEL. BEI UNBEKANNTEN FREUNDEN.

»Gut denn,« sagte Feodor ärgerlich, nachdem Günther jede an ihn gerichtete Frage consequent nur mit dem einen Worte ›Uebermorgen‹ beantwortet hatte. »Ich will mich gern bis Uebermorgen gedulden, dann aber erwarte ich, daß Du Dein gefährliches Heimlichthun endigest und uns, die wir es doch wahrhaftig ehrlich mit Dir meinen, reinen Wein einschenkst.«

»Mach' mir kein so verzweifelt böses Gesicht, alter Kumpan,« erwiderte Günther, der sich in der glücklichsten Laune von der Welt befand und mit einem Selbstgefühl auftrat, als sei er über Nacht in den Adelstand erhoben worden. »Ich denke, es ist mir lange genug schlecht

gegangen auf diesem holprigen und rissigen Erdballe, um jetzt, wo mein Weizen zu blühen beginnt, die Vorsicht walten zu lassen. Ihr wißt, es ist meine Art, von unfertigen Dingen nicht zu sprechen. Sobald der Sockel feststeht, auf den ich zu treten gedenke, um ihn keinem Andern einzuräumen, sollt Ihr die Ersten sein, denen ich von dieser neuen Stellung herab mit alter Freundlichkeit zuwinke. Darum sage ich nochmals ›Uebermorgen!‹«

»Und weshalb ließeest Du Dich gestern nicht sehen?« fragte der mißtrauisch gewordene Gotthold. »Läugne nicht, Du warst zu Hause!«

»Ich läugne es auch nicht.«

»Und das nennst Du kameradschaftlich?«

»Ich nenne es sogar freundschaftlich.«

»Weil es Dir jetzt so und nicht anders in Deinen Kram paßt.«

»Da ich Dir Recht zugeben genöthigt bin, widerspreche ich nicht.«

»Ich nenne das egoistisch handeln!«

»Aber aus Freundschaft, Gotthold, blos aus Freundschaft!«

»Ich bitt' Euch, laßt es jetzt genug sein!« fiel Feodor ein. »Wir haben Dein Wort, Christian, und das wirst Du halten. Doch sag': sollen wir Dich aufsuchen oder kommst Du zu uns, wenn der Sockel, wie Du sagst, fest liegt und Du Dich als Statue darauf pflanzen kannst?«

»Ich werde mir mit Eurer Erlaubniß die Ehre geben, bei Euch anzuklopfen, damit Ihr nicht umsonst vor meiner Thür warten dürft.«

»Und wie gedenkst Du es heute zu halten?« fragte Gotthold. »Verbringen wir den Tag gemeinschaftlich? Wir hätten Lust, die Schätze und Raritäten des grünen Gewölbes zu bewundern.«

»Bewundert, was Ihr wollt und so lange Ihr wollt,« versetzte Günther, »mich aber überlaßt der Einsamkeit und dem Nachdenken! Wer im Begriffe steht, einen ganz neuen Lebenswandel zu beginnen, der hat wohl Ursache, in sich zu gehen und alle Eitelkeiten der Welt sich fern zu halten.«

Die beiden Baccalaurei mußten laut auflachen über den salbungsvollen Ton, mit welchem Günther diese Worte sprach, während schelmisches Feuer aus seinen lächelnden Augen brach.

»Nun, so folge denn Deinem Instinkt,« sprach Gotthold. »Wenn Du erst das Augenverdrehen lernst, dann wird Dir auch das Blicken in Zukunft nicht mehr schwer werden. Beides aber hilft fort, wie die Erfahrung lehrt. Adieu, Du Geheimnißvoller!«

Günther reichte beiden Freunden die Hand.

»Uebermorgen!« sprach er noch einmal und machte den Fortgehenden an der Thür eine so formelle Verbeugung, als wäre er ein Minister, der einen Gleichgestellten entließe.

Die Zeit verging dem Dichter nicht schnell genug, denn die Erwartung ließ ihm keine Ruhe! Nicht blos die geheimnißvolle Einladung gab ihm zu denken, mehr noch beschäftigte ihn der Befehl, den er in den ersten Vormittagsstunden erhalten hatte, sich am nächsten Tage zu

einer bestimmten Stunde in einem näher bezeichneten Gemache des Schlosses einzufinden. Es unterlag keinem Zweifel, die Verwendung des Grafen hatte den erwünschten Erfolg. Der König von Polen wollte ihn persönlich kennen lernen, und dieser gewährten Audienz mußte die gewünschte Bestallung auf dem Fuße folgen.

»Es ist so!« rief er sich in glücklichster Stimmung zu. »Damit hängt auch diese Einladung für heute Abend auf's Engste zusammen. Es ist außerordentlich rücksichtsvoll von den Freunden, daß sie mir im Voraus Winke geben und mich instruiren wollen, wie ich mich zu verhalten habe, um einen bestechenden Eindruck zu machen! Sie sollen aber auch an mir einen Gesellen finden, über den sie sich wundern werden!«

Das Glück, in dessen Atmosphäre Günther augenblicklich lebte, machte ihn mittheilend. Er war ja am Ziele, und er fühlte das Bedürfniß, vor Allem dem, der unbedingt am meisten zu diesem glücklichen Umschwunge beigetragen hatte, ein paar dem Herzen entquollene Worte zu sagen. Er setzte sich deshalb hin und schrieb an Paul. Jetzt konnte er es wieder; früher wollte ihm kein Wort aus der Feder fließen, obwohl er sich dem wackern Freunde tief verschuldet wußte.

Darüber verging die Zeit, es begann zu dämmern. Günther setzte sich an's Fenster und richtete seine Blicke fest auf das gegenüberliegende Haus. Der niedliche Mädchenkopf, den er noch jeden Tag bemerkt hatte, blieb heute unsichtbar.

»Ich werde das muntere Kind schon noch kennen lernen, wenn ich die Anstellung erst habe,« dachte er, ließ den Kopf in die Hand sinken und begann wieder in phantastischen Träumen zu schwelgen.

Er achtete nicht auf die immer dichter werdende Dunkelheit. War es doch licht in seiner Seele!

Wie lange er so, vertieft in das heiterste Gedankenleben gesessen hatte, wußte er selbst nicht. Es war völlig Nacht geworden, als vernehmbares Klopfen ihn der Wirklichkeit wieder gab.

»Es sind die Freunde!« sprach es laut in ihm, und mit fester Stimme rief er: »Herein!«

Vater Moos stand mit einem Licht in der Hand vor der Thür.

Günther runzelte verdrießlich die Stirn.

»Weshalb stören Sie mich?« fragte er barsch.

»Sie wollen verzeihen, mein gnädigster Herr,« erwiderte der Wirth, »daß ich durch vornehmes Klopfen um Eintritt bat. Es sind zwei Herren unten, die respectvoll nach Ihnen fragen.«

»Ich bin bereit,« unterbrach ihn Günther. »Leuchten Sie vor, damit die Herren nicht warten dürfen!«

Vater Moos gehorchte. Eine Minute später war Günther schon mit den Fremden auf der Straße.

»Die Verhältnisse müssen uns bei Ihnen entschuldigen,« nahm der Aeltere von Günthers Begleitern, indem wir den Starosten erkennen, das Wort. »Längst schon haben Ihre Verehrer den Wunsch gehegt, einen glücklichen Abend heiter und traulich mit Ihnen zu verleben. Es ist

ein kleiner Zirkel, in den wir Sie führen, aber ein Zirkel von Männern, die Ihr außerordentliches Talent bewundern. Ihren Bemühungen, die sehr geheim betrieben werden mußten, ist es denn auch gelungen, einen Mann von solchen Verdiensten der Aufmerksamkeit des Landesherrn zu empfehlen. Es war nöthig, Umwege eigener Art einzuschlagen, damit unsere Gegner uns nicht in die Karten schauen konnten. Wir benutzten deshalb Alles, was uns dienen mochte, selbst den Einfluß jener Demüthigen, welche mit der hingebendsten Inbrunst das Gotteslamm verehren. Sie, als Mann von Geist werden uns die kleine Verstellung, zu der wir uns herbeiließen, gewiß zu Gute halten. Sie sind weltlich gesinnt, wie alle Ihre wahren Freunde, und der Welt, nicht der Kirche oder gar einem herrnhutischen Bethause soll Ihr unsterblicher Genius erhalten werden.«

Diese Sprache gefiel Günther ausnehmend. Es leuchtete ihm wohl ein, daß man bisweilen krumme Wege einschlagen müsse, um ein fern liegendes Ziel zu erreichen, wenn verschiedene Parteien gleichzeitig darauf hinsteuern, und es schmeichelte seiner Eitelkeit, daß ihm wohlwollende Personen ganz denselben Einfall wie sein Freund Paul gehabt hatten, um in seinem Interesse zu wirken. Daß man sich zu diesem Behufe wenigstens einerseits des Grafen nur als Lockvogel bediente, ergötzte ihn ungemein. Er fand diese Duplicirung des neuen Heiligen und aller seiner Anhänger so amusant, daß er mit

dem Starosten lieber gleich Schmollis hätte trinken mögen. Jetzt erst glaubte er manches ihm bisher unklar Gebliebene vollkommen zu durchschauen. Es bedurfte nur noch einiger versteckter Andeutungen seines redseligen Geleitsmannes, um ihn vollends cordial zu machen; denn gerade diese Andeutungen waren ihm der sicherste Beweis, daß die Freunde seines Genius, die er jetzt kennen lernen sollte, schon längst sich um ihn bekümmert und für ihn im Stillen mit überlegener Klugheit gehandelt hatten.

Günther glühte vor Glück und Freude, als er das feenhaft strahlende Gemach betrat, wo die lebenslustigen Herren die Fastnacht zubrachten. Es waren heute nur sechs Personen im Ganzen zugegen, Günther war der Siebente. Die Begrüßung, welche dem überraschten Dichter von den seiner Harrenden zu Theil ward, entzückte ihn. Nie im Leben hätte er geahnt, daß es Menschen geben könne, die seine poetischen Versuche so hochstellten, die ihn selbst mit solcher Innigkeit verehrten!

Der Starost, der sich selbst Baron Kulm nannte, stellte die übrigen Freunde dem arglosen Dichter vor. Es waren lauter adliche Namen, Männer ohne Zweifel von Ruf und Einfluß, obwohl Günther persönlich von ihrer Wirksamkeit nichts wußte, auch die Stellung, die sie im Staate einnahmen, ihm unbekannt war. Es fiel ihm dies nicht auf, weil er sich um das Hofleben niemals gekümmert hatte, und alles politische und, diplomatische Treiben ihm eine gänzlich fremde Welt war.

Bezaubert von der offenen Herzlichkeit, mit der ihm Alle entgegen kamen, gab sich Günther sehr bald in seiner eigensten Wesenheit. Es wäre ja auch beleidigend für diese uneigennützigten Freunde gewesen, hätte er zurückhaltend eine steife Figur spielen wollen. Diese aufgeweckten, geistreichen, von Scherz und Lust übersprudelnden Männer kannten ihn genau. Er brauchte vor ihnen nichts geheim zu halten, sich nicht zu verstellen. Sie wußten beinahe so viel um seine Liebschaften, wie er selbst, aber sie waren so fein gesittet, daß kein Name ihren Lippen entschlüpfte. Sie kannten auch die herben Erfahrungen und den unersetzlichen Verlust, der einen finstern Schatten auf sein Leben warf. Diesen Schatten in Licht zu verwandeln, sollte, wie ebenfalls zart gehaltene Andeutungen vermuthen ließen, zunächst die Aufgabe ihres ferneren Strebens und ein neuer Beweis der Verehrung sein, die sie seinem unerreichbaren Talente zu zollen versprachen.

Gleich beim Eintritt in den Tempel der Freundschaft und Liebe, wie Baron Kulm den verführerischen Versammlungsort scherzhaft nannte, entzückten Günther die sanften Töner ferner Musik. Er lauschte diesen berückenden Harfenklängen, während er sich Mühe gab, auch auf die Gespräche der Herren zu hören, die ihn ganz wie ihresgleichen behandelten. Nie zuvor hatte er die Harfe mit solcher Meisterschaft spielen hören.

Eine Stunde verging dem Dichter, der sich kaum jemals so angeregt gefühlt hatte, sehr schnell. Ein Diener reichte Thee und Confect herum, und obwohl Günther, unbekannt mit den Gewohnheiten der vornehmen Welt, derartigen Delicatessen keinen besondern Geschmack abgewinnen konnte, schlürfte er doch den Thee mit sichtlichem Behagen. Er duftete ungemein lieblich, schmeckte gewürzig und durchströmte seine Nerven mit belebender Wärme. Günther ward heiter und gesprächig.

Wieder verging einige Zeit unter anregender Unterhaltung. Freiherr von Zobel, ein schlanker Mann, hager, aber muskulös, dessen Gesicht stets in wunderbarer Beweglichkeit war, so daß es schwer fiel, zu sagen, welche Physiognomie ihm wirklich zu eigen gehöre, erzählte köstliche Anekdoten aus dem Hofleben zur Zeit des starken August. Der Mann mußte überall die Hand mit im Spiele gehabt haben; denn bald ließ er in der schalkhaften Weise seines Vortrages durchschimmern, daß er mehr als einmal geschickt den Freiwerber für seinen königlichen Herrn gemacht habe. Der Hauptschauplatz seiner Thätigkeit mußte Leipzig gewesen sein, wohin der Hof zur Zeit der Messe gewöhnlich mit großem Cortège sich verfügte.

»Nie im Leben werde ich es vergessen,« schloß er eine dieser Mittheilungen, »welch' himmlisches Vergnügen mir die Belebung der alabasternen Grazie ohne Geist und Witz, der unvergleichlich schönen Dieskau machte. Es wäre dies ein Stoff, werth, daß ein Dichter ihn besänge, und ich bin überzeugt, unser Freund wird uns eines

Tages damit überraschen, wenn er erst ganz der Unsrige geworden ist!«

Jetzt öffneten sich, wie von unsichtbaren Händen bewegt, die Flügelthüren, und eine Tafel, wie Günther noch keine gesehen, belastet mit schimmerndem Geschirr, mit funkelndem Kristall, und von schwellenden Polsterstühlen umgeben, fiel ihm bestechend in die Augen.

»Aha,« unterbrach der Freiherr von Zobel sich selbst, »Sie haben meinen Wink benutzt, lieber Altenbruch, und uns mit einer römischen Abendtafel überrascht! Ich danke Ihnen dafür im Namen unseres edlen Gastes. Poeten sollten immer wie Götter speisen, leider aber müssen sie sich nicht selten auch genügen lassen, wenn nur die Welt ihnen gestattet, sich an den gedeckten Tischen gemeiner Menschenkinder niederzulassen. Gott Apollo erweist sich seinen getreuesten Jüngern gegenüber recht als Heide. Er ist mitleidslos, unbarmherzig, ein Schelm, wie alle Heiden. Die Liebe kennt er nicht, ausgenommen die mit anmuthigen Frauen. Darum hat sich der Schalk auch mit einem ganzen Schwarm munterer Mädchen umgeben, mit denen er immer der Reihe nach liebäugelt. Darf man es da seinen Jüngern auch jüngster Abkunft verargen, wenn sie in Ermangelung von Ambrosia und Nektar sich durch die süße Speise zu entschädigen suchen, die immer frisch und schmackhaft von den Lippen rosiger Mädchen gebrochen wird? Diese Kost ist, wir wissen es, unserm Gaste nicht unbekannt, und wir wollen sehen, ob hinter den schimmernden Nektarkrügen nicht vielleicht

auch da oder dort ein lachendes Augenpaar lauscht oder ein lüsterner Mund dem Liebliche Apollo's winkt!«

Ein Kostverächter war unser Dichter nicht. Unter Freunden und Gleichgesinnten ließ er gern seinen Neigungen die Zügel schießen, und fand er gar Aufmunterung von Seiten Anderer, so konnte er leicht selbst die Grenzen des Erlaubten überspringen.

Hinter ihm lag eine Zeit, in der er geistig und leiblich gedarbt hatte. Die Noth mit ihren hohlen Augen und eingefallenen Wangen war dicht an ihn herangetreten; es fehlte wenig, so lernte er den Hunger in seiner fürchterlichsten Gestalt kennen. Nun war dies abschreckende Scheusal von seinem Schutzgeiste wieder verscheucht worden. Er hatte die Prüfung tapfer bestanden, und als Lohn für solche Standhaftigkeit erschloß sich ihm ein neues, heiter aufgeschnüicktes Leben. Wahrlich, es wäre mehr als Thorheit gewesen, den Augenblick mit seinen fröhlichen Genüssen, seinen lockenden und erlaubten Erheiterungen unbenutzt vorübergehen zu lassen!

Die Worte des Barons, die so einladend klangen und eine so heitere Lebensweisheit athmeten, entzückten Günther. Daß der fein gebildete Mann ihn mit so herzlicher Offenheit einen Jünger Appollo's nannte, trieb ihm das Blut in den Kopf. Er mußte seinen neuen Freunden zeigen, daß sie keinem Unwürdigen ihre Kreise geöffnet, daß er, obwohl bürgerlicher Herkunft und bis jetzt der höhern Gesellschaft fern stehend, doch auch zu leben wisse.

Mit Entzücken betrachtete er die schwelgerische Tafel, an der ihm als Ehrengast der oberste Platz angewiesen wurde. Vor demselben lag ein frisch gewundener Lorbeerkrantz.

»Ehre, dem Ehre gebühret!« sprach Baron von Kulm, den Kranz ergreifend und ihn auf das dünn gewordene Haar des Dichters drückend. »Einst sangen Sie:

»Mit Rosen schmück' ich Haupt und Haare;
Die Rosen tauch' ich in den Wein &c.«

Inzwischen haben diese Rosen sich in Lorbeeren verwandelt, die jedenfalls noch mehr als jene die Stirn des ›mächtigen Poeten‹ zieren, der berufen ist, demnächst seiner poetischen Verdienste wegen wirklich als *laureatus* gekrönt zu werden!«

Es begann nun ein Mahl so schwelgerischer Art, daß Günther mehr noch über die Mannigfaltigkeit der aufgetragenen Speisen erstaunte, als über das in der That ebenfalls bewundernswürdige Talent seiner Freunde, von all diesen seltenen Leckerbissen mit Wohlgefallen zu genießen. Zwar that auch er sein Möglichstes, den Freunden nachzueifern, es fehlte ihm aber offenbar die zu solchen Schwelgereien ganz unerläßliche Routine im Genusse. Er ermüdete bald, und der Rusticus, den die raffinierten Hofleute schnell genug in ihm entdeckten, mußte sich manches Scherzwort gefallen lassen. Es kamen Speisen auf die Tafel, die er weder kannte noch zu schätzen wußte. Sein Gaumen war nicht genug verwöhnt, um sie schmackhaft zu finden.

»Vergessen Sie nicht, Freund Günther,« raunte der Freiherr von Zobel ihm zu, der bald wie ein Weltweiser, bald wieder wie ein Satyr aussah, »daß Bacchus ein heiterer Gott war. Ohne ihn und die herrlichen Geschenke, die er allen Kindern dieser Welt mit lächelndem Munde und mit freudig glänzenden Augen reicht, tritt die Freude nur verhüllt an unsere Seite! Die Freude aber ist kein Bild von Sais, dessen Anblick wir nicht ertragen können. Im Gegentheile, nur der genießt, wie das Leben es will, die Freude mit Geschmack und als gebildeter Kenner, der ihr langsam und graziös die schimmernden Hüllen abstreift, damit er das Herrliche schaue und erkenne in reinsten Schönheit! Der Schönheit und Freude weih' ich dies Glas! Mögen sie Dem immer unvergänglich treu bleiben, dem es gelungen ist, beide so anmuthig zu besingen!«

Alle drängten sich um den überraschten Dichter, und Günther war gezwungen, mehr denn ein Glas des köstlichen Weines zu leeren, der in Uebermaß vorhanden war. Harfenklänge ließen sich wieder hören, diesmal stärker und in lebhafteren Rhythmen.

Günther horchte auf. Diese jubelnden Klänge hörte er nicht zum ersten Male. In glücklichen Stunden, umgeben von zechenden Comilitonen, hatte er vor Jahren in Leipzig eins seiner muntersten Lieder auf diese Melodie hingeworfen. Es war ein Lieblingslied froher Zecher geworden und auch in nichtstudentische Kreise gedrungen.

Freiherr von Zobel errieth die Gedanken des Dichters. Perlender Wein schäumte wieder in den Pokalen, die heitern Freunde erhoben sich, als berühre sie die Begeisterung, und indem der Freiherr von Zobel mit dem ihm gegenüber sitzenden Baron von Kulm anstieß, daß sein eigenes Glas zersprang, begann er mit sonorer Stimme zu singen:

»Müdes Herz,
Laß den Schmerz
Mit dem Athem fahren!
Lebst du doch
Jetzt noch
In den besten Jahren.
Thoren denken vor der Zeit
An die Nacht der Eitelkeit,
G'nug, wenn uns das Alter zwingt,
Und den Kummer mit sich bringt.«

Jetzt sprang auch Günther auf. Seine Augen glühten von Glück und Wein. Er stieß mit dem Freiherrn an, leerte den Becher bis zum Grunde und fiel jubelnd ein, während der Wein von Neuem in sein Glas floß:

»Alle Noth,
Die uns droht,
Kommt von eigem Wahne;
Daß das Weh'
Bald vergeh',
Bohrt man nicht im Zahne.
Unser mürrischer Verdruß

Ist wie ein gesalz'ner Fluß,
Der, jemehr man Thränen reizt,
Wang' und Augen schärfer beizt.«

»Brüder, wir
Sind jetzt hier,
Und wer weiß, wie lange?
Jeder Schritt
Ist ein Tritt
Zu dem letzten Gange.
Nehmt die Wollust im Voraus
Und besucht der Freude Haus,
Eh' ein ungewisser Tag
Uns der Bahre liefern mag!«

»Glaubt doch nur,
Epikur
Macht die klügsten Weisen!
Die Vernunft
Seiner Zunft
Sprengt die Folter-Eisen.
Die der Aberglaube stählt,
Wenn er schlechte Seelen quält,
Und des Pöbels blöden Geist
In die Nacht des Irrthums reißt.«

»Diese Nacht
Gibt uns Macht
Frank und frei zu leben!

Jeder Stern
Sieht es gern,
Daß wir Feuer geben.
Unsre Büchsen sind zwar Glas,
Aber sie verjagen baß
Aller Grillen starkes Herr,
Wenn es noch so heftig wär'!«

Unter heiterm Lachen der fröhlichen Zecher klangen die Gläser abermals zusammen. Dann beeilten sich die Freunde, dem Dichter die Hand zu drücken, ihn zu umarmen und mit bewundernden Lobeserhebungen zu überschütten.

Günther ließ es geschehen. Er schwelgte in Seligkeit. So glückliche Stunden hatte er noch nie verlebt. Ja, er fühlte es, daß die Göttin des Ruhmes ihn berührt habe, und den Lorbeerkranz fester auf sein Haupt drückend, begann er unaufgefordert ein zweites Lied zu singen, das die Uebrigen, da sie es nicht genau zu kennen schienen, nur durch Summen accompagnirten.

»Brüder, laßt uns lustig sein,
Weil der Frühling währet,
Und der Jugend Sonnenschein
Unser Laub verkläret!
Grab und Bahre warten nicht;
Wer die Rosen jetzo bricht,
Dem ist der Kranz bescheeret.«

»Unsers Lebens schnelle Flucht

Leidet keinen Zügel,
Und des Schicksals Eifersucht
Macht ihr stetig Flügel.
Zeit und Jahre flieh'n davon,
Und vielleicht schnitzt man schon
An unsers Grabes Riegel.«

»Wo sind diese, sagt es mir,
Die vor wenig Jahren
Eben also gleich wie wir
Jung und fröhlich waren?
Ihre Leiber deckt der Sand,
Sie sind in ein ander Land
Aus dieser Welt gefahren.«

»Wer nach unsern Vätern forscht,
Mag den Kirchhof fragen;
Ihr Gebein, so längst vermorscht,
Wird ihm Antwort sagen.
Kann uns doch der Himmel bald,
Eh' die Morgenglocke schallt
In unsre Gräber tragen.«

»Unterdessen seid vergnügt,
Laßt den Himmel walten!
Trinkt, bis Euch der Wein versiegt,
Nach Manier der Alten! . . .
Dieses Gläschen bring ich Dir,
Daß die Liebste lebe!«

Günther wandte sich dem faunisch auf ihn blickenden Freiherrn von Zobel zu und stieß so stark mit ihm an, daß der Wein dem hageren Manne in das höhnisch lächelnde Gesicht spritzte. Die Andern brachen in ein olympisches Gelächter aus. Der aufgeregte Poet ließ sich jedoch nicht stören. Er füllte sich selbst das leere Glas auf's Neue und intonirte noch einmal:

»Dieses Gläschen bring' ich Dir,
Daß die Liebste lebe,
Und der Nachwelt bald von Dir
Einen Abriß gebe!
Setzt Ihr Andern gleichfalls an,
Und wenn dieses ist gethan
So lebt der edlen Rebe!«

Der Freiherr mußte es dulden, daß alle Andern ihm unter ausgelassenen Scherzen zu dem Wunsche des Dichters Glück wünschten. Baron von Kulm konnte vor Lachen kaum zu sich kommen. Er klatschte ununterbrochen in die Hände und rief einmal über das andere: »Bravo, bravissimo!«

Endlich ward es wieder ruhiger. Günther lehnte erschöpft in seinem prächtigen Fauteuil. Er sah sehr bleich aus, nur seine Augen flammten und irrten unstät von Einem zum Andern. Er lehnte das vom Genusse vielen und schweren Weins müde Haupt an den rothen Sammet des Lehnstuhles und horchte wieder auf die Musik, die von Neuem sich hören ließ.

»Was meinen Sie, werther Freund,« redete der Freiherr den halb Träumenden an, »ist es wohl erlaubt, sich durch die That zu den Grundsätzen zu bekennen, die Ihre schönen Lieder so einschmeichlerisch uns schwachen Menschen vorpredigen?«

»Ich hoffe, Sie halten mich für keinen Duckmäuser,« versetzte Günther.

»Still, still!« fiel der Baron von Kulm ein. »Zu trauen ist Ihnen nicht viel! Wer mit den neuen Heiligen lange Unterredungen führt über Religion und Apostelthum, der hat wenigstens eine Ader in sich, in welcher das Blut mit Wassertropfen aus dem Bache Kidron vermischt ist!«

»Ein Schuft will ich sein, wenn ich je daran gedacht habe, dem Geflenne dieser Psalmisten mich anzuschließen!« rief Günther.

Der Baron machte ein sehr ungläubiges Gesicht.

»Poeten sind gewandte Lügner,« sagte er lächelnd.

»Ich sang immer nur, was ich empfand,« betheuerte Günther, »und ich kann es mit tausend Eiden beschwören, daß alle meine Lieder, ernste wie lustige bis zu den allerausgelassensten nur Wahrheit der Empfindung enthalten!«

»Enthielten, wollen Sie gewiß sagen,« bemerkte Freiherr von Zobel.

»Nein,« replicirte heftig der weintrunkene Dichter. »Was ich damals für wahr hielt, dazu bekenne ich mich noch heute!«

»Das müßten Sie uns beweisen, wenn wir Ihnen glauben sollen!«

»Wenn ich es könnte, wie gern thät' ich es!«

»Nichts leichter als das,« fiel Baron von Kulm ein.

»Wollen Sie uns begleiten?«

»Wohin Sie mich führen!«

»Auch in die Hölle?« fragte der spöttische Freiherr.

»Wenn hübsche Mädchen am Eingange Wache halten; so kehre ich beim Teufel nicht um, und wenn alle Erzengel die Posaune blasen, daß die Festen der Erde davor erbeben!«

Er sprang auf und goß sich den breiten Tummler voll schäumenden Weins.

»Allen schönen Sünderinnen ein Hoch!« rief er, das Glas erhebend. »Je mehr wir sündigen, desto ergiebiger strömt die Quelle der Vergebung an der Pforte des Himmels!«

Alle stießen bereitwilligst an.

»Ich kenne ein paar reizende Kinder,« flüsterte der Baron von Kulm dem Dichter zu, »schön, wie Benns selbst und gefällig, wie die Liebe. Wenn Sie Lust haben –«

»Jeder Schritt.

Ist ein Tritt

Zu dem letzten Gange«

declamirte Günther.

»Doch bedenken Sie,« fiel Freiherr von Zobel ein, »daß Sie bei diesem letzten Gange in dieser Nacht ein paar Blätter aus Ihrem Lorbeerkränze verlieren können!«

»Unsers Lebens schnelle Flucht

Leidet keinen Zügel,

Und des Schicksals Eifersucht
Macht ihr stetig Flügel!«

wiederholte der Dichter, sich selbst citirend, indem er den Lorbeerkranz herabriß und die grünen Blätter desselben an die ihm zunächststehende Kerze hielt, daß die Flamme sie knistemd versengte.

»Ohne Lust, ohne Freude und Sinnengenuß, was wäre das Leben!« rief er aus. »Für einen Blick aus schönen Augen, für einen Kuß von feuchten Lippen gebe ich allen Ruhm dieser Welt dahin, die doch nichts ist als ein Irrgarten mit Zierpflanzen auf dunstigem Sumpfe!«

»Wenn Sie entschlossen sind, uns zu folgen, so sollen Sie den Rest dieser Nacht in so süßen Zaubern verleben, wie Tannhäuser bei Frau Venus im Hörselberge!« sprach Altenbruch.

»Und dabei haben Sie noch das Glück,« fiel Freiherr von Zobel lachend ein, »der Absolution des Papstes nicht zu bedürfen, da Sie Protestant sind! Bei Gott, wäre ich nicht ein Sohn der alleinseligmachenden Kirche, ich möchte mich wohl im Gift des ketzerischen Lutherthums voll saugen!«

Günther stand schwankend auf und drückte dem Freiherrn seinen eignen Hut auf die Perrücke, indem er mit lallender Zunge declamirte:

»Schweigt doch nur, Ihr höhn'schen Thoren,
In der kühlen Dämmerungstill',
Da mein Herz vor Leonoren
Seine Regung zeigen will!

Weil sich ihrer Jugend Pracht
Ueberall gefällig macht!«

»Kennen Sie denn den Namen der schönen Huldin, an deren liebevoller Gestalt Ihre Augen sich weiden sollen?« fragte der Baron.

Günther lächelte weinselig, wand sich den etwas zerzausten Lorbeer wieder um die Stirn und antwortete:

»Ihrer Kleider nette Schwärze
Zeigt mir ein vergnügtes Licht,
Welches, wie des Mondes Kerze
Zärtlich aus den Wolken bricht.«

»Ha, ha, ha, ha!« lachte der Freiherr. »Wie würde die stille, liebe Hanna weinen und ihre gläubigen Augen bitrend zum Himmel aufschlagen, hörte sie jetzt dies lustige Glaubensbekenntniß ihres untreuen Jüngers!«

Günther hörte nur mit halbem Ohr auf diesen Einwurf. Er tänzelte, ein halb geleertes Glas in der Hand, das der Baron ihm reichte, von Stuhl zu Stuhl, um mit allen Freunden nochmals anzustoßen, und declamirte dabei mit lustfunkelndem Auge:

»O, wie selig ist die Stunde,
Da man, angenehmes Kind,
Auf dem vollen Rosenmunde
Deines Herzens Huld gewinnt,
Und den Vorschmack jener Welt
Selbst mit dir im Arme hält!«

Freiherr von Zobel löschte die Lichter aus. Zwei der Cavaliere nahmen Günther ins die Mitte.

»Ruhig jetzt, Sie verliebter Ausbund aller Poeten!« raunte ihm Baron von Kulm zu. »Wer verbotene Wege geht, muß schweigen können! Ich möchte ungern von einem unserer groben Nachtwächter erkannt werden, denn schäme ich mich auch der Sünde nicht, welche die Anmuth gebiert, so fürchte ich doch die Verläumdung, deren Lohn eine Verbannung aus der Gesellschaft sein könnte!«

Günther besaß noch so viel Besinnung, um die Bitte des warnenden Barons zu beachten. Er lachte wohl bisweilen leise oder summtte halblaut einen seiner verliebten Verse, im Uebrigen that er, was man von ihm begehrte. Willenlos stieg er, von seinen Begleitern geführt, die Treppe hinab und als er hinaustrat auf die finstere, windige Straße, fühlte er sich alsbald matt und so zum Schlaf geneigt, daß er dem bewältigenden Hange nicht lange widerstehen konnte. Er hörte nur noch, daß wispernde Stimmen zu ihm sprachen, eine warme Lippe streifte seine Wange. Die Augen matt aufschlagend, sah er ein liebliches Gesicht über sich gebeugt.

»Hanna!« stammelte er, und wollte sie mit beiden Armen umfassen. Die Geister des Weines aber hielten ihn gefangen und von schweren, unklaren Träumen umschwirrt, verließ den Bethörten das Bewußtsein.

DREIZEHNTES KAPITEL. VERLOREN.

Zu wiederholten Malen erkundigten sich Gotthold und Feodor nach dem unsichtbar gewordenen Freunde. Vater Moos versteckte seine Antwort stets hinter eine vieldeutige Geste und schien überhaupt zum Sprechen gar nicht geneigt zu sein. Dem soliden Manne war es nicht recht, daß sein junger Gast, über dessen Charakter er noch immer nicht ganz in's Reine kommen konnte, eine ganze lange Nacht außer dem Hause zugebracht hatte. Dergleichen Unregelmäßigkeiten kamen bei ihm niemals vor, und er machte sich jetzt selbst im Stillen Vorwürfe, daß er seiner löblichen Gewohnheit entsagt und die jungen Herren nicht, wie sonst, durch seine Vorschriften gezügelt hatte.

Der ganze nächste Morgen verging, ohne daß Günther zurückkehrte, und Feodor, der von dem Wirthe ein paar dunkle Bemerkungen aufgefangen hatte, die ihm bedenklich vorkamen, gerieth in Besorgniß. Das Heimlichthun des Dichters regte jetzt allerhand Bedenken in ihm auf. Er theilte sich Gotthold mit und auch dieser ward stutzig.

»Wenn der leichtgläubige Freund nur nicht in schlechte Gesellschaft gerathen ist!« sagte Feodor. »Er war so merkwürdig erregt und dabei so voll Zuversicht, daß er blindlings in's Unglück rennt, wenn ihm Einer vorausläuft, dem er vertraut!«

Gotthold konnte nicht widersprechen. Die Unruhe der Freunde steigerte sich, als auch die Mittagsstunde verging, ohne daß Günther sich sehen ließ. Schon waren sie entschlossen, auf gut Glück die Stadt zu durchstreifen, ob sie den Verschwundenen vielleicht entdecken möchten, als eine Kalesche vorfuhr, und Paul von Podelwitz ausstieg.

»Paul!« riefen Beide zu gleicher Zeit.

»Du kommst wie gerufen!« fügte Feodor hinzu.

»Ihr hier?« versetzte der Cameralist. »Ich hätte Euch bei Euern Verwandten gesucht. Habt Ihr Günther gesehen und gesprochen?«

»Wir suchen ihn, wie eine Stecknadel,« erwiderte Gotthold.

»Er ist also *noch* nicht hier?« fragte Paul erstaunt.

»Gewiß!« erwiderte Feodor. »Seit gestern aber hat er sich absentirt und Niemand weiß, wo er geblieben ist.«

Paul that noch einige rasche Fragen an die Freunde und erfuhr durch ihre Antworten, daß des Dichters Hoffnungen in Blüthe standen.

»Also auf Morgen hat er Euch vertröstet?« sagte er nachdenklich.

»Consequent und mit einer Miene, als habe er mit der Pythia Umgang gepflogen,« versetzte Feodor.

Paul wandte sich jetzt an Vater Moos, den er vertraulich begrüßte.

»Gefällt mir nicht, gefällt mir gar nicht,« erwiderte dieser. »Es waren vornehme Cavaliere, die ihn gestern Abend, als es schon Nacht war, abholten.«

»Ihr kanntet sie nicht?«

Moos schüttelte den Kopf.

»Waren sie meinem Freunde bekannt?«

»Es kam mir nicht so vor.«

»Freunde,« sprach Paul darauf zu seinen bisherigen Comilitonen, »Ihr müßt mich entschuldigen. Unser armer Günther liegt mir zu sehr am Herzen. Gebe Gott, daß ihm nichts zugestoßen ist! Sein Leben hat so viele Wunden aufzuweisen, die alle heftig schmerzen, daß ihm wohl ein wenig Balsam dafür zu wünschen wäre. Lebt wohl, ich komme bald wieder!«

Er eilte fort; die Freunde sahen ihm erstaunt nach.

»Wo will er ihn denn suchen?« meinte Gotthold.

»Er scheint besser unterrichtet zu sein als wir,« sagte Feodor, »nur sieht er auch nicht so aus, als ob er alle Taschen froher Mittheilungen hätte.«

»Laß uns promeniren,« sprach Gotthold. »Das Leben in diesem Gasthause fängt an mich zu langweilen. Sobald ich weiß, was aus Günther geworden ist, reise ich nach Hause. Morgen ist ja ohnehin der Tag, der uns Aufschluß geben soll über seine geheimnißvollen Intentionen.«

Während nun Gotthold und Feodor planlos die Stadt durchkreuzten, sich der Abwechslung wegen auch einmal in einer Gondel über die Elbe setzen ließen, hatte Paul von Podelwitz eine lange Unterredung mit seinem gräflichen Vetter. Die Mittheilungen Zinzendorfs beruhigten ihn einigermaßen. Er hatte nicht erwartet, daß Günther einen so gewinnenden Eindruck auf den streng religiösen Mann machen werde. Aus den Bemerkungen des

Grafen aber sprach eine so wohlwollende Duldsamkeit, daß er für seinen Freund die besten Hoffnungen hegte.

»Setzen Sie Ihr Vertrauen auf den Herrn, mein lieber Vetter,« sagte Zinzendorf, als er ihn entließ. »Die Audienz muß nunmehr vorüber sein. Sie werden Ihren Freund, so der Heiland ihm beigestanden hat, jetzt daheim finden. Mögen Gottes heilige Engel Sie und ihn, der noch viel ringen muß, ehe er der Segnungen theilhaftig werden kann, die der Glaube gewährt, immerdar auf Ihren Wegen begleiten!«

Paul eilte auf Flügeln der Sehnsucht zurück in sein Gasthaus. Schon von Weitem gewahrte er Vater Moos unter der Thür stehen. Es schien, als warte er auf ihn. Als er näher kam, ging der ordnungliebende Wirth dem Edelmann entgegen.

»Der Mann ist oben,« sagte er so leise, als scheue er sich laut zu sprechen.

»Mein Freund Günther?« fragte Paul hastig.

»Der Mann, den Sie und die jungen Herren suchen.«

»Ich hoffe, er befindet sich wohl.«

Vater Moos deutete auf die Stirn und machte dann ein paar so seltsame Bewegungen, daß dem Edelmann das Blut stockte. Ohne weiter zu fragen, eilte er die Treppe hinauf und trat in das Zimmer des Freundes.

Die Kräfte verließen ihn beinahe, als er Günther erblickte.

Der Dichter saß mit vornübergebeugtem Haupte auf einem Stuhle, todtenbleich, mit eingefallenen Zügen, erloschenen Augen, die wie gebrochen in ihren Höhlen lagen. Sein Anzug, obwohl modern und elegant, trug die Spuren wild durchlebter Stunden.

»Christian!« rief Paul erschrocken und faltete bebend die Hände.

Der Gerufene zuckte zusammen und richtete einen scheuen Blick auf den Freund.

»Was ist Dir geschehen?« fuhr Paul von Podelwitz fort. »Du bist krank, Du bist –«

»Verloren!« lallte Günther, seine in kaltem Schweiß gebadete Hand dem Freunde entgegenstreckend.

Paul röchelte vor Angst und Entsetzen.

»Du warst?«

»In der Hölle!« stotterte Günther.

»Unseliger, Du bist von Sinnen!« rief Paul in aufwallender Heftigkeit. »Man hat Dich vermißt, gesucht . . . Du bist in vergangener Nacht nicht nach Hause gekommen . . . Du hast geschwelgt! . . .«

Günther nickte und ein entsetzliches, halbirres Lächeln glitt über die erschlafften Züge.

»Mit Freunden vom Hofe . . .« versetzte er. »Wackere Herren waren's, – lustige Teufel! . . . Ha, ha, ha, ha! Wie haben sie mich tractirt! Ha, ha, ha, ha!«

Sein Lachen klang wie das eines Wahnwitzigen.

Paul zitterte vor Angst und Entrüstung, und doch erbarmte ihn wieder des Armen, der durch eigene und offenbar auch fremde Schuld in solchen Zustand versetzt

worden war. Er schob einen Stuhl an die Seite des Unglücklichen und ergriff dessen zitternde Hand.

»Günther,« sprach er, so ruhig, als seine Aufregung ihm erlaubte, »besinne Dich und erzähle, was Dir begegnet ist. – Ich bin Dein Freund, Du weißt es, und ich werde Dich nie, nie verlassen, selbst nicht im Tode! . . . Du warst bei Zinzendorf –«

Ein Frösteln ging durch Günthers Körper. Er stöhnte, als wolle er ersticken.

»Ich weiß es von ihm selbst,« fuhr Paul fort. »Alles war vorbereitet, klug, vorsichtig, weise – es konnte nicht fehlen!«

Das entsetzliche Lachen des Dichters unterbrach ihn wieder.

»Bist Du fromm?« sagte er dann plötzlich und in seinem matten Auge glühte ein Funke des unvergänglichen Geistes, der noch immer in dieser morschen Hülle wohnte.

»Wozu solche Frage!« versetzte Paul.

»Weil ich von Dir erfahren möchte, wie der Teufel aussieht.«

»Christian, ich flehe Dich, gib mir ruhig zusammenhängende Antworten!« bat Paul auf's Neue. »Du folterst mich und ich möchte Dir doch gern helfen!«

»Mir ist nicht mehr zu helfen!«

Paul schwieg einige Augenblicke. Dann faßte er die Hand des Unglücklichen wieder und fragte:

»Warst Du im Schlosse?«

Günther richtete seine tiefen Augen fest auf ihn. Er sah in einen bodenlosen Abgrund hinein. Nach einer Weile stand er auf, schlang den rechten Arm um den Nacken des Freundes und wankte, von diesem halb getragen, zum Fenster. Im gegenüberliegenden Hause zeigte sich das hübsche Mädchen wieder und schien diesmal etwas neugierig zu ihrem Vis-à-Vis hinüber zu sehen.

»Das ist der Geist, der mich in die Hölle verlockte,« sagte der Dichter, mit geballter Faust hinüber drohend. Das Mädchen zog sich erschrocken zurück.

»Du sprichst im Fieber und ich verstehe Dich nicht,« versetzte Paul.

»Ich will versuchen, mich Dir verständlich zu machen,« fuhr Günther mit Anstrengung aller seiner Kräfte fort, indem er ermattet niederglitt auf den nächsten Sessel. Er riß sich das Kleid auf, die Finger griffen in die Tasche seiner gestickten Weste, kehrten diese um und eine Hand voll zerpfückter Lorbeerblätter fielen vor Paul's Füße.

»Was ist das?« fragte dieser.

»Das bin ich!« versetzte Günther. »Ich, als Mensch und als Dichter! Die falschen Heiligen und losen Schälke, kossende Mädchen und schänkende Becher haben mich so zugerichtet! . . . Wenn Du einen Todtengräber weißt, der billig ist, dann bestelle bei ihm ein Grab! . . . Ich wollt', der Teufel gäbe mir den Nickfang, und ich wäre schon vermodert! Der Dunst meines verfaulenden Gebeins soll als Geist über dem Grabhügel tanzen, der mich bedeckt, und Allen, die sich ihm nahen, zurückwinken, damit sie

nicht von demselben Pesthauche ergriffen werden, der mich verwüstet hat!«

»Wüthe nicht gegen Dich selbst,« sprach Paul. »Fasse Dich lieber und zeige, daß Du ein Mann bist!«

»Ein Mann!« lachte Günther. »Ich hab's bewiesen und muß mich doch selber eine Memme schelten! ... »Ein Mann!«

Er legte beide Hände über sein Gesicht und begann krampfhaft zu schluchzen. Paul störte ihn nicht. Er setzte sich dem Unglücklichen gegenüber und zerbrach sich vergebens den Kopf über die Veranlassung dieser entsetzlichen Verstörung. Nach längerem Schweigen richtete er die Frage an ihn:

»Du wolltest versuchen, Dich mir verständlich zu machen?«

Günther ließ die Hände wieder sinken.

»Ich will es,« versetzte er. »Unterbrich mich aber nicht, und sei ehrlich!«

»Hast Du mich je anders gekannt Dir gegenüber?«

»Was hältst Du von dem Freiherrn von Zobel?« fragte Günther. »Es ist meines Bedünkens ein feiner Herr und ein Mann, der zu leben weiß.«

»Es gibt keinen Freiherrn dieses Namens.«

»Nicht? Aber den Baron von Kulm kennst Du doch?«

»Du findest diesen Namen in keinem Adelsbuche.«

»Nun, siehst Du, Paul,« versetzte Günther mit einer Ruhe, die den Edelmann frieren machte, »dann behalte ich doch Recht. Ich habe den Teufel gesehen in seinem schönsten Gallakleide, begleitet von seinen intimsten Freunden, und mit dieser ganzen höllischen Sippenschaft habe ich zu Nacht gespeist und mein irdisches Glück – vertrunken!«

Paul drang von Neuem in den verstörten Freund und dieser erzählte, immer nur abgerissen, in welcher Weise er die letzte Nacht verlebt hatte.

»Sie haben mich geflissentlich betrogen,« schloß er diese Mittheilungen, die Paul das Herz zerschnitten. »Ich gab mich ihnen so vertrauensvoll hin, weil ich nicht anders konnte! Aber ihr Wein war Gluth und diese Gluth entzündete in mir alle Leidenschaften! . . . Ich kann mir selbst keine Rechenschaft geben über die Ereignisse dieser furchtbaren Nacht! . . . Als ich aus dumpfem Schläfe erwachte, befand ich mich an einem mir gänzlich fremden Orte! . . . Forche nicht weiter, Paul! Ich selbst erschrak über diese Entdeckung! . . . Aber mir blieb keine Zeit. – Mein Kopf war wüst, meine Adern glühten, alle Glieder zitterten . . . Ich schwankte und konnte mich kaum auf den Füßen erhalten! . . . Die Freunde, wie diese Bösewichter sich nannten, waren verschwunden. Ein fremder Herr nur war zugegen. Dieser näherte sich mir und nannte meinen Namen. – Erstaunt sah ich ihn an, aber meiner Sinne noch kaum mächtig, unterließ ich jede Frage. Der Fremde dagegen sprach sanft und verständig, wie mir däuchte. Er machte mich aufmerksam, daß

es hohe Zeit sei, mich vorzubereiten auf die Audienz, die meiner warte. Das Wort traf mich wie ein Blitz. Ich fühlte, daß meine ganze Zukunft auf dem Spiele stehe! . . . Der Fremde errieth meine Gedanken. Da läßt sich leicht helfen, sprach er. Reichen Sie mir den Arm und überlassen Sie sich meiner Führung! – Ich war zu schwach, um mich widersetzen zu können. Ich folgte willenlos und fand mich bald in einem eleganten Zimmer, wo mir von meinem Begleiter einige Erfrischungen aufgedrungen wurden. Auch Wein aus Chios reichte er mir, dessen Genuß mich wirklich erlabte. Ich trank einige Gläser und fühlte mich gekräftigt. Nun schnell! sprach der Fremde. Die Portechaise wartet schon. Im Schlosse angekommen, dürfen Sie nur thun, was man Ihnen sagen wird. – Er half mir in die Portechaise und ich sah ihn nicht wieder.«

»Auch nicht im Schlosse?«

»Vielleicht – ich weiß es nicht!« erwiderte Günther. »Man hat mich dort durch glänzende Räume geleitet – unter Lachen und Scherzen – und endlich –«

»Endlich?«

»Saß ich mitten auf der Straße – auf einem Stein – umgeben von höhnender Brut –«

»Verloren! Alles verloren!« fiel Paul ein. »Warum konnte ich nicht einen Tag früher kommen!«

Günther begann krampfhaft zu lachen.

»Der fromme Graf behält immer und immer Recht,« sprach er. »Ich habe Lust, ihn jetzt auch als Propheten anzuerkennen! . . . Weil ich nicht in der Gnade lebe, drückt mir der Heiland eine Niete in die Hand!«

Er brach abermals in heftiges Lachen aus, daß Paul um seinen Verstand besorgt ward. Die Worte: ›Verloren! Alles verloren!‹ drängten sich immer von Neuem auf seine Lippen.

Günther schwieg endlich und versank in völlige Apathie. Es wäre unnütz gewesen, mit neuen Fragen in ihn zu dringen. Sie mußten ihn nur belästigen oder zu blinder Wuth aufreizen. Paul aber konnte sich bei der so verworrenen Erzählung des Unglücklichen nicht beruhigen. Er wollte wissen, wie Leichtsinn und Bosheit sich so innig verbinden konnten, um so sicher einen moralischen Todtschlag zu vollziehen.

Im Zimmer des Unglücklichen, dessen physischen Kräfte bis zur Ohnmacht erschöpft waren, auf und niedergehend, kam er alsbald zu einem Entschlusse.

»Mein Vetter allein kann Licht in dieses Chaos bringen!« rief er aus. »Also fort zu ihm! Kann ich den Freund auch nicht retten, so will ich ihn womöglich doch rächen!«

Er zog die Schelle, empfahl Vater Moos, für den Leidenden Sorge zu tragen, bestellte eine Portechaise und stand eine halbe Stunde später schon wieder im Vorzimmer seines gräflichen Veters.

VIERZEHNTE KAPITEL. DIE PFORTEN SCHLIESZEN SICH.

Beklommen schritt Paul von Podelwitz der Thür zu, welche in das Wohnzimmer des Grafen führte. Es wunderte ihn, daß Niemand sein Kommen bemerkt hatte. Jetzt hörte er leise Stimmen in klagenden Tönen. Gleich

darauf ging die Thür auf und ein ernster, schon bejahrter Mann stand ihm gegenüber. An Tracht und Haltung erkannte der Edelmann ein Mitglied der Brüdergemeinde am Hutberge. Der Mann sah ihn mild und mitleidsvoll an, aber sein Blick war traurig.

»Was wünschen Sie?« fragte er Paul.

Dieser antwortete, daß er in wichtigen Angelegenheiten den Grafen, seinen Verwandten, sprechen möchte.

»Dann sehe ich den Herrn von Podelwitz vor mir,« versetzte der mährische Bruder. »Es war eben noch die Rede von Ihnen zwischen dem Herrn Grafen und mir.«

»Und wer ist es, der als ein Unbekannter solchen Antheil an mir nimmt?«

»Ein unwürdiger Knecht Christi, Hans Evermann.«

»Ich habe von Euch schon gehört,« erwiderte Paul. »Ein Freund hat mir viel Löbliches von Euch und Euerer Tochter berichtet.«

»Da es Christen- und Nächstenpflicht ist, ein gegebenes Wort zu halten,« erwiderte Evermann, »auch solchen, die sich unwürdig erweisen der Liebe, welche wir haben sollen als Brüder unter einander, will ich nicht länger säumen, sondern im Namen des Herrn wandern mit meiner Tochter die Straße, die er uns gezeiget hat in seiner Gnade.«

»Ich will Euch nicht abhalten von guten Werken. Nöthigt doch ein ähnliches Streben auch mir große Eile auf.«

Er grüßte und wollte sich der Thür zuwenden. Evermann aber erfaßte schnell seine Hand und hielt ihn zurück.

»Herr von Podelwitz,« sprach er, »unsere Wege gehen zusammen. Es hat dem Herrn gefallen, uns aufzuerlegen eine Prüfung, die uns erfüllet mit Traurigkeit! Der Mann, für den wir gearbeitet haben mit Worten und Werken, er ist untreu geworden seinem Gelübde, und unser großmüthiger Bruder, der jederzeit ist eine Stütze der Bedrängten und ein Stab der Schwachen, er sitzt jetzt mit gefalteten Händen in seinem Kämmerlein und wehklaget über eine Seele, die sich mit Lachen und Scherzen aus freiem Willen überliefert dem Verderben!«

»So ist mein Vetter schon unterrichtet?« fragte Paul erstaunt.

»Es war eine traurige Botschaft, gesendet von unsern Widersachern im Geiste,« fuhr Evermann fort, »aber leider, leider nur zu wahr! Mit Thränen der Wehmuth und des Kummers benetzte unser Aller Vorbild und Muster das Schreiben des Kaplan, in welchem gezeichnet ist mit harten Strichen das Bild der Schande, in die sich der Mann voll Uebermuth gestürzt in hochmüthigen Dünkel! Und er hat wohl Recht, unser Widersacher, wenn er uns Vorwürfe machet über unsere Schwäche und sündhafte Leichtgläubigkeit! Darum hat der edle Graf auch geschlagen an seine Brust und gerufen, wie der demüthige Zöllner in tiefer Zerknirschung: Gott sei mir Sünder gnädig!«

»Aber mein armer, verrathener, betrogener Freund!« rief Paul.

»Lieber junger Herr,« fiel Evermann ihm in's Wort, »so der Herr will, daß ein Sünder, der nicht Buße thut und der Reue sich zuwendet von ganzem Herzen, verworfen werde, hieße es freveln gegen seinen heiligen Willen, wenn wir kurzsichtigen Menschen eingriffen in seine Rechte! Wer sich selbst vernichtet, kann nicht errettet werden, es sei denn allein durch die Gnade! Der Gnade des Herrn wollen wir den sündigen Mann empfehlen jederzeit, und beten wollen wir für sein Seelenheil Tag und Nacht, aber unsere Hand darf und soll sich nicht ausstrecken, um zu retten einen frevelnden Geist, der in Stolz und Hochmuth, in Hohn und Sünde, unter Fluchen und viehischem Schwelgen sich selbst dem Bösen überliefert!«

Evermanns Stimme hob sich während dieser furchtbar strengen Worte. Sein für gewöhnlich so stilles, ernstes Gesicht erglühete in Begeisterung und das Auge leuchtete wie das eines Propheten. Paul erschrak fast vor dem schlichten Manne, dem er vollkommen Recht geben mußte, obwohl er das Urtheil entsetzlich hart fand, das er jetzt so rücksichtslos über den unglücklichen Dichter fällte. Dennoch wollte er einen letzten Versuch machen.

»So viel ich weiß,« versetzte Paul, »ist ein Hauptlehrsatz der Brüder aus Mähren, die auf meines Veters Grund und Boden eine Zuflucht gefunden haben, alle Menschen mit unendlicher Liebe zu umfassen. Wie also wäre es möglich und wie ließe sich diese schöne Lehre

von der Liebe mit der Härte vereinigen, die einen Irrenden verdammt aus dem Kreise, wo doch allein der Friede auch für ihn wohnen kann?«

»Er ist nicht verbannt,« erwiderte Evermann mit großer Wärme, »nur ausgeschlossen wird er bleiben von unserer Liebe, bis er in sich gehet und sich bekehret! Es kann Niemand der brüderlichen Liebe theilhaftig werden, so lange er durch sündhaftes Leben sich selbst unwürdig macht der Gnade!«

»Theilt mein gräflicher Vetter diese Ansicht?« fragte Paul zweifelnd.

»Wir haben uns geeinigt in brüderlichem Gebet und Stärke gewonnen durch unsern Glauben!«

Paul blieb zögernd stehen. Sollte er darauf beharren, den Grafen zu sprechen und mußte er sich nicht der Gefahr aussetzen, von ihm abgewiesen zu werden? Evermann's abermalige Anrede entriß ihn seiner Unschlüssigkeit.

»Herr von Podelwitz,« sprach der Herrnhuter, »vertrauen Sie dem Worte eines Mannes, der noch niemals mit Willen Unwahres über seine Lippen gehen ließ. Unser edler Bruder trägt Leid um den Verlorenen, er will aber nicht, daß er ewiglich untergehe; darum haben wir beschlossen, für ihn zu handeln, ohne daß er merket, von wannen die Hand kommt, die ihn stützt in seiner Thorheit!«

»Was gedenkt Ihr zu thun?« fragte Paul von Podelwitz, den Herrnhuter entschlossen die Treppe hinabgleitend.

»Unser Bruder im Geist, der Herr von Raschau,« fuhr Evermann fort, »hat uns eingeweiht in die Geschichte des Armen, der da abgefallen ist vom Geiste des Herrn. Es ist uns nicht unbekannt geblieben, daß zwei Augen durch seine Schuld sich füllen mit salzigen Thränen Tag und Nacht, und daß zwei zarte Händchen sich ausstrecken und suchen nach dem Vater, ohne ihn doch fassen zu können! Dahin ruft uns die Pflicht und die Liebe, und deshalb wollen wir uns aufmachen ungesäumt, damit wir nicht ungerecht erfunden werden vor dem Herrn! Was wir thun an diesen Verlassenen, das thun wir auch an ihm, der nicht werth ist unserer Liebe!«

Paul drückte dem mildherzigen Bruder bewegt die Hand.

»Wahrlich,« sprach er, »Ihr seid ein wahrer Nachfolger Christi. Und ob ich auch überzeugt bin, daß mein armer Freund sein jetziges namenlos großes Unglück mehr falschen Freunden als sich selbst zu danken hat, muß ich doch Eure Vorsicht gut heißen! Es ist in der That Hilfe nöthig! Denn erfährt Doris, die noch immer Hoffende und meinen Versicherungen Glaubende, daß Günther tiefer denn je gesunken ist, kann sich Verzweiflung der ohnehin so Verlassenen bemächtigen! Dem müssen wir vorbeugen. Auch ich will eilen. Wann gedenkt Ihr aufzubrechen?«

»Wir sind schon im Begriffe, abzureisen.«

»So geleite Euch denn Gott, Evermann! Einen Engel brauche ich Euch nicht zu wünschen; er schreitet Euch ja immer in Gestalt Eurer Tochter zur Seite!«

»Wann sehen wir uns wieder?« fragte Evermann.

»Bei ihr, der Ihr Trost bringen wollt!«

»Und wann, Herr von Podelwitz?«

»Wenn es mir gelungen ist, den Unglücklichen sich selbst wieder zu geben!«

»Dazu gebe Er seinen Segen und verleihe Ihnen seine allmächtige Kraft!« sprach Evermann. Noch ein Blick, noch ein Händedruck und Paul sah sich allein.

FÜNFZEHNTE KAPITEL. NEUER IRRTHUM.

Günther hatte in seiner geistigen und körperlichen Erschöpfung den Weggang seines treuesten Freundes nicht bemerkt. Ein fester Schlaf fiel schwer auf seine müden Augen; dieser Schlaf aber brachte ihm keine Erquickung. Der Traumgott nahte sich dem Schlummernden und leerte ein Füllhorn voll toller Fratzenbilder über dem befleckten Schläfer. Er sah sich auf steiler Klippe, von Stürmen und Blitzen gepeitscht, stehen, und unter ihm brandete ein flammendes Meer. Die gluthrothen Wogen spritzten in zischenden Fontainen bis zu seinem furchtbaren Standpunkte herauf, ohne ihn doch zu erreichen. In rauchenden Bächen rieselten sie wieder an dem schwarzen Gestein hinab in die brodelnde und kochende Fluth. Unten aber trieben Schiffe mit vollen Segeln, die wiederholt von stürzenden Feuerwogen überspült wurden. In einem dieser Schiffe sah er Alida mit ihrer Mutter, im andern Doris sitzen. Alle hoben ihre Hände bittend zu ihm empor, als wollten sie ihn anflehen, er möge sie erretten. Aus einem dritten Schiffe, hart am Fuße des Felsens, erscholl

Gelächter, in das sich Harfenspiel mischte. Das waren die Zecher aus vergangener Nacht, in deren Kreise er so heiter gewesen war. Er erkannte sie Alle wieder, es zog ihn hinunter zu den Fröhlichen, aber eine unsichtbare Hand hielt ihn zurück, daß er, stets schwankend und taumelnd, am Abgrunde schwebte. Unter heftigen Anstrengungen gelang es ihm, danach zu fassen, und Hanna's mildes Antlitz sah ihn ernst und bittend an. Das höhnische Lachen der Zecher aber, deren Gestalten sich gespenstisch verlängerten, zog ihn stets wieder ab von der warnenden Herrnhuterin, und indem er genöthigt war, heißen Feuerschaum aus den Pokalen zu trinken, die ihm die laut scherzenden Zecher reichten, verlor er zuletzt das Gleichgewicht und stürzte unter höhnischem Hurrahruf mitten in die hochaufblodernden Fluthen.

Dieser Sturz erweckte den Träumenden. Er war vom Stuhle geglitten und hatte sich hart an die Stirn gestoßen. Es dunkelte bereits, doch war es noch so dämmerhell, daß ein scharfes Auge alle Gegenstände um sich her deutlich erkennen konnte.

»Verloren! Alles verloren!« waren die ersten Worte, die dem jetzt seiner Sinne wieder vollkommen Mächtigen entschlüpfen. Er fühlte sich namenlos unglücklich und zugleich auch furchtbar aufgebracht.

»Wenn ich mich rächen könnte!« rief er, die Hand in ohnmächtigem Grimme gen Himmel ballend. »Der Hölle, an deren Pforten ich stehe, wollte ich mich mit Wollust verschreiben für eine einzige Stunde voll Seligkeit, verlebt in der wildesten Rache!«

Jetzt erst erinnerte er sich dunkel seines Freundes.

»Wo ist er?« fragte er. »Hat er mich auch verlassen, nun mir Alle den Rücken kehren? – Auch Gotthold und Feodor sind von mir gegangen! . . . Ich stehe wirklich im Leben wie im Traume einsam auf schmalem Felsengrat, und unter mir in Nacht gehüllt, schäumt und brüllt die Hölle!«

Er riß am Schellenzuge und die schreiende Glocke führte alsbald den Wirth des Hauses an die Thür seines gefürchteten Gastes. Vater Moos trat schüchtern ein, als lauere ein wildes Thier hinter der Thür. Günther ging ihm entschlossen entgegen.

»In welchem Zimmer logirt Herr von Podelwitz?« fragte er herrisch. Es war wieder derselbe gebieterische, trotzigste Ton, den der Wirth schon ein paar Mal an dem unheimlichen jungen Manne bemerkt hatte. Dabei sah er jetzt so finster und entschlossen aus, daß Moos sich am liebsten unsichtbar gemacht hätte.

»Herr von Podelwitz sind ausgegangen,« sagte der Wirth sehr devot. »Der gnädige Herr haben mir aufgetragen –«

»Licht!« herrschte Günther den Sprechenden an.

Moos entfernte sich, um das Begehrte zu holen. Schweigend stellte er das Licht auf den Tisch.

»Fort!« schrie der aufgebrauchte Dichter, »und daß kein Mensch mich stört!«

Der erschrockene Wirth wagte nicht zu antworten.

Nun begann Günther seine kleine Habe zusammen zu packen. Den Brief an Paul zerriß er zähneknirschend in

zahllose Stücke. »Alles Lügen! Alles dumme, nichtsnutzige Phantasieen!« murmelte er.

Da fiel ihm ein Taschenbuch in die Augen. Es gehörte Paul, der es in der Eile vergessen hatte, zu sich zu stecken. Günther griff danach und öffnete es. Mehrere Papiere fielen zur Erde, die er wieder aufsammelte. Es waren kurze Briefe, auf sehr feines Papier geschrieben. Der Name Adele Ehrenhold erregte Günthers Aufmerksamkeit. Die liebliche Gestalt Alida's gaukelte wieder vor seinen heißen Blicken.

»Verloren! Alles verloren!« seufzte er und sein Auge glitt über die offenen Zeilen. Zittern ergriff ihn; er fühlte wie die wirren Haare auf seinem kalten Schädel sich bäumten.

»O der Nichtswürdige!« rief er aus. »Der niederträchtige heuchlerische Verräther! Also ihm, ihm habe ich es zu danken, daß Ehrenhold mir das Haus verbot, die Hand von mir abzog, Alida einsperrte! ... Er, dieser immer Moral predigende Freund, verläumdet mich hinterm Rücken, benutzt meine Schwächen und Fehler, um mich herabzusetzen in den Augen der Mutter, und den Vater in seinem Philisterstolze gegen mich aufzuhetzen! ... Darum gefiel es ihm nicht, daß ich Beschäftigung fand in Ehrenhold's Officin! Darum hatte er an jedem Gedicht auf Alida zu mäkeln, und mir Flatterhaftigkeit vorzuwerfen! ... Darum wollte er mich forthaben von Leipzig und hier in der Residenz unter Puppen und Automaten mich mit zum Automaten machen!«

Er ging wie ein ergrimmtter Tiger in seinem Käfig im Zimmer auf und nieder. Alle Schmach des zu Ende gehenden Tages war vergessen. Er dachte nicht mehr daran, Rache zu nehmen an denen, die seine Schwäche so klug benutzt hatten, um ihn für immer zu beseitigen! Was auch hatte er mit diesen ihm völlig Fremden zu thun, denen er nichts war, die für ihn keine Bedeutung hatten? Die ganze Wuth seiner Rachlust concentrirte sich auf Paul, den schmeichlerisch falschen Freund, der ihn, seiner Meinung nach, mit so raffinirter Consequenz um Glück, Liebe und Ehre gebracht hatte!

»Nun, er soll es büßen!« rief er aus. »Er soll erfahren, daß ich auch ein Gedächtniß habe für Schurkenstreiche!«

Er steckte den Brief zu sich, nachdem er das leere Blatt abgerissen und nur die Worte darauf geschrieben hatte:

»In Leipzig sehen wir uns wieder!«

»So!« sprach er bitter auflachend. »Jetzt weiß er nicht, was ich eigentlich im Sinne habe. Vielleicht ahnt er die Wahrheit. Gleich viel, er wird sich in größter Eile aufmachen und mir folgen. Nun, freue dich, Paul, auf den Empfang, den Dein Günther Dir bereiten wird! Er soll so heiß sein, wie der Haß, der in meinem Herzen kocht!«

Abermals zog Günther die Schelle.

»Postpferde, auf der Stelle!« schrie er dem Wirthe zu.

»Sie entschuldigen, Herr von Podelwitz –«

»Alter Narr, Postpferde will ich!« wiederholte Günther.

»Sie werden sich erkälten –«

»In der Hölle friert man nicht!«

»Wenn Sie bis morgen warten wollten –«

»Keine halbe Stunde, Herr! Postpferde will ich oder ich spanne Euch selber vor!«

Moos floh vor dem Erhitzten und that seinen Willen. Nach Verlauf einer Viertelstunde stand dieselbe Kalesche vor der Thür, in welcher Paul von Podelwitz am Morgen in der Residenz angekommen war.

Günther warf dem Wirth seine Börse zu.

»Macht Euch bezahlt,« sprach er, »und gebt den Rest armen Musikanten! Dem Baron vermeldet meinen Gruß. Adieu!«

Unter dem Geschmetter des Posthorns rasselte die Kalesche die Straße hinab nach der Brücke.

Eine Stunde später kam Paul mit Gotthold und Feodor, denen er unterwegs begegnet war, zurück. Vater Moos erzählte, was inzwischen geschehen war, und daß es nicht in seinen Kräften gestanden habe, den Unbändigen, fast Wüthenden zurückzuhalten.

Paul erschrak. Die hastig und mit zitternder Hand hingeworfenen Worte des Geflüchteten vermehrten noch seine Besorgnisse.

»Der Unselige!« rief er aus. »Während Freundschaft und Liebe sich die Hand reichen, um ihn zu halten, zu retten, zu versöhnen, stürzt er sich blindlings dem Verderben entgegen!«

Auch Paul begehrte abzureisen. Leider aber waren keine Postpferde zu bekommen. Er mußte wider Willen, unter schweren Sorgen, die Nacht in Dresden zubringen. Erst am andern Morgen beim Grauen des Tages folgte

er dem unglücklichen, verirrt, getäuscht und sich selbst täuschenden Freunde.

VIERTES BUCH. DURCH KAMPF ZUM FRIEDEN.

ERSTES KAPITEL. ZWEI GEGNER VERSÖHNEN SICH.

»Kann ich den Doctor sprechen?« fragte der Stadtpfeifer Brumser die alte Magd, welche auf sein ungestümes Klopfen ihm die Thür geöffnet hatte.

»Wenn es sein muß,« erwiderte diese mürrisch, den unbequemen Mann mißtrauisch ansehend Sie wußte, daß ihr Herr mit dem Stadtpfeifer auf keinem sehr freundschaftlichen Fuße stand, und Brumser kam ihr ungewöhnlich aufgereggt vor. Er sah roth im Gesicht aus, was sie früher nie bemerkt hatte.

»Es muß sein!« sprach dieser in seiner barschen Weise, »und nun mach' Sie, daß Sie von der Stelle kommt, und glotze Sie mich nicht an, als sähe Sie einen Waldteufel vor sich! Oder kennt Sie mich etwa nicht, hä?«

»Gott bewahre!« sagte die Magd, sich gelassen umkehrend. »Wer sollte Herrn Brumser nicht kennen! ... Ich gehe schon.«

Der Stadtpfeifer knurrte wie ein gereizter Pudel, schob die Brille zurück auf den Sattel seiner gewaltigen Nase, und trat an die Küchenthür, auf der er mit seinen starken, klöpfelartigen Fingern einen Marsch zu trommeln begann. Die Stimme des Doctors, welche der Magd befahl, den Stadtpfeifer eintreten zu lassen, unterbrach ihn in dieser angenehmen Beschäftigung.

»Gewonnen, Doctor!« rief er diesem schon auf der Thürschwelle entgegen: »Vivat mein System!«

»Habt Ihr gespielt?« fragte Doctor Günther gelassen, ohne von seinem Schreibtische, an dem er arbeitend saß, aufzublicken. »Dann bedaure ich Euch!«

»Ihr seid ein Narr, Doctor!«

»Nicht mehr, Brumser, aber ich war es, bin es lange gewesen.«

»Ich aber nicht, und darum eben komme ich zu Euch, damit Ihr Gelegenheit habt, Euch endlich einmal tüchtig an der Nase zu zupfen und mich zu bewundern.«

Jetzt legte Doctor Günther die Feder nieder und kehrte sich um. Er war sehr alt geworden und schien leidend zu sein. Sein dünnes Haar lag in feinen weißen Löckchen um die ernste, runzelvolle Stirn.

»Ich habe stets zu Euern aufrichtigen Bewunderern gehört, Brumser,« versetzte er mit sarkastischem Lächeln. »Wollt Ihr, daß ich mich diesen auch heute anschließen soll, so müßt Ihr so gut sein und mir sagen, was Ihr neuerdings Bewundernswerthes gethan habt.«

Brumser nahm einen der alten Stühle, kehrte die Lehne dem Doctor zu, setzte sich und legte dann das Kinn seines viereckigen Gesichtes auf die Lehne.

»Mein Louis ist ein Kerl geworden, von dem die Welt spricht,« sagte er, »und das ist's, Doctor, was mich über Eure verwetterten Stufen herauftreibt.«

»Weiter also nichts?«

»Weiter nichts. Ich denk' aber, Ihr werdet nun zugeben, daß meine Erziehungsmethode besser ist, als die Eurige.«

»Wie alt ist Euer Sohn?«

»Zu Pfingsten siebzehn.«

»Dann müßt Ihr mir noch zehn Jahre Zeit lassen.«

»Wozu?«

»Mit sieben und zwanzig wißt Ihr, ob er den Engeln oder den Teufeln aufspielen kann.«

Brumser rieb sich lachend die Hände.

»Der Aerger spricht aus Euch, Doctor, der pure Aerger!« rief er vergnügt. »Und daß Ihr ewig Recht behalten wollt, das kennt man bei Euch ja schon. Das weiß die ganze Stadt, am allerbesten aber Einer, dem's leider nichts mehr nützen kann! Mein Louis hat die erste Geige gespielt und die Orgel dazu, wißt Ihr, wo? In Leipzig, in der Thomaskirche! Der dortige Cantor, ein Mensch, der seinen Generalbaß versteht, so gut, wie Ihr's Receptschreiben, hat ihn vor allen seinen Leuten belobt, und nächstens soll er in einem weltlichen Concerte spielen. – Na, was sagt Ihr dazu, Doctor? Krippt's Euch? Und wer hat nun Recht behalten?«

»Ihr seid ein glücklicher Mann, Brumser,« versetzte der Doctor.

»Bin ich auch,« sagte dieser, »und warum? Weil ich die Kindererziehung aus dem FF verstehe.«

»Nein, deswegen nicht, sondern weil Ihr Euch selbst für vollkommen, für infallibel haltet.«

»Oho, Doctor! So weit sind wir noch lange nicht! Ein Invalide denke ich in den ersten zehn Jahren noch nicht zu werden!«

»Ich wünsche Euch nur ein klein wenig mehr Weisheit, etwas Kripps von Dingen, die außerhalb der Kunst des Klimperns liegen, von der Ihr so viel Spektakel macht.«

Brumser stand auf.

»Was Ihr von der edlen Musica haltet, Herr Doctor,« sprach er, »das, seht Ihr, ist mir ganz einerlei! Ihr seid einmal ein unmusicalischer Mensch, wie Ihr selbst zugebt, also könnt Ihr auch nichts davon verstehen. Mir ist sie mehr werth, als alle Doctorei, und nun es mir gelungen ist, sie meinem Jungen, so zu sagen, einzutrichern durch meine, von Euch immer verlachte Methode, nun ist sie mir erst recht an's Herz gebacken! Meint Ihr etwa, ich würde mit Euch tauschen?«

»Wird meinerseits nicht begehrt, Brumser.«

»Wär' Euch mein Sohn denn nicht lieber, als –«

Der Doctor stand so schnell auf, daß er den Stadtpfeifer an die Nase stieß und dieser seine Brille verlor.

»Mein Sohn ist gestorben!« sprach er mit einer Stimme, kalt wie Eis. »Todten aber soll man nichts Uebles nachsagen. Also behaltet Eure Weisheit für Euch, wenn wir uns fernerhin vertragen sollen.«

Der Stadtpfeifer pflanzte seine Brille wieder auf die Nase. Er sah dem Doctor lange forschend in's Auge.

»Ich muß also ganz schweigen?«

»Wenn Ihr mir einen Gefallen thun wollt, bitte ich darum.«

»Ich glaube, die Frau Doctorin würde die entgegengesetzte Bitte an mich richten.«

Doctor Günther wendete sein tief ernstes Gesicht dem Stadtpfeifer wieder zu.

»Im Fall Ihr meiner Frau etwas wirklich Wichtiges mitzutheilen habt, kann ich es ebenfalls anhören,« sprach er. »Redet! Ich werde Euch nicht unterbrechen.«

Brumser schob nach dieser Aufforderung seinen Stuhl näher an den Tisch des Arztes und begann eine längere Erzählung. Aus dieser erfuhr Doctor Günther, daß der Stadtpfeifer vor ein paar Wochen zufällig mit Christian – anders nannte er des Doctors Sohn mit Absicht nie – zusammengetroffen sei, daß er sich längere Zeit »späßhaft« mit ihm unterhalten und ihm tüchtig die Wahrheit gesagt habe.«

»Meinen Louis mochte Christian leiden,« fuhr er fort. »Er hätte sich den fixen Jungen lebensgern auf den Buckel geschnallt, aber ich schob bei Zeiten einen Riegel vor. Mocht's nicht haben, Doctor, daß er zu vertraut würde mit dem Musje, denn Musikantenvolk kann auch leicht liederlich werden. Indeß hat die Kur um Weihnachten doch bei Christian, wie es scheint, angeschlagen. War eine Pferdekur, Doctor, aber gut, – hat mir gefallen! Biegen oder brechen; friß, Vogel, oder stirb! Gedacht und gehandelt ganz wie ich. Hätt' Euch damals gern embrassirt, Doctor, hättet Ihr nur nicht immer so giftig ausgesehen! – Nun schreibt mir mein Junge, daß der Christian sich ordentlich in's Zeug geworfen hat und mit respectablen Leuten umgeht, und zwar soll er das den Frommen zu danken haben, von denen Etliche auch hier herum versteckt hinter den Zäunen sitzen.«

»Seid Ihr fertig, Brumser?« fragte Doctor Günther, als der Stadtpfeifer schwieg.

»Ich hielt's trotz Eurer schlechten Erziehung, Doctor, doch für meine Pflicht, Euch das zu sagen – blos der Frau Doctorin wegen, die anitzo wacker malade aussieht.«

»Wenn der Christian, den wir beide im Sinne haben,« erwiderte Doctor Günther, »zu besserer Einsicht kommt und seinen Lebenswandel wirklich ändert, so daß die Leute ihn achten und lieben, werde ich die Stunde segnen, die mich zu jenem schrecklichen Mittel greifen ließ. Es ist mir schwer geworden, Brumser, glaubt es mir, und der ruhigen Minuten hat es seitdem in meinem Hause wie in meinem Herzen wenige gegeben. Die Frau Doctorin soll davon unterrichtet werden.«

»Ich bind' Euch nichts auf, Doctor,« sagte der Stadtpfeifer. »Es hat auch ein Mann über den Christian geschrieben, der, so wenig er nach meinem Herzen gerathen ist, doch alle Achtung verdient.«

»Wie heißt dieser Mann?«

»Graf von Zinzendorf.«

»Der Gründer Herrnhuts?«

»Freiherr von Raschau hat es mir selber gesagt.«

Der Doctor stützte nachdenkend das Haupt in seine Hand.

»Der Freiherr ist ein sehr ehrenwerther Mann,« sagte er nach einer Weile. »Es gibt Leute, die mir hart zusetzen, daß ich den jungen Mann nicht schon vor Wochen aufgesucht habe. Sie meinten, ihm und denen, die um ihn waren, sei ich doch Dank schuldig. Ich beurtheilte die Dinge anders, und noch in dieser Stunde kann ich mir selbst nicht Unrecht geben. Meine Methode, um mit

Euch zu sprechen, hat doch vielleicht angeschlagen. Und wenn es ist, wie Ihr sagt, Brumser, könnte ich mich gegenwärtig wohl entschließen, dem Freiherrn stumm die Hand zu drücken.«

»Auf Doctors Parole?« rief Brumser.

»Ich prahle nie mit Worten! Wie ich spreche, so mein' ich es auch.«

»Dann verschmähtet Ihr am Ende auch nicht, wieder einmal zu mir zu kommen,« sagte Brumser. »Freiherr von Raschau ist ein großer Freund von Musik. Er will bei mir das Orgelspielen lernen. Gerade heute nimmt er die erste Stunde. Da paßte sich's prächtig, daß Ihr mit einander sprächet. Und wenn die Frau Doctorin mitgehen wollte, wer weiß, ob sich das Malade in ihrem Wesen dann nicht etwas verlöre?«

Doctor Günther schob seinen Stuhl zurück und stand auf.

»Geht voraus, Brumser,« erwiderte er. »Die Zeit möchte Euch lang werden, wenn Ihr auf meine Frau warten solltet. Dem Freiherrn von Raschau vermeldet meinen respectvollsten Gruß.«

Er geleitete zum größten Erstaunen der Magd dem Stadtpfeifer bis an die Hausthür und entließ ihn hier, ohne ihm eine Malice nachzurufen, was doch sonst, immer geschehen war.

Mehr noch wanderten sich die guten Bürger von Striegau, als sie eine gute Stunde später den Doctor Arm in

Arm mit seiner Frau nach des Stadtpfeifers Wohnung gehen sahen. Dieser Besuch war ein Ereigniß, das sich Niemand zu erklären vermochte, und das gerade deshalb zu den widersinnigsten Vermuthungen und Voraussetzungen Anlaß gab.

Freiherr von Raschau erwartete den Doctor in dem uns schon bekannten Notenzimmer. Es hatte dem Edelmann Ueberwindung gekostet, den Schritt zu thun, zu dem ihn doch die Theilnahme an Christians Schicksale drängte. Die Mittheilungen des Grafen lauteten so beruhigend und viel versprechend, daß es den Freiherrn nicht länger daheim duldete. Nach den Eröffnungen Zinzendorf's stand der Anstellung des begabten Dichters nichts mehr im Wege. Er hatte mit großer Vorsicht die Stimmungen derer sondirt, von deren Urtheil und Willen bei Berufung eines neuen Hofpoeten Alles abhing. Ohne sich selbst vorzudrängen, ließ er sich doch die Fäden nicht entschlüpfen, an denen diese Angelegenheit zu einem glücklichen Ziele geleitet werden mußte. Dabei verlor der Graf die höheren geistigen Zwecke, die ihm stets die Hauptsache blieben, nicht aus den Augen. In den religiösen Liedern Christian Günthers hatte er eine Tiefe der Empfindung entdeckt, die seine ganze Seele gefangen nahm. Er konnte sich nicht denken, daß ein Mann von solchem Geiste, so erleuchtet vom Herrn, in Augenblicken der Rührung und im Gefühl seiner sündhaften Schwäche, im Lärm der Welt untergehen könne. Dieser eigenthümliche Geist, meinte der glaubenseifrige Mann, bedürfe nur einer auch eigenthümlichen Führung, um

ihn nach und nach dem Vergänglichen zu entfremden, und dies, glaubte er, werde jedenfalls leichter sein, wenn der zu excentrischem Thun geneigte junge Dichter zuvörderst bürgerlich sicher gestellt und in seinen ausschweifenden Neigungen gezügelt werde. Dadurch kam er zur Ruhe und diese Ruhe führte ihn wieder zum Nachdenken über sich selbst. Wenn er aber dann zurückblickte auf sein vergangenes Leben und Treiben, mußte er ja vor dem Bilde, das er in diesem Spiegel sah, erschrecken und in sich gehen. Es war demnach weiter nichts nöthig, als den einmal bürgerlich Gefestigten, der Gesellschaft wieder Gegebenen geistig zu überwachen. Der Abscheu vor der Vergangenheit mußte zur Selbsterkenntniß führen, diese wieder die Reue und jene Traurigkeit gebären, welche die Mutter der Umkehr zu sein pflegt, und so war der Weg ziemlich sicher vorgezeichnet, den Günther auch in seiner Entwicklung als Dichter einschlagen mußte, um sich aus dem profanen Poeten zum heiligen Sänger zu entpuppen.

Die Unterredung des Grafen mit Christian Günther hatte Ersteren in dieser Meinung noch bestärkt. Er fand keinen Gläubigen, weniger noch einen Bekehrten in ihm, aber er glaubte sehr bestimmte Spuren in den immerhin gemessenen Aeußerungen des Dichters zu entdecken, die er für untrügliche Anzeichen eines der Umkehr sich zu neigenden Gemüthes hielt. Auch schwebten dem frommen Grafen immer die großen Beispiele wunderbarer Erleuchtungen vor, deren die heilige Geschichte erwähnt. Aus dem heftigsten Verfolger der Christuslehre ward der

große Apostel der Griechen und Römer, der feuereifrige Paulus. Und neben diesem ließen sich noch manche andere werkhätige Bekenner stellen, die alle in Irrthümern lange Zeit befangen waren, der Sünde anhängen und endlich doch Gläubige wurden, die sich um das Heil der Welt mehr Verdienste erwarben, als Tausende, welche niemals auf bösen Wegen wandelten.

Zinzendorf fühlte nach seiner Unterredung mit dem Dichter das Bedürfniß, sich gegen den Mann auszusprechen, den er bereits für einen Begnadigten halten durfte. So erfuhr denn Woldemar von Raschau, was der Graf von seinem bisher so seltsam geführten Schützlinge hielt. Der menschenfreundliche Gründer der Brüdergemeinde am Hutberge ging aber weiter. Ihm genügte es nicht, einen Irrenden sanft auf bessere Wege zu leiten, er wollte auch alte Fehler sühnen und damit dies bald und sicher geschehen könne, die Hand dazu bieten.

»Der verstoßene Sohn muß dem Vaterhause wieder zugeführt werden durch die gnadenreiche Vermittelung des Heilandes,« schrieb Zinzendorf an den Freiherrn und er legte es Woldemar von Raschau warm an's Herz, in diesem Sinne seinen ganzen Einfluß bei dem starrsinnigen Vater des Dichters aufzubieten.

»Gelingt uns diese große That, lieber Freund und Bruder im Geiste,« fuhr er fort, »so kann dies Wunder der Gnade nicht spurlos an dem empfänglichen und von Natur so weichen Gemüthe des Dichters vorübergehen. Es wird die Stelle vertreten jenes Rufes vom Himmel, welcher Saulus in Paulus verwandelte!«

Endlich aber vermeinte der Graf durch die hohe Begabung Christians, wenn sie sich läuterte, auch auf die vornehme Gesellschaft bildenden Einfluß zu erlangen, und dadurch seiner neuen Gemeinde festeren Grund und wirksamere Stützen zu geben. Auch diesen Gedanken verhehlte er dem befreundeten Edelmann nicht.

»Brächte es uns vorläufig auch nur zeitliche Güter ein,« sagte er, »so würde ich auch dafür dem Herrn schon dankbar sein. Wir bedürfen des Geldes, um den Tempel zu bauen, in dem wir ihn anbeten wollen. Darum borge ich darauf los, und wenn auch Tonnen Goldes nöthig sind. Alles zum Besten der Gemeinde. Gott mag's bezahlen!«

Für Woldemar von Raschau waren diese Wünsche des von ihm so hoch verehrten Grafen Befehle. Sie möglichst bald zu erfüllen, war sein Streben Tag und Nacht. Am meisten Eile hatte die Bearbeitung des schwer zugänglichen Doctors. Da der Freiherr nicht wußte, wie er es anfangen sollte, um sich diesem Manne vortheilbringend zu nähern, übergab er sein Anliegen dem Zufall.

»Der Herr mag mich führen,« sprach er. »Ihm vertraue ich mich ganz, und ich werde meine Hoffnung nicht vergebens auf ihn setzen.«

Er stieg demnach zu Pferde und ritt nach der Stadt. Hier lockte ihn gutes Orgelspiel in die Hauptkirche. Er lernte in dem fertigen Spieler den Stadtpfeifer Brumser kennen, dessen originelles Wesen ihn fesselte. Auf Brumser's Einladung begleitete er diesen in seine Behausung, wo der Stadtpfeifer ihm sein Positiv zu zeigen versprach.

So betrat er das mit Noten tapezierte Zimmer, und die Redseligkeit Brumser's machte den Freiherrn unaufgefordert mit den großen Wirkungen dieser Ausschmückung bekannt. Mit der Erwähnung Louis' mußte der Stadtpfeifer auch Christians gedenken, und Woldemar von Raschau verstand es, dies glückliche Zusammentreffen so geschickt zu benutzen, daß sich Brumser selbst erbot, ein Wort in seiner Weise, wie er sagte, mit dem Doctor zu sprechen.

Des barocken Stadtpfeifers Unterredung mit Doctor Günther schien gute Früchte tragen zu wollen. Die Eröffnungen des Freiherrn erquickten das Herz der unendlich betrübten Mutter, die seit der gezwungenen Flucht des Sohnes von ihrem verirrtten Lieblinge nur dürftige Gerüchte vernommen hatte. Sie wußte zwar, daß er noch am Leben sei, wie sich aber dies qualvolle Leben für ihn gestaltet habe oder noch gestalten werde, darüber hatte sie nicht einmal Vermuthungen.

Nach einem längeren Gespräche des Freiherrn mit den Eltern des Dichters, dem der Stadtpfeifer nur ab- und zugehend beiwohnte, um pikante Bemerkungen prickelnd dazwischen zu werfen, gewann Woldemar von Raschau die Ueberzeugung, daß für Christian das Vaterhaus sich wieder öffne, wenn die Erwartungen des frommen Grafen sich wirklich erfüllen sollten. Der junge Edelmann war mit dieser Versicherung des Doctors vollkommen zufrieden; denn er konnte nicht glauben, daß neue Zerwürfnisse und Störungen eintreten würden. Brumser war in seiner Art ausgelassen heiter.

»Das habt Ihr nun Alles mir zu verdanken, Doctor,« sprach er, als er die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß der widerhaarige Arzt sich doch erweichen lasse. »Ohne meine Methode und dieses mit Noten ausgeklebte Zimmer wäre aus meinem Louis ein liederlicher Schlingel geworden, den ich nimmermehr hätte in die Welt schicken können. Und kam er nicht hinaus aus dem Lande, so konnte er mir halt nichts schreiben von seinen Affairen, noch wäre der Herr Baron mit mir in einen Diskurs gerathen ohne diese Notenköpfe, und so wäre denn Alles, was nun geschehen ist, unterblieben. Will also wünschen, Doctor, daß Ihr jetzt Respect habt vor meiner Methode und nicht länger mehr steifnackig mir gegenübersteht, als sei außer Euerm eigenen Kopfe kein anderer mehr eines gescheidten Gedankens fähig!«

»Ich will Euch, dem Freiherrn zu Gefallen, den Spaß machen und ja sagen, Brumser,« erwiderte Doctor Günther, indem er dem starkknochigen Stadtpfeifer die Hand reichte. »Nur bitt' ich mir aus, laßt mich von jetzt an in Ruhe mit Euerer ausbündigen Klugheit, sonst hält die Freundschaft, die heute fast gewaltsam zwischen uns aufgerichtet wird, keine acht Tage. Denn wenn Ihr auch diesmal ganz Recht habt, Brumser, habe ich doch für gewöhnlich viel rechter.«

»Der Satansdoctor!« rief Brumser grinsend. »Da haben Sie's, Baron! So war er, als er noch auf Freiers Füßen herumspazierte, und so wird er sein, wenn er sich mit Beelzebub um seine eigene rechthaberische Seele herumrätzelt! Und da wundert sich solch provomirter Eigensinn, daß sein Sprößling nicht aus der Art schlagen will!«

»Promovirt, Brumser!« corrigirte der Doctor den hitzigen Stadtpfeifer. »Ihr wär't schon ein Mensch, vor dem man Respect haben könnte, hättet Ihr nur die lateinische Schule nicht so unverantwortlich geschwänzt!«

»Dafür bin ich ein unübertrefflicher Stadtpfeifer geworden,« versetzte dieser lachend, »und habe einen Jungen, der's mit dem Eurigen in allen guten Dingen aufnehmen soll. Und damit dies bald geschehe, laßt uns auf Beider Zukunft jetzt ein paar Flaschen die Hälse brechen!«

Doctor Günther machte keine Einwendungen, und Christians Mutter verlebte nach dreimonatlichen schweren Bekümmernissen und aufreibenden Seelenleiden zum ersten Male wieder ein paar Stunden im Gespräche mit dem Freunde ihres Sohnes, die ihr für die nächste Zukunft frohere, lichtumflossenerere Tage verhießen.

ZWEITES KAPITEL. STÖRENDES INTERMEZZO.

Unter steigendem Applause war der junge Louis Brumser in einem von der Elite der bürgerlichen Welt Leipzigs besuchten Concert dreimal als Violinist aufgetreten. Der junge Schlesier, wie ihn Bekannte wohl nannten, hatte gleich nach seiner Ankunft in der eleganten Universitäts- und Meßstadt durch sein Orgelspiel Aufsehen erregt. Er

war dem erst kürzlich als Cantor an die Thomasschule berufenen Sebastian Bach, der bereits durch seine Fugen zu großem musikalischen Rufe gekommen, empfohlen, und sollte sich unter dessen Anleitung in der Composition und namentlich auch als praktischer Orgelspieler ausbilden. Hier nun machte Louis seinen ersten Versuch eines Sonnabends Nachmittags, indem er als Orgelspieler die Motette einleitete, die gewöhnlich eine beträchtliche Anzahl verständige Musikfreunde in die schönen Räume der Thomaskirche rief.

Man erkundigte sich nach dem Namen des vielversprechenden Organisten, und bald setzten die Musikverständigsten große Hoffnungen auf den angehenden Musiker. Man hielt allgemein dafür, daß der junge Schlesier eines Tages als musikalisches Genie allgemein anerkannt und angestaunt werden würde.

Ein so beachtenswerthes Talent auch einem auserwählten Kreise als Virtuose vorzuführen, konnte nicht schwer halten. Der berühmte Cantor, der zugleich auch als Musikdirector fungirte, durfte nur seinen Wunsch als Gewicht in die Wagschale legen, um sie zu Gunsten seines Schülers sinken zu machen.

Wie auch jetzt noch, gehörte es schon damals zum guten Tone bei den Wohlhabenden, größere Concerte und Musikaufführungen zu besuchen. Der Buchdruckereibesitzer und Papierhändler, Herr Ehrenhold hatte seine Loge im Theater und versäumte nur selten ein Concert. Er selbst verstand zwar von Musik noch weniger als von

Poesie, er gab sich aber das Ansehen als sei er ein gründlicher Kenner, namentlich der Musik. In jedem Concerte hatte er seinen bestimmten Platz an der Thür. Da konnte den großen, steifen Herrn Jeder sehen, wie er, die Hände auf den Rücken gelegt, den Kopf mit der stattlichen Perrücke stets nach dem Takt der Musik bewegte. Am Schlusse jeder Piece sah er majestätisch um sich. Er hütete sich wohl, das Zeichen zu lauten Beifallsäußerungen zu geben, denn es hätte sich gar leicht ereignen können, daß er für etwas ganz Verfehltes in die Schranken getreten wäre, er applaudirte aber gewiß mit Hand und Mund am allerlautesten, wenn gründlichere Kenner zuerst die Hände erhoben.

Das Spiel des jungen Louis, wie der schlesische Musiker sich einfach nannte, gefiel Ehrenhold eigentlich nicht. Es war ihm gar zu einfach, zu arm an Modulation, fast so einfach wie das von aller Welt gepriesene Orgelspiel des Cantors, dem er ebenfalls keinen Geschmack abgewinnen konnte. Er klatschte aber, daß ihm die Hände brannten, und nickte mit so vergnüglichen Blicken den Takt zu Louis Spiel, daß es eine wahre Freude war, den alten Herrn in seinem simulirten Enthusiasmus zu beobachten.

Alle freilich vermochte Ehrenhold nicht zu täuschen. Es gab verschiedene Personen, denen des reichen Papierhändlers musikalische Unkenntniß schon längst kein Geheimniß mehr war, und diese machten sich hinter seinem Rücken über ihn lustig. Es störte jedoch Keiner den in seiner Einbildung Glücklichen, und Ehrenhold that sich

viel auf sein von Andern entlehntes Urtheil in musikalischen Dingen zu Gute. Schoß er hin und wieder einen derben Bock, so besaß er Geschick genug, die Blöße, die er sich damit gab, unter klugen Wendungen wieder zu verdecken.

»Es ist wirklich ein kleiner Tausendsasa, dieser Louis,« sprach Ehrenhold, seiner Gattin den schweren, pelzverbrämten Mantel im Vorzimmer umhängend und der träumerischen Alida dann beschützend den Arm reichend. »Ich wäre wohl gewillet, diesem musikalischen Genie einmal schärfer auf den Zahn zu fühlen.«

»Dazu wird es vorerst wohl keine Gelegenheit mehr geben,« versetzte Adele, die ihres Gatten Liebhaberei sehr wohl kannte, »denn wir haben ja so eben das letzte Concert in dieser Saison mit angehört. Vor dem Charfreitage findet schwerlich noch eine öffentliche Musikaufführung statt.«

»So will ich meine Aeußerung auch nicht verstanden wissen, meine Theuerste,« entgegnete Ehrenhold in sehr guter Laune. »Meine Gedanken gehen auf anderem Reviere spazieren, worüber mir einigermaßen Gewalt zustehet.«

»Du meinst doch nicht –«

»Ich meine, meine Theuerste,« fiel Ehrenhold seiner Gattin in's Wort, »daß Du die freundliche Aufmerksamkeit besitzt, alljährlich an dem Tage, wo ich das gemüthliche Vergnügen hatte, Dir einen Goldreif als Zeichen meiner Liebe an Deinen, damals sehr vollen und

weißen Finger zu stecken, eine Gesellschaft nach meinem Sinne einzuladen. Solch löblicher Gewohnheit wirst Du auch in gegenwärtigem Jahre nicht entsagen, und da auch unser Kind in den letzten Wochen sich und uns zur Erheiterung gar liebliche Fortschritte gemacht hat auf dem Klavier mit zwei Zügen, genannt Forte und Piano, so würde ein wenig Musik die schöne Harmonie, welche unsere Herzen umschlinget, denen Freunden, die uns besuchen möchten, gar würdig und sinnig verkündigen. Wäre demnach der Meinung, daß man diesen jungen Menschen benebst seinem tief gelehrten musikalischen Präceptor, aufforderte, mit seiner Viola di Gamba oder wie sonst sein Instrument genannt wird, in unser Haus zu kommen, und eins seiner Stücklein unsern entzückten Ohren vorzuspielen. Solche Aufmerksamkeit kann uns selbst nur zur Ehre gereichen vor den Leuten, und dem jungen Menschen dienlich sein zu besserem Fortkommen. Denn eine Einladung in unsere Zirkel – Du weißt es, mein Schatz – ist immer eine Empfehlung für die ganze Gesellschaft unserer wohlgesitteten Stadt.«

Frau Adele war viel zu gutmüthig, um einem so bestimmt ausgesprochenen Wunsche ihres Gatten nicht bereitwilligst entgegen zu kommen.

»Du hast nur zu befehlen, mein Werthester,« versetzte sie, »ich werde mit Vergnügen Deine Befehle ausführen, denn Du kennst meine Vorliebe für gute Musik.«

»Es würde mir übel anstehen, mein Kind,« entgegnete galant der Papierhändler, »wenn ich den Schein um

mich verbreitete, als sei ich ein Haustyran, und Du bedienst Dich eines nicht wohlgewählten Ausdruckes, so Du in meinen geäußerten Andeutungen den Befehl eines Herrschers erblickest!«

Adele drückte ihrem Gatten schmeichelnd die Hand, indem sie liebevoll lächelnd sagte:

»Nun, mein lieber Ehrenhold, dann überlasse mir die Ausführung Deiner Wünsche. Du darfst versichert sein, daß ich es mir angelegen sein lassen werde, die Gesellschaft nach Deinem Geschmacke zu wählen.«

»Davon bin ich im Voraus überzeugt,« erwiderte Ehrenhold, »sintemal ich Deinen *bon ton* kenne. Nur wolle über mir nicht die jüngere Welt ganz vergessen, deren Geschmack zuweilen von dem gereifterer Personen gar absonderlich abweicht.«

Er warf dabei mehr einen schelmischen als mißbilligenden Blick auf seine Tochter, die scheinbar theilnahmslos diesem Zwiegespräch ihrer Eltern zuhörte. Adels Lächeln sagte Ehrenhold, daß seine Gattin ihn vollkommen verstand.

So gab es denn im Hause des begüterten Papierhändlers, der sich so gern den Namen eines Mäcens aller Künstler von Ruf erwerben wollte, wieder alle Hände voll zu thun. Es ward gescheuert und gebürstet; Tapezier und Tischler wurden in Nahrung gesetzt, und den Besitzern von Gewächshäusern floß eine beträchtliche Summe für Blumen zu.

»Wie es wohl kommen mag, daß unser lebenswürdiger Baron gar nichts mehr von sich hören läßt,« sagte zwei Tage vor dem anberaumten Feste Adele zu ihrem Gatten. »Ich hätte den jungen Edelmann recht gern mit bei dieser Feste gesehen, denn er besitzt mehr Geschmack und fällt reifere Urtheile, als in der Regel junge Männer seines Alters und Standes.«

»Als ein Mann von guter Erziehung wird Herr von Podelwitz unser Haus nicht vergessen,« erwiderte Ehrenhold. »Ich habe ein großes Vertrauen zu diesem Edelmann, und wenn ich mich nicht selbst täusche, so bedünket mich, es gibt außer den unsern noch ein paar andere Augen, welchen auf dieses jungen Herren schlanker Gestalt mit einigem Wohlgefallen haften. Ich will nicht verschweigen, daß ich mich absonderlich geehret fühlen würde, so ein wohlerzogener Sprößling von mir sich die Stirne mit einer Baronenkrone schmücken und um selbige den jungfräulichen Myrthenkranz schlingen möchte!«

»Ich bitte Dich, bester Mann,« fiel ihm Adele hastig in's Wort, »laß Alida von solchen Gedanken nichts ahnen!«

»Nicht? Ei, warum denn nicht? Wäre es denn ein Unglück für das liebe Kind, so man sie späterhin Frau Baronin titulirte?«

»Herr von Podelwitz müßte sich doch erst erklären,« bemerkte Adele.

»Mich bedünket, er wird auf solche Erklärung nicht gar lange mehr warten lassen.«

»Und wenn Du Dich irrst?«

»Vertraue meinem Scharfsinn, liebes Weib! Ich habe einen Blick für das Augenfeuer junger Männer von Distinction, und da ich aus eigener Erfahrung weiß, wie ein Jüngling sich geriret, in dessen Herzen das sanfte Auge eines Mägdeleins ein wohlthuendes Feuer entzündet hat, das in angenehmer Wärme durch alle Adern und Nerven pulsiret, so vermeine ich, in diesem einzigen Falle einen *haruspex* mit leidlichem Glücke vorstellen zu können.«

Madame Ehrenhold glaubte dieses Gespräch nicht weiter ausspinnen zu dürfen, da sie sonst fürchten mußte, ihr Gatte möge eigensinnig auf seiner Ansicht beharren und Alida zur Unzeit davon in Kenntniß setzen. Daß sie selbst ähnliche Gedanken und Wünsche hegte, verschwieg sie als vorsorgliche Mutter dem Gatten.

Inzwischen brach der Tag des Festes ohne dazwischengekommene Störung an. Alida war heiter und hatte sich nach dem Wunsche des Vaters fleißig im Musiciren geübt. Ehrenhold wollte gar zu gern mit der Stimme seiner Tochter brilliren, die wirklich in Ton und Fülle Bedeutendes versprach.

Louis Brumser, dem man besondere Aufmerksamkeit schenkte, ärndtete durch sein Spiel allgemeinen Applaus. Ehrenhold war stolz darauf, diesen angehenden Künstler zuerst in die Gesellschaft eingeführt zu haben. Er behandelte ihn zutraulich, derb, kniff ihn in die vollen rothen Backen und lachte über die naiven Antworten des Halbknaben, der sich kein Blatt vor den Mund nahm.

Auch Alida beschäftigte der kleine Virtuos. Die Tochter Ehrenhold's aber interessirte seine Kunstfertigkeit nicht

allein, sie nahm auch Theil an ihm, weil Schlesien sein Geburtsland war. Bald fand sie Gelegenheit, mit Louis zu sprechen. Die Fragen des schönen Mädchens und der ungekünstelte Antheil, den Louis mehr ahnte, als wirklich erkannte, machten ihn mittheilsam. Er sprach von seiner Jugend, und daß der Vater ihn mit seltener Strenge erzogen und für die Kunst ausgebildet habe.

»Ist Ihr Vater selbst Musiker?« fragte Alida.

»Das will ich meinen,« versetzte der junge Brumser. »In ganz Schlesien thut es ihm Keiner als Orgelspieler zuvor. Das gab selbst der Doctor meinem Vater zu, der ihm sonst nicht gern Recht ließ.«

»Welcher Doctor?«

»Unser Stadtarzt, Doctor Günther.«

»Günther?« wiederholte Alida, indem sie die Farbe wechselte. »Ist es vielleicht der Vater des talentvollen Dichters?«

»Gerade der!« versetzte Louis. »Haben Sie auch gehört von dem Unglück und dem schrecklichen Spectakel?«

Alida faßte sich, obwohl die Lichter vor ihren schwindelnden Blicken tanzten.

»Ich weiß von nichts,« sprach sie kaum hörbar.

»Ach, das ist eine gar lange und traurige Geschichte,« fuhr Louis gutmüthig plaudernd fort. »Mein Vater sagte es immer, schon wie ich ein ganz kleiner Knirps war. Aus des Doctors Jungen, sprach er, wird nichts Gescheidtes. Klug ist er freilich, das muß man ihm lassen, aber er ist ein Range, über den Vater und Mutter noch einmal die Hände ringen werden! Das kommt Alles von des Doctors

verdrehter Erziehung! Er will den Buben mit Worten groß kriegen, und Buben müssen Risse haben, sonst verwerfen sie sich!«

»Da war Ihr Vater wohl sehr streng,« warf Alida ein.

»Ganz entsetzlich!« erwiderte Louis, und nun erzählte er seiner ZuhörerIn, auf welche originelle Weise der Vater ihm seine musikalischen Kenntnisse beigebracht hatte.

»Jetzt dauert mich der gute Herr Christian,« schloß er seine Erzählung, »denn wenn ich's auch nicht gut hatte beim Vater, ist es mir jetzt doch lieber, da mir seine Erziehung so schön bekommen ist.«

»Und Sie meinen, der Sohn des Doctors hätte ebenfalls so erzogen werden müssen?«

»Mein Vater bleibt steif und fest dabei,« sagte Louis.

»Wie es ihm jetzt wohl gehen mag?« meinte Alida.

»Dem Doctor Günther?«

»Seinem Sohne, meine ich.«

»Darauf bin ich selbst neugierig, Mademoiselle,« erwiderte Louis, und als Alida weiter mit Fragen in den jungen Musiker drang, hielt dieser mit dem, was er wußte, nicht zurück. Offen und ehrlich erzählte er dem schönen Mädchen sein Zusammentreffen mit Christian, das Gespräch des Dichters mit seinem Vater, und daß er so gern in seiner Begleitung weiter gereist wäre.

»Sie würden sich wundern, Mademoiselle,« schloß Louis seine Mittheilungen, »wenn Sie Herrn Christian je mit Augen gesehen hätten! O, Himmel, wie hab' ich mich

doch eigentlich vor ihm gefürchtet! Ich denke, so müßte der Tod aussehen, wenn er menschliche Gestalt annehmen könnte! – Ich kann die Stirn Christians gar nicht vergessen, und noch jetzt sehe ich bisweilen im Traume seine funkelnden Augen vor mir, und wenn ich, wie damals, gezwungen hineinsehen muß, schreie ich laut auf vor Angst im Schlafe, und erwache unter heftigem Herzklopfen!«

In diesem Augenblicke ging Ehrenhold rasch an dem harmlos plaudernden Paare vorüber, ohne auf Alida und deren Gesellschafter zu achten. Beide hörten nur, daß er zu dem Bedienten sagte:

»Was kann das denn für Eile haben? Man schicke den Menschen fort!«

»Dann würde man Gewalt brauchen müssen,« erwiderte der Bediente.

»Will er vielleicht betteln?«

»Es hat nicht den Anschein,« versetzte der Bediente. »Er verlangt nur in sehr barscher Weise Herrn Ehrenhold zu sprechen.«

»Und hast Du keine Ahnung, wer es sein kann?«

»Nein,« sagte der Bediente. »Er trägt das Gesicht mehr als zur Hälfte verhüllt, aber er sieht recht traurig aus.«

»Geh' und frag' nach seinem Namen!« sprach Ehrenhold. »Und wenn Du Antwort erhältst, so bemerke dem Zudringlichen, daß ich jetzt keine Zeit hätte, mit einem Stockfremden in lange Unterredungen mich einzulassen. Morgen Vormittag im Comptoir kann er seine Sache vorbringen.«

Der Bediente entfernte sich und Ehrenhold warf einen wohlgefälligen Blick auf seine Tochter, die noch immer mit theilnehmendem Auge an dem Munde des plaudernden Virtuosen hing.

»Recht so, junger Maestro,« sprach er wichtig, dem jungen Brumser auf die Schulter klopfend. »Bringen Sie, dem Kinde das Geheimniß der wahren Kunst bei, damit sie für sich selbst etwas davon profitiret! – Aber was ist das?« unterbrach er sich selbst, gleich mehreren Andern aushorchend. »Ich glaube fast, man streitet sich!«

Die ihm entgegretende Gattin abwehrend, schritt Ehrenhold hoch aufgerichtet der Thür zu, doch ehe er diese noch erreichte, ward sie heftig aufgerissen und mit den Worten:

»Den will ich kennen lernen, der's wagt, mir hier den Eintritt zu versagen!« trat ein Mann auf die Schwelle, vor dessen Anblick Alle verstumten. Alida sank mit lautem Aufschrei in den nächsten Fauteuil.

Geisterbleich, mit wirrem Haar, die Kleider bestäubt und beschmutzt, stand Christian Günther in der Thür. Man konnte ihn beim ersten Anblick wohl für einen Geistesirren halten.

»Ich bitte tausendmal um Vergebung, mein sehr verehrter Herr Ehrenhold, wenn ich störe,« sprach er spöttisch, indem er sich gegen die erstaunte Gesellschaft verbeugte. »Aber es steht geschrieben: wo unser Schatz ist, da ist auch unser Herz! Und damit kein Anderer sich meines Schatzes bemächtigt, habe ich mich beeilt, vor diesem Betrüger hier anzukommen!«

Ehrenhold sah die Nothwendigkeit ein, rasch zu handeln. Er ergriff die Hand des fieberhaft aufgeregten Dichters und sagte gebieterisch:

»Ich habe mit Ihnen allein zu sprechen.«

»Armer, unglücklicher Christian!« murmelte Louis, der von Allem, was vorging, nichts begriff, und daher die Meinung der Uebrigen, es sei ein Wahnsinniger in's Haus gedrungen, theilte.

Günther ließ dem Papierhändler die Hand. Sein heißes Auge lag versengend auf Ehrenhold's Antlitz, und indem er, die linke Hand gen Himmel erhebend, ausrief: »Ich komme, mich zu rächen!« verließ er die verstörte Gesellschaft.

DRITTES KAPITEL. EIN RETTER NAHT.

Paul von Podelwitz war dem geflüchteten Freunde so schnell gefolgt, als es der schlechte Zustand der Heerstraße zuließ. Ueber die Veranlassung zu dieser Flucht hatte er nur Vermuthungen. Er konnte nicht zweifeln, daß irgendein Blatt seiner Briefftasche von dem Unseligen falsch gedeutet worden sei, und mit jedem Meilenzeiger, den er zurücklegte, steigerten sich seine Befürchtungen.

Es war ein Glück für den jungen Edelmann, daß der lange Weg ihm Zeit zu reifem Nachdenken ließ. Hätte er schnell handeln sollen, so würde er wahrscheinlich in der Eile irgend etwas Thörichtes unternommen haben. Nun konnte er sich während der langweiligen Reise die Lage vergegenwärtigen, in die Günther durch die so plötzliche

Zerstörung gerade seiner glänzendsten Hoffnungen versetzt worden war; auch blieb ihm Zeit genug auf Mittel zu sinnen, die, wenn nicht Hilfe im Allgemeinen, doch Linderung bringen mochten. Wäre er nur von den Absichten des Entflohenen unterrichtet gewesen!

In Meißen entdeckte er Günthers Spur. Sein Aussehen war aufgefallen, und es fehlte wenig, so hätte man den Verdächtigen festgehalten. Nur die herrische Art seines Auftretens und sein barsches, dabei bestimmtes Wesen hatte Respect eingeflößt, und so war es ihm gelungen, alsbald ein Fuhrwerk zu erhalten. Er hatte vor dem Freunde einen Vorsprung von mehreren Meilen voraus.

Paul gönnte sich nur die allernöthigste Ruhe. Dadurch ward es ihm möglich, fast gleichzeitig mit Günther in Leipzig einzutreffen. Am Thore schon erfuhr er, daß der Gesuchte vor noch kaum einer Viertelstunde dieses passirt hatte.

Wo aber sollte er den ungestümen Freund, der in seiner schrecklichen Gemüthsstimmung mehr als je eines besonnenen Mentors bedurfte, aufsuchen? Seine frühere Wohnung war seit Wochen schon vermietet. Die alte Wirthin war nicht gut auf ihren früheren Einlogirer zu sprechen und konnte Fragenden sehr kurzen Bescheid geben. Sie hatte sich erlaubt, den geringen Nachlaß an Büchern und sonstigen Utensilien, die Christian bei seiner schnellen Abreise nach Schlesien nicht mitnehmen konnte, zu verkaufen, um doch einigermaßen zu ihren baaren Auslagen für den ›liederlichen Mediciner‹ wie sie ihn nannte, zu kommen.

Bei Doris? Er wünschte, daß Herz und Gewissen den armen Freund dorthin ziehen möchte, aber er durfte dieser Hoffnung schon deshalb sich nicht hingeben, weil Günther keine Kenntniß von dem hatte, was ihn dort erwartete.

»Im schwarzen Brett' werd' ich ihn treffen!« rief sich da Paul zu, als werde er vom Geist erleuchtet, und sofort begab er sich nach diesem beliebten Zusammenkunftsorte der studentischen Jugend.

Der steife Heinrich sah den Edelmann so verblüfft an, daß dieser in lautes Lachen ausbrach.

»Kennst Du mich nicht mehr?« fragte er den uralten Kellner

Dieser kehrte sich um und sprach mit halber Stimme:

»Mit, Herr, oder ohne?«

»Laß es gut sein für heute, Heinrich,« versetzte Paul. »Sage mir lieber, ist Jemand dagewesen, den Du lange nicht mehr mit Augen sahst?«

Der steife Heinrich nickte und in seinen wenig ausdrucksvollen Augen dunkelte es, als lege sich ein Schatten über die erweiterte Pupille.

»Christian Günther?« rief Paul.

»Er selbst – fürchterlich!« sprach der steife Heinrich.

»Was wollte er?«

»Zwei heiß!«

»Blieb er lange?«

Heinrich schüttelte den Kopf.

»Hat er Jemand gesprochen außer Dir?«

Der alte Kellner verneinte.

»Hast Du Worte mit ihm gewechselt?«

»Ja, Herr! – Dummkopf!«

»Nannte er Dich?« fragte Paul.

»Zwei Mal,« sprach Heinrich.

»Und dann?«

»Fort! ... Ganz rasend ... Ist toll geworden!«

Paul war in Verzweiflung. Er blätterte wieder in seiner Brieftasche und das Stück Papier mit Günthers kurzen Worten fiel ihm in die Hände.

»Er kann doch mich nicht suchen,« sprach er, »sonst hätte er ja auf meine Rückkunft warten müssen.«

Dem steifen Heinrich gute Nachtruhe wünschend, eilte er wieder fort. Paul wollte in seine eigene Wohnung gehen. Da sah er die erleuchteten Fenster in Ehrenhold's Hause. Der Gedanke an Alida hielt ihn ein paar Secunden fest. Er näherte sich der Pforte, blickte auf den Flur und die harte Stimme des Besitzers schlug an sein Ohr.

»Sie sollen mir Rede stehen, Herr, vor Gericht!« rief der erbitterte Papierhändler, und vor dem Gelächter, das als Antwort auf diese Anrede jetzt zu Paul drang, zitterte diesem das Herz.

»Er ist es, der Unsinnige! Es ist Christian!« rief er aus, und ohne weiter zu überlegen, was wohl zu thun sein möge, stürzte er die Treppe hinauf und stand im nächsten Augenblicke dem zürnenden Ehrenhold und dem wüst blickenden Freunde gegenüber.

Dies Dazwischenkommen Paul's veränderte sofort die Situation; denn kaum gewahrte der aufgebrauchte Dichter

seinen Freund, als er diesem heftig entgegentrat und die Worte herausstieß:

»Verräther, heimtückisch schleichender Verläumder, Du sollst mir nicht entgehen!«

Paul maß schweigend den in seiner Erbitterung Unzurechnungsfähigen. Ehrenhold fand vor Entrüstung ebenfalls keine Worte.

»Ich verlange Genugthuung, blutige Genugthuung!« fuhr Günther immer erhitzter fort. »Du hast mich geschmäht, beschimpft, entehrt! Dein Herzblut will ich oder das meinige soll diese vermaledeite Erde tränken!«

»Wenn Du so gerecht sein wolltest, mir zu sagen, durch welche Handlung ich Dein nur zu erhitztes Blut in so entsetzliche Wallung gebracht habe, würde ich Dir Rede stehen,« erwiderte Paul gefaßt. »Jedenfalls aber ist hier nicht der Ort dazu. Herr Ehrenhold –«

»Auch dieser Herr soll meiner Rache nicht entgehen!« fiel Günther ein.

»Ihre Drohungen verlache ich,« versetzte Ehrenhold achselzuckend. »Man wird sich vorsehen inskünftige; man wird Maßregeln ergreifen, die Sie unschädlich machen; man wird Ihnen, mein Herr Versifex, den Laufpaß schreiben lassen!«

»Und ich werde Sie blamiren!« drohte Günther, »Sie und Ihre ganze Familie! Ich will Ihre kleinliche Philisterseele in eine Nadelbüchse bannen und diese als Stehauf an den schmutzigsten Gassenjungen verschenken!«

Ehrenhold ward grün vor Wuth, seine Lippen bebten, aber er brachte kein Wort über die Zunge.

Paul trat zwischen die Aufgebrachten. Er ergriff die Hand des Papierhändlers und wehrte mit der andern den ergrimten Dichter ab.

»Ich hoffe, verehrter Herr Ehrenhold,« sprach er in eiligem Tone, »daß es mir gelingen wird, Licht in dieses Dunkel zu bringen. Haben Sie Mitleid mit einem Unglücklichen! Günther ist in Wahrheit ein solcher! Und nun überlassen Sie mir es, den verblendeten Mann zuvorörderst sich selbst wieder zu geben!«

Paul fühlte den Druck von Ehrenhold's Hand; daß der Papierhändler sich der Worte enthielt, war ihm lieb. Er richtete sein Auge streng auf den Dichter.

»Du hältst Dich für beleidigt und bezüchtigst mich falscher Freundschaft,« sprach er gemessen. »Als Mensch und Edelmann darf und will ich eine so schwere Beschuldigung nicht ungestraft hinnehmen. Du verlangst Genugthuung? Ich bin gern bereit, sie zu geben. Laß uns die nöthigen Vorbereitungen dazu treffen!«

»Sie wollen sich duelliren!« rief jetzt Ehrenhold aus, der bei dieser Aussicht jeden Rachedgedanken in sich unterdrückte. »Das geb' ich nicht zu, nicht um all' mein Hab' und Gut! Ich mache Anzeige davon; ich lasse Sie arretiren und diesen verwilderten Menschen hier, der all das Unglück anzustiften in seiner Tollheit sich unterfangen hat.«

»Wenn Sie mich wirklich achten, Herr Ehrenhold, wie Sie zu versichern mehrfach die Güte hatten,« versetzte Paul von Podelwitz, »dann werden Sie keine Ihrer Drohungen ausführen! Mich dünkt, es dürfte vor Allem Ihre

Aufgabe sein, die bestürzten Gemüther zu beruhigen, die ein Unglücklicher in so trauriger Weise gleichsam überfallen hat. Mich, Herr Ehrenhold, werde ich schon selbst schützen.«

Er verbeugte sich respectvoll und wollte sich mit Günther entfernen, dessen Hand er krampfhaft gefaßt hielt.

»Mein vererther Herr von Podelwitz,« rief Ehrenhold, »es ist um meine Ruhe auf Erden geschehen, wenn Sie sich stechen und hauen! Ich kann das Gehacke mit Ihren breiten Messern nicht leiden! Es ist 'was für rohe Landsknechte, nicht für junge Männer, die sich auf die *humana* gelegt haben!«

»Es wird mein Zweck sein, Herr Ehrenhold, das uns bevorstehende Blutvergießen so ungefährlich wie möglich zu machen,« erwiderte Paul mit einem Anflug von Satyre. »Und nun, mein Herr,« fuhr er barsch zu Günther gewendet fort, »nun vorwärts, auf die Mensur!«

Ehrenhold faltete angstvoll die Hände, wie er beide junge Männer in rasender Eile, den Dichter unter mehrmals hervorgestoßenen Drohungen, die Treppe hinabstürzen sah. Sein langes, fast weinerliches Rufen und Bitten blieb unbeachtet. In völlig trostloser Stimmung kehrte er zurück zur Gesellschaft, die von dem ihr ziemlich unverständlichen Vorgange nur in sehr unzusammenhängenden Worten Kunde erhielt.

Alida hatte den Salon bereits verlassen. Sie ruhte, in Thränen gebadet, am Herzen ihrer besorgten Mutter, die sich vergebens bemühte, die Erschütterte durch sanftes Zureden zu beruhigen.

VIERTES KAPITEL. GEFAHRVOLLE OFFENHEIT.

Die Nacht war trüb und windig. Es drohte mit Regen und bereits fielen einzelne Tropfen mit Schneeflocken vermischt. Auf den Häusergiebeln kreischte hin und wieder ein alter Wetterhahn.

Paul von Podewitz schritt schnell durch die Straßen. Er führte Günther wie in besseren Tagen, und dieser sträubte sich nicht, dem schwer verkannten Freunde zu folgen.

Angekommen in des Edelmannes Wohnung, entzündete dieser Licht und betrachtete jetzt den verstörten Dichter mit vorurtheilsfreien Blicken.

Günther sah krank aus. Es schien aber, als reibe ihn mehr die fortgesetzte innere Aufregung, als wirkliches körperliches Leiden auf. Es fiel Paul auf, daß er die prunkvolle Kleidung nicht mehr trug, die ihm in Dresden, selbst in seiner traurigen Hinfälligkeit, doch das Ansehen eines vornehmen Wüstlings gab. Jetzt ging er dürftig gekleidet, und Rock und Weste waren offenbar nicht auf seinen Leib zugeschnitten.

Paul stellte das Licht mitten auf den Tisch und nahm alsdann zwei Schläger von der Wand, die er mit gekreuzten Klingen daneben legte.

»Jetzt sind wir ungestört,« sprach er, »und ehe wir uns nach allen Regeln der Kunst die Häuse brechen oder die Gesichter zerfetzen, möchte ich erfahren, was Dich veranlassen konnte, mich auf eine so beleidigende Weise zu

behandeln. Ich verlange, daß, Du mir Rede stehst! Meine Antworten sollen klar und offen sein.«

»Du hast mich verläumdet und verrathen!« stieß Günther mit zornfunkelnden Blicken heraus.

»Beweise es mir!«

»Die Beweise trägst Du bei Dir.«

»In meiner Briefftasche etwa?«

»Wie ich sehe, weißt Du sie leicht zu finden,« versetzte Günther mit abgewandtem Gesicht.

Paul legte die Briefftasche rasch auf den Tisch.

»Oeffne sie und zeige mir meine Ankläger!« sprach er ruhig.

Günther streckte zögernd die Hand danach aus, zog sie aber unschlüssig wieder zurück.

»Geschwind, öffne!« herrschte ihn der Edelmann ungeduldig an.

»Es sind Briefe darin von Madame Ehrenhold,« sagte der Dichter.

»Lies sie, und wenn Du sie falsch oder gar nicht verstehst, will ich sie Dir deuten.«

»Du hast Dir es angelegen sein lassen, Madame Ehrenhold über meine geheimsten Privatverhältnisse Auskunft zu geben,« fuhr Günther fort, »und in Folge dieses aufrichtigen Freundschaftsdienstes habe ich Alida's Achtung verloren und ihres stocksteifen Vaters Verachtung dafür gewonnen. Nennst Du das redlich handeln? Ich wußte kein Wort davon; Du hast Alles hinter meinem Rücken gethan!«

Paul von Podewitz lächelte bitter.

»O, ich habe noch viel mehr hinter Deinem Rücken gethan, als ich von einem Tage zum andern mich mit der qualvollen Besorgniß trug, Deine maßlose Unbesonnenheit, Dein sündhafter Eigensinn und Dein beleidigter Stolz hätten Dich in den Tod gejagt!« erwiderte er. »Ich sprach dem armen Kinde, das Du feig oder leichtsinnig in ihrer Angst verließest, Trost zu, und verschaffte ihr Hilfe, als sich Niemand um sie kümmerte. Meine Fürsprache, die Du, wie ich sehe, nicht verdient hast, hielt Doris aufrecht. Aber ich vermochte nicht immer und nicht gründlich zu helfen. Die Großmutter Deiner verlobten Braut warf Deine Treulosigkeit auf das Siechbett, und als Dein Sohn die mitleidslose Welt mit leisem Wimmern im Arm seiner weinenden Mutter begrüßte, da trieb mich menschliches Erbarmen zu einer edelmüthigen Dame und ließ mich diese bitten, daß sie für meinen verirrten Freund als Vermittlerin auftrete. Es läßt sich wohl annehmen, daß die Mutter so ehrlich war, ihre eigene Tochter vor jeder unbewachten Regung des schwachen Herzens zu warnen. Auch läugne ich nicht, daß ich der braven Dame späterhin mit Hand und Mund versprochen habe, meinen ganzen Einfluß aufzubieten, um Dich und Doris für dieses Leben zu vereinigen. Meinst Du, daß man ein solches Verfahren ehrlos, feindschaftlich, verrätherisch, heimtückisch nennen müsse, so zaudere nicht. Die Waffen liegen vor Dir – wähle! Mich dünkt, es kommt ganz auf Eins hinaus, ob wir uns mit oder ohne Sekundanten, vor oder nicht vor Zeugen schlagen.«

Günther hörte mit den Empfindungen eines Missethätters zu, dem sein Richter alle ihm Schuld gegebenen Verbrechen kaltblütig vorhält. Er streckte seine Hand nicht nach den Schlägern aus.

»Du liebst Alida und wirbst um Gegenliebe?« stammelte er nach kurzer Pause.

»Wer liebte diesen Engel nicht!« sprach Paul. »Ja, Christian,« fuhr er fort, »was soll ich es läugnen? Ich liebe Alida, und wenn Du willst, laß uns Beide ehrlich ringen um ihre Gegenliebe!«

Günther lächelte.

»Glaubst Du Dich so sicher,« sagte er. »Du hast allerdings große Vorzüge vor mir, denn Du bist Edelmann und Dein Sittenzeugniß wird Dir in bester Form ausgestellt worden sein. Ich bin ein bürgerlicher Mann von schlechtem Rufe, und meine Aussichten lassen sich nur vergleichen mit der Finsterniß, die meine Seele mich selbst nicht mehr erkennen läßt. Und dennoch, dennoch –«

»Könntest Du gewissenlos genug sein, ein schwaches Herz in wilder Leidenschaftlichkeit zu zerdrücken, um es zuckend dem andern nachzuwerfen, das aus Liebe zu Dir vergeht?« fiel Paul ein. »Einen solchen Sieg, Christian, kann ich Dir freilich nicht streitig machen, und wenn Du um *diesen* Preis Alida's Liebe dauernd zu gewinnen glaubst, stehe ich gern zurück. Dann, Christian, dann könnte ich dieses Mädchen nicht mehr lieben, und ihren Verlust würde ich ohne Schmerz ertragen!«

Günther schwieg. Er stieß wiederholt schwere Seufzer aus, und seine Blicke flogen unruhig im düster erleuchteten Zimmer umher.

»Ich bitte Dich, in Deinen Beschuldigungen fortzufahren,« sprach Paul nach kurzem Schweigen. »Es ist mein Wille, in dieser Nacht mit Dir volle Abrechnung zu halten. Der nächste Morgen sieht uns als wieder vereinigte Freunde, oder als ewig geschiedene Feinde – Was jagte Dich aus Dresden fort?«

Günther zuckte zusammen.

»Nenne diesen Namen nicht!« rief er heftig aus. »Wollte Gott, ich hätte ihn nie gehört, ich hätte mich nie bewegen lassen, dies Golgatha zu betreten!«

»Wenn es für Dich ein Golgatha ward, wer trägt die Schuld?«

»Viele! Bekannte und Unbekannte!« sprach Günther, von seinem Schmerz überwältigt. »Sie haben mich ja Alle schmachvoll hintergangen!« fuhr er fort. »Dein gepriesener Raschau, Dein heiliger Vetter, und die lebenslustigen Herren, die mir so freundlich entgegen kamen!«

Bei diesen Aeußerungen vermochte auch Paul einen Seufzer nicht zu unterdrücken.

»Leider, leider hat Deine unbegreifliche Leichtgläubigkeit und Dein noch unbegreiflicherer Mangel an Menschenkenntniß Dich Freunde erkennen lassen in den heftigsten Feinden!« versetzte er. »Warum spieltest Du den Heimlichen gegen Feodor und Gotthold? Warnte Dich denn keine Stimme, keine Ahnung, nachdem Du von neugierigen Masken ausgefragt worden warst? Ködern

wollte man Dich, nichts weiter! und man handhabte Dich nur als Instrument!« fuhr Paul voll tiefer Indignation fort. »Man schleuderte Dich wie einen willenlosen Stein gegen einen Bedeutenderen, dessen Einfluß man dadurch schwächen wollte! . . . Was konntest Du auch dem Hofe sein! Was lag diesen vornehmen Herren daran, ob Du durch ihre Intriguen, durch eine nichtswürdige Handlung im Lichte eines Schlemmers erschienst! . . . Man war Dich los für immer, auf die leichteste Weise, und meinem Vetter wurden dadurch die kühnen Schwungfedern, die ihn so hoch emportragen über die gemeine Welt, für einige Zeit verschnitten!«

Günther verstand seinen Freund nicht, aber eine Ahnung der Wahrheit dämmerte in ihm auf. Er warf die Schläger mit wilder Gebehrde vom Tische, legte beide Hände gekreuzt darauf und sprach, indem er den betrübten Paul mit seinen Flammenaugen forschend durchbohrte: »Wenn ich mein Bischen Verstand nicht ganz verlieren soll, so erkläre Dich deutlicher!«

»Hältst Du den Grafen, meinen Vetter, für einen hinterlistigen Mann?« fragte Paul. »Er schien mir ehrlich zu sein,« erwiderte Günther. »Für ihn und seine Zwecke wäre es besser, die Klugheit verdeckte die Ehrlichkeit,« fuhr Paul fort. »Er hat für Dich gehandelt, wie ein Sohn für seinen Vater, aber freilich, er konnte bei seinem arglosen Herzen nicht wissen, daß die Gegner seines Strebens überall ihre Spione ausstellten, und daß, wo ehrliche Mittel nicht verfangen, entschlossen unehrliche gehandhabt

werden. Warst Du nicht entzückt über die Liebenswürdigkeit eines Freiherrn von Zobel?«

»Du selbst würdest ihn Bruder genannt haben.«

»Er war ein Jesuit,« sprach Paul, »ein Mann, der die mährischen Auswanderer auf Schritt und Tritt verfolgt, der ihr Erstarken als Gemeinde fürchtet und die Besorgniß hegt, das Beispiel des Grafen könne auch in den höchsten Kreisen mit der Zeit Anhänger finden. Mehr aber noch als diese Anhänger fürchtet die ganze jesuitische Partei den Geist der Brüdergemeinde, jenen aufopferungsfähigen Geist des Evangeliums, der Apostel erzieht und Völker bekehrt. Der Geist des wahren, reinen und schlichten evangelischen Christenthums ist's, den der Jesuitismus in dem aufkeimenden Herrnhutismus verfolgt, und den im Entstehen schon zu untergraben, womöglich gänzlich zu vernichten, seine Sendlinge kein Mittel verschmähen!«

»Das verstehe ich wieder nicht,« sprach Günther. »Dein Vetter hatte mich noch nicht bekehrt, ich also konnte seinen Feinden nicht gefährlich werden.«

»Diese aber sind es dem Grafen und der Brüdergemeinde geworden,« versetzte Paul. »Es ist ihnen gelungen, sie in der vornehmen Welt zu miscreditiren!«

»Durch mich?«

»Durch Dich! Denn –«

Paul schwieg und seufzte, Günther sah ihn eine Weile scharf an. Endlich reichte er ihm die Hand über den Tisch.

»Du hast noch etwas auf dem Herzen,« sprach er.

»Erleichtere Dich und verschweige mir nichts! Ich verspreche Dir, nicht zu zürnen, auch dann nicht, wenn Deine Worte mich verletzen sollten.«

»Versprich mir noch etwas mehr, so will ich reden!« sagte Paul.

»Was verlangst Du?«

»Versprich mir, Dein eigener Freund zu sein und Dein Unrecht gegen Doris gut zu machen.«

»Wenn meine Kräfte dazu ausreichen, will ich's versuchen! Und nun sag', wie kann *mein* Unglück den Gegnern der Brüdergemeinde von Nutzen sein?«

Paul beugte sich über den Tisch und flüsterte dem Dichter in's Ohr:

»Man hat gesagt: Seht! Mit solchen Leuten umgeben sich die neuen Heiligen! Das sind ihre Genossen, ihre Lieblinge! Es gibt keinen Sünder, keinen Frevler, keinen Gotteslästerer, den sie nicht aufnehmen, wenn er nur verspricht, ihnen zu dienen und ihrem Willen sich zu fügen! Sie sind weder von Herzen fromm, noch von Natur mäßig. Es sind Weltlinge durch und durch, und die Lüge, die Verstellung, die Maske, die sie am Tage tragen vor den Augen der Welt, sind ihre Propheten!«

Mit entstellten Zügen vernahm Günther die Worte des Freundes. Sie fielen in seine Seele, wie das Verdammungsurtheil des Weltenrichters. Sein Auge haftete stier, wie das eines vom Schlage Getroffenen, auf Paul.

»Ich weiß nicht,« sagte er nach einer Weile, »ob ich Dir danken oder fluchen soll für diese Offenheit. – Oft schon war ich unglücklich und elend, und mehr denn

einmal hatte ich den Willen, mir eine Weidenschwuppe um den Hals zu schnüren und meine Seele mit raschem Ruck in's Jenseits zu schnellen! ... Immer aber rettete mich auch aus der tiefsten Noth der Gedanke, ich könne wohl noch etwas Gutes stiften, wär's auch nur ein Lied, das ein paar lustigen Brüdern beim Singen die Lungen erweiterte! ... Mit dieser Stunde, fürcht' ich, ist auch diesem verrückten Gedanken das Lebenslicht ausgeblasen! ... Wahrlich, Paul, Du bist ein redlicher Freund! Deine Ehrlichkeit ist ein Dolch, der bis auf die Knochen schneidet durch krankes und gesundes Fleisch! – Ich verspreche Dir, nach Vorschrift zu handeln oder, sollte mir das nicht gelingen, wenigstens dafür zu sorgen, daß entweder der Jesuitismus oder der Herrnhutismus mit seiner Ansicht über mich Recht behält. Weißt Du, Paul, was mir nach dieser Stunde und nach dem Gebrauch, den die kluge Welt von meinen Gaben und meinen Schwächen gemacht hat, noch übrig bleibt?«

»Dein mir gegebenes Wort zu halten,« sagte Paul. »Das heißt, der Freund meines Ich's zu sein.«

»Dir zur Ehre, der Welt zum Genuß!«

»So deutest *Du* Deine Worte, *ich* deute sie anders!«

»Hoffentlich nicht zu Deinem Nachtheil.«

»Zu meinem? Gewiß nicht!«

Er stand auf und sah düster vor sich hin.

»Ich soll mein eigener Freund sein,« wiederholte er noch einmal, »und zum Beweise, daß ich dies sein will, soll ich mein Unrecht gegen Doris gut machen! Beides, Paul, soll geschehen! Du mußt mir aber, damit wir uns

nicht abermals mißverstehen, ein Gegenversprechen leisten. Willst Du?»

Paul von Podelwitz hielt dem Dichter seine offene Hand hin.

»Verschone mich von jetzt an mit jeder Warnung, jedem Rathschlage! – Bitte, schweig' und thu' es mir und Dir selbst zu Liebe, oder ich strecke doch noch die Hand aus nach den Schlägern und mache es kürzer ab! – Ich tauge weder als Vorsänger in den Tempel der neuen Zionswächter, unter denen Dein Vetter mit so rührender Würde den Vorsitz führt, noch an den Hof als Madrigalrechsler und Poet auf Bestellung. Von Beiden also will ich nichts mehr hören! Laß mich meine eigenen Wege gehen, ungestört, ungestraft, ungewarnt! Ich werde dann mein bester Freund sein. – Wohin diese Wege mich führen, das weiß ich nicht, gewiß aber ist es, daß sie mich dahin geleiten, wohin ich gehöre!«

»Darf ich Dir folgen, wenn Dein Wandel mir gefällt?« fragte Paul.

»So oft Du willst, und sollte ich Dich rufen, so werd' ich glücklich sein, wenn Du mich hörst und zu mir kommst!«

»Und Doris?« fragte Paul in banger Besorgniß.

»Sie soll die Freude haben, Morgen bei Zeiten die Sonne aufgehen sehen!« versetzte Günther. Sein Auge leuchtete, aber die Lippe zitterte, indem er seine kalte, knöcherne Hand nochmals in die des verstummenden, keineswegs glücklich oder nur froh gestimmten Freundes legte.

FÜNFTES KAPITEL. DREI SEELEN GEHEN ZUR RUHE.

Am Tage der Wiederankunft Günthers in Leipzig winkte die Großmutter ihre Enkelin zu sich.

»Doris,« sprach die alte Frau mit matter Stimme, »Du brauchst Dich jetzt nicht mehr um mich zu sorgen. Ich bin wohler denn je; ich habe gar keine Schmerzen. Laß mich nur schlafen, und achte darauf, daß Niemand mich störe!«

Das Mädchen versprach, den Wunsch der Kranken zu erfüllen.

»Nur wenn Er kommt, – Du weißt, wen ich meine – rufe mich,« setzte sie noch hinzu. »Ich erwarte ihn oder doch Nachrichten von ihm jede Stunde. Herr von Podewitz hat's mir mehr denn zehnmal gesagt, daß die bösen Tage nun vorüber sind, und daß der kleine Schreihals seinen Vater kennen lernen soll! – Höre nur auf zu seufzen und zu weinen, Doris, damit Du helle Augen bekommst! – Verweinte Augen, mein Kind, mögen junge Männer nicht leiden. Sie sehen auch nicht gut aus. – Also laß das, Du kleine Blasse! Seine Küsse werden Dich schon wieder roth machen.«

Doris küßte der Großmutter Stirn und Mund, und sprach zu thun, wie sie sagte. Die Kranke kehrte darauf ihr Gesicht der Wand zu und entschlummerte bald.

Nun setzte sich die Enkelin wieder an die Wiege, wo der kleine Friedrich schlief. Das Kind war meistentheils unruhig, und die arme, unerfahrene Mutter hatte wenig Ruhe. Ihre Kräfte schwanden und sie selbst verblühte.

Es war nicht die Blässe allein, die selbst der Großmutter auffiel, welche die große, mit dem früher so schönen Mädchen vorgegangene Veränderung anzeigte, die ganze Natur der jungen Mutter war eine andere geworden. Niemand sah sie mehr lachen. Wenn sie nicht Ströme von Thränen vergoß, saß sie still am Fenster, mit einem Fuße die Wiege des unruhigen Säuglings bewegend, die hoffnungsleeren Blicke träumerisch auf das fliehende Gewölk heftend, das über die spitzen Ziegeldächer fortzog.

Doris dachte mit treuer Anhänglichkeit, oft mit unaussprechlicher Sehnsucht an den fernen, für sie verschollenen Freund, glücklich aber machte sie dies Denken und Sehnen nicht. Ihr Herz füllte sich bisweilen sogar mit Wermuthstropfen, und eine Empfindung wallte auf in der Brust der einsamen Mutter, die dem Hasse verwandt war.

»Er liebt mich doch nicht! Er hat mich nie geliebt!« Diese Worte traten zahllose Male auf ihre Lippen, wenn sie sie auch nicht laut werden ließ.

Dann fiel ein Blick der Angst auf das Kind in der Wiege, und sie preßte es in heißem Liebesschmerze oft so heftig an sich, daß es aufschrie und die kleinen Händchen hilflos bittend der Mutter entgegenstreckte.

»So lieb hab' ich Dich, daß ich Dich todtküssen könnte!« rief Doris in solchen Augenblicken leidenschaftlicher Aufwallung. »Wie der kleine Bengel ihm ähnlich sieht, dem Wirrkopf! – O, daß ich ihn zausen könnte, den bösen, lieben Mann, der mir so weh gethan!«

Diese Stimmung kehrte in Doris oft wieder, je länger sie aber auf die Rückkehr oder wenigstens auf Nachricht

von dem Fernen wartete, desto heftiger ward der Charakter der Harrenden. Wer weiß, was Doris in ihrer Unruhe und Leidenschaftlichkeit gethan hätte, wäre sie nicht immer auf's Neue durch die Worte des gutmüthigen Paul zur Ruhe gesprochen worden. Der junge Edelmann kam freilich nur selten auf kurze Augenblicke in ihre abgelegene Wohnung, um sich nach dem Befinden der Großmutter zu erkundigen, er ging aber nie ohne ein mildes Trosteswort, dem gewöhnlich auch noch ein kleines Geschenk beigelegt war, wieder fort. Diese Besuche allein hielten die Zweifelnde in ihrer Bekümmerniß aufrecht. Doris konnte die Mittheilungen des jungen Mannes, der sich in jeder Hinsicht brav gezeigt hatte, nicht für erfunden halten. Freilich war es ihr unlieb, daß von Christian selbst kein Brief weder an sie noch an den Freund eintraf. Aber sie kannte ja sein leichtfertiges Wesen und wußte bereits aus eigener Erfahrung, daß er im Schreiben äußerst nachlässig war, wenn nicht eben leidenschaftlich erregte Momente ihm die Feder gleichsam willenlos in die Hand drückten.

Seit Paul's Abreise fehlten Doris diese Tröstungen gänzlich. Ihre Unruhe mehrte sich mit jedem Tage, und gleichzeitig steigerte sich ihre Heftigkeit als natürliche Folge ihrer überreizten Nerven.

Der kleine Knabe war kaum mehr zu beruhigen. Er nahm wenig Nahrung zu sich und Doris konnte über den kleinen Eigensinn ungeduldig werden.

»Es ist der ganze Vater,« sprach sie dann wohl, dem Kinde grollend und es doch wieder liebevoll herzend.

»Gerade so ungestüm, so wild, so eigenwillig! Du wirst auch ein gutes Früchtchen werden!«

Die Sehnsucht ließ Doris keine Nacht mehr schlafen. Sie magerte sichtlich ab, und wenn sie es noch lange so forttrieb, mußte sie unrettbar in schwere Krankheit verfallen. Aber die geistige Aufregung gerade erhielt sie körperlich aufrecht. Zum Sinnen und Grübeln blieb dem bedauernswerthen Geschöpfe zum Glück wenig Zeit. Die Großmutter, seit Monaten leidend, erkrankte ernsthaft, und ihrer Enkelin lag neben Besorgung des kleinen Hausstandes und der Wartung des Kindes nun auch noch die Pflege der stets nergelnden alten Frau ob.

»Wenn Er kommt, soll ich sie rufen,« sprach sie, auf die regelmäßigen Athemzüge der Schlummernden horchend. Ein schmerzhaftes Lächeln bewegte zuckend ihren Mund.

»Er wird nicht kommen,« fuhr sie fort. »Seinethalb kannst Du ruhig schlafen, Tage-, Wochen-, Monatelang, bis an den jüngsten Tag! . . . Er will nichts von mir wissen, nichts von seinem Kinde! . . .«

Sie neigte das Haupt und häufige Thränen entströmten ihren Augen, wie in jener traurigen Nacht, in der sie die Gewißheit von Christians leichtsinnigem Lebenswandel erhielt.

Das Kind war endlich eingeschlafen. Es lag, die derben Händchen gegen beide Wangen gedrückt, regungslos in der Wiege. Das Auge der Mutter flog oft zu ihm hin.

»Es sieht ihm fürchterlich ähnlich!« wiederholte Doris mehrmals, und ihr Blick ward düster und unheimlich. »Warum hat es auch nicht einen Zug von mir?«

Sie stand auf und beugte sich über den sanft schlummernden Knaben. Unter den geschlossenen Lidern zuckten die Augäpfel.

»Was wohl solch ein Geschöpfchen für Träume hat!« sprach sie nachdenklich. »Ob es dunkel schon all das Elend ahnt, das die Welt für jeden Erdgeborenen bereit hält? – Weshalb gibt Gott die Geburt von Geschöpfen zu, die keine Anwartschaft haben auf Glück? – O, wenn ich wüßte, wenn ich wüßte!«

Doris kniete hastig nieder neben der Wiege und drückte ihren Mund fest auf die geschlossenen Lippen des Säuglings. Der Knabe rührte sich, erwachte aber nicht. Seine Händchen drückten nur ein paarmal machtlos gegen den Hals der jungen Mutter. Diese achtete nicht darauf. Ihr Mund saugte sich fest auf dem Munde des Kindes, und es ward ihr so wohl, so selig, daß sie nicht aufhören konnte, die süßen Lippen immer wieder von Neuem zu küssen. Sie glaubte an dem Halse Christians zu hangen, und es war ihr, als umschlängen sie die Arme des abwesenden Geliebten, und drückten sie fest und heiß an sich.

Plötzlich vernahm Doris heiseres Röcheln. Sie erhob sich wie eine Träumende und strich sich die Locken aus dem verweinten Gesicht. Das Kind war es nicht, das lag regungslos in der Wiege. – Sie lauschte – aber Alles blieb still. Es dunkelte schon, und in dem engen Hofzimmer war es noch dunkler als draußen. – Der Wind pfiff um

die Dächer und klapperte mit lose hängenden Fenstern. – Doris trat an's Lager der Großmutter. Sie suchte tastend nach der Hand der Kranken. Als sie diese ergriff, fuhr sie erschrocken zurück. – Sie war kalt, kalt, wie Eis! –

Hastig eilte sie zum Ofen, nahm das Feuerzeug vom Simms, und schlug Stahl und Stein zusammen, daß die Funken in Menge auf den Zunder fielen. Es gelang ihr, schnell Licht zu entzünden. Mit diesem trat sie wieder zum Bett, hielt es dicht vor die Augen der Regungslosen, faßte und drückte ihre Hand, rief sie laut, ja fast schreiend bei Namen! – Sie antwortete nicht, im Schlummer hatte sie sanft der Tod geküßt! –

Entsetzt stellte Doris das Licht auf den Tisch, strich sich mit beiden Händen über die bleichen, eingefallenen Wangen und sagte tonlos:

»Todt! – Sie ist todt – und ich bin ganz allein! ... Gott im Himmel, was soll aus mir werden!«

Sie stieß die Thür auf, lief die halbe Treppe hinunter zur nächsten Nachbarin und rief nach dieser.

Niemand antwortete. – Doris wiederholte ihren jammernden Ruf – Alles blieb still. Keine der Nachbarinnen war daheim.

In der Angst kehrte Doris zurück in ihre Wohnung, trat wieder an das Lager der Großmutter und schüttelte sie mit wilder Geberde. Dabei stieß sie an den Tisch. Das Licht fiel um, rollte auf die Erde und steckte ein paar am Boden liegende Fädchen in Brand, die das glimmernde Flämmchen bis unter die Wiege trugen.

»Himmel, mein Kind!« schrie die geängstigte junge Mutter aus, und riß den Knaben heftig aus dem Bettchen.

Es rührte sich nicht. Das Köpfchen fiel wie eine geknickte Blume der Mutter an die Brust. – Das Gesichtchen des Kindes war kalt, wie die Hand der Großmutter. Um die bleichen, festgeschlossenen Lippen schimmerte es bläulich, als sei es von einem Nervenschlage getroffen worden! – Es war unter den Küssen der eigenen Mutter gestorben!

Das Entsetzen über diese Entdeckung machte Doris verstummen. Mit wahnsinnigen Blicken sah sie die kleine Leiche an, die so still auf ihrem Arme, an ihre Brust geschmiegt, lag, und aller Erdenqual durch der Mutter Liebesküsse entrückt worden war.

Eine Zeitlang ging Doris mit dem todtten Säuglinge auf und ab im kleinen Zimmer, und wiegte ihn auf den Armen, als wolle sie ihn einschläfern. Sie sumnte dazu die Melodie eines Wiegenliedes. Dann nahm sie ein großes Tuch, schlug es um ihre Schultern und wickelte das Kind mit hinein.

»So,« sprach sie lächelnd. – »Nun kann der Wind dem armen Dinge nichts anhaben, und ich will es zur Ruhe bringen. – Die Großmutter ist auch fest eingeschlafen, sie wird mich nicht weiter brauchen. – So! – Nun ist's finster, hier und überall. – Nun stört die alte Frau Niemand . . . Aber ich muß eilen, ehe sie die Thore schließen . . . Komm, mein kleiner, lieber Wildfang, komm, daß wir Ruhe finden!«

Sie bedeckte die Leiche mit heißen Küssen, verließ das Zimmer, dann das Haus, und ging rasch die Straße hinab nach dem Ranstädter Thore. –

Die Luft war kalt, der Himmel mit Wolken bedeckt. Im Westen glomm noch brandigroth der Abendschimmer über der Eichenwaldung des Rosenthales.

Dahin richtete jetzt Doris ihre Schritte. Die Wasser waren angeschwollen vom schmelzenden Schnee im Gebirge. Sie schossen brausend über das Wehr und unter den Rädern der Mühle wühlten sie weißen Schaum auf.

Die verlassene Mutter achtete nicht darauf. Sie ging rasch vorwärts. Niemand begegnete ihr, und bald erreichte sie das schattige Gehölz.

Obwohl Doris von Natur furchtsam war, graus'te es ihr doch jetzt nicht in der einsamen Waldung, deren hohe Eichenwipfel vom Winde bewegt wurden. Sie sprach fortwährend leise mit sich selbst und summete dann wieder die Melodie des Wiegenliedes.

So ging sie durch den Wald lange, lange, ohne daß sie sich erschöpft fühlte. Endlich blieb sie stehen, mit den Blicken in der Dunkelheit forschend.

»Da, da sind wir!« sprach sie und ein fröhliches Kichern vermählte sich mit dem Flüstern des Windes. »Da haben wir uns ewige Liebe geschworen; da hat mich der böse Mann in die Arme geschlossen und mich seinen heiligen Engel genannt! ... Da wollen wir schlafen, bis er wieder kommt und mich durch seine Küsse weckt.« –

Doris stand am Ufer der Elster, unter der hohen Trauerbirke, in deren Rinde er ihren und seinen Namen geschnitten hatte. Jetzt waren die Wunden schon fast ganz vernarbt; die Thränen der Birke selbst hatten sie geschlossen.

»Wenn Christian kommt und mich nicht zu Hause findet, so sucht er mich hier,« sprach sie, das todte Kind wieder im Arme wiegend. »Er weiß, daß ich nirgends anders sein kann, und daß ich hier auf ihn warte.«

Sie setzte sich abseits von der Birke in's feuchte, von Blättern überstreute Moos. Dicht unter ihr zog der angeschwollene Fluß in breiten Strudeln eilig durch den Wald. Wenn das Gewölk zerriß, tanzte das Bild der Sterne auf den Wellen, und Doris nickte diesem blitzenden Spiel des Himmels freundlich zu.

Sie saß lange, ohne müde zu werden. Das Kind auf ihrem Arm sah so mild, so glücklich aus! Sie hatte es kaum noch so lieb gehabt, wie jetzt. Es war still, es ließ sich ohne Sträuben küssen, und weinte nicht, wenn sie es auch noch so heftig an sich drückte.

»Wie bin ich ihm gut, dem Herzensjungen!« sprach sie. »Und wenn er erst groß ist, soll er mich lieb haben, wie sein Vater!«

»Christian!« schrie sie plötzlich auf und streckte beide Arme nach einem Nebelstreif aus, der aus dem Dickicht an der andern Seite des Flusses trat, und mit Einem menschlichen Gebilde einige Aehnlichkeit hatte. Sie beugte sich vorn über, das Kind entglitt ihren Armen,

rollte vom Schooße herab, und sank fast geräuschlos in den Fluß.

»Faß es, mein Christian, und gib mir die Hand!« rief Doris, nach dem glitzernden Nebel reichend. Sie verlor das Gleichgewicht, und in der nächsten Sekunde war auch sie lautlos in den Wellen versunken. –

Ueber dem strudelnden Wasser zeigten sich wieder tanzende Sterne, in den Wipfeln der Eichen und Buchen rauschte der Wind, und vom nahen Gohlis herüber zitterte Gesang, der ernst und feierlich, wie ein Grablied, in Luft und Wald verhallte.

SECHSTES KAPITEL. NACH DER VERSÖHNUNG.

Unter beängstigenden Träumen hatte Paul von Podewitz nach der auch für ihn aufregenden Unterredung mit dem excentrischen Freunde die Nacht verlebt. Den jungen Edelmann quälte viel. Bald machte er sich Vorwürfe seiner geraden Aussprache wegen; denn es war ihm nicht entgangen, daß Günther durch seine wohlgemeinten Mittheilungen nicht in wünschenswerther Weise beruhigt ward. Seine letzten, allerdings gefaßten Erwidierungen konnten eben so gut Anzeichen männlicher Resignation sein, als die Vorläufer eines verzweifelten, nur noch nicht ganz zur Reife gediehenen Entschlusses. Und dennoch blieb dem wohlwollenden Freunde, der nur Versöhnung nach allen Seiten hin bezweckte, etwas Anderes

kaum noch übrig. Mit halben Maßregeln war dem verworrenen und schwankenden Naturell des Dichters, dessen ganzes Leben ein trauriges Gemälde gehäufter Irrthümer und verfehlter Anläufe zu neuen Zielen darbot, nicht beizukommen. Als rase ein ungebändigter Dämon mit immer neu sich gebärender Wildheit in der Seele des so einzig begabten Mannes, stürzte er sich blindlings aus einer Gefahr in die andere, und wenn man diese dämonische Kraft eben für gezügelt hielt, brach sie ungestümer denn je in den unüberlegtesten Handlungen zu Tage. Paul hielt sich deshalb für berufen, einmal ganz schonungslos dem Unverbesserlichen zu sagen, wie entsetzlich er sich seine Laufbahn zerstört habe! Wie man ihn wenig besser erachte, als ein Werkzeug, dessen sich Jeder, dem es in die Hand falle, nach Belieben zu seinen Zwecken bediene, ohne viel nach dem Schicksale zu fragen, das man ihm selbst dadurch bereite.

Dann aber beschäftigte Paul von Podelwitz wieder die Familie Ehrenhold, und namentlich Alida. Auch in diesem Kreise gab es für ihn zu beschwichtigen auf allen Seiten, und schon jetzt dachte er ernstlich darüber nach, wie er sich dem schwer verletzten Papierhändler gegenüber zu benehmen habe, Eins nur beruhigte Paul: daß ein unerwartetes Zusammentreffen von Umständen es ungewollt so gefügt hatte, dem Dichter offen seine Neigung zu Alida gestehen zu können. Er wußte, daß Günther ihm persönlich nicht eigentlich in Wege stand. Der arme Freund war ja vielfach gebunden; wie es aber in

Alida's Herzen aussah, das war ihm noch immer ein Geheimniß.

Er nahm sich vor, schon am nächsten Tage Herrn Ehrenhold zu besuchen. Er mußte dies sogar thun, da ja der entrüstete Herr seinetwegen in Sorge war, denn die maßlose Heftigkeit des Dichters machte eine blutige Schlichtung des Streites zwischen den ehemaligen Comilitonen sehr wahrscheinlich.

Günther erklärte sich mit dem Anerbieten Paul's, die Nacht bei diesem zuzubringen, einverstanden. Es blieb ihm etwas Anderes auch kaum übrig, da er eine eigene Wohnung nicht mehr besaß, seine vertrauteren Freunde abwesend waren, und die Zuflucht zu einem Gasthofs aus mehrfachen Gründen ihm versagt blieb.

Paul's Scharfblick hatte diesen nicht getäuscht. Günther war völlig mittellos. Aus Noth ward er gezwungen, schon unterwegs die kaum erst angeschafften guten Kleidungsstücke zu veräußern, und diese mit anderen, schlechteren zu vertauschen, nur um die Reisekosten bestreiten zu können.

Einen Augenblick lang fühlte sich Paul verletzt durch dies Gebahren, wozu gar kein haltbarer Grund vorlag, wenn er nicht von seinen erhitzten Phantasiegebilden sich gedankenlos hätte verleiten lassen. Indeß hielt er an sich, ohne ein Wort der Rüge oder nur der Mißbilligung zu äußern. Auf derartige Extravaganzen mußte man sich

bei Günther stets gefaßt machen, ja der Leichtfertige entlockte dem Freunde sogar ein Lächeln, als er, mit Hindeutung auf seine jetzt so unscheinbare Kleidung in die Worte ausbrach:

»Erst ein Pfau und nun eine Bachstelze! Das ist der Lauf dieser verrückten Welt! Wohl dem klugen Narren, der so gescheidt ist, aus Narrheit über solche Possen nicht den Verstand zu verlieren! – Solltest Du zufällig wieder einmal gut bei Kasse sein, so werde ich Dich bitten, mich als Laubfrosch zu kleiden! Das, dünkt mich, wird künftig eine Tracht sein, die für mich paßt und mir auch wohl ansteht. Denn da es mir voraussichtlich zuweilen an einem Hause fehlen dürfte, das ich mit mir herum-schleppen kann, wird Gras und Laub oder auch der Schemel Gottes, die schmutzbefleckte Erde selbst, ab und an meine Wohnung sein. Wenn dann sich der Laubfrosch in einen gemeinen Keckerekeks der Sümpfe verwandelt, so fällt das nicht auf. Es ist eine Schande, die in der Familie bleibt.«

Günther hatte die Nacht nicht ruhig verlebt. Paul hörte ihn wiederholt im Zimmer umherwandern, in abgebrochenen Sätzen halblaut mit sich selbst sprechen, und ein paar Mal das Fenster öffnen.

»Der Kopf brennt dem Armen und das Herz ist ihm wohl sehr, sehr schwer,« dachte Paul von Podewitz, aber er mochte den tief Gedemüthigten nicht stören. Erst spät nach Mitternacht ward es still und das schnarrende Athemholen im Nebenzimmer sagte ihm, daß sein Gast vom Schlaf überrascht worden sei.

Früh am Morgen fand er den Freund äußerlich gefaßt, nur sein Aussehen war übel. Ein Mensch, der acht Tage lang jede Nacht bei wüsten Gelagen verbracht hat, mag so schlaff, physisch so aufgelöst erscheinen. Paul gewahrte mit Entsetzen, daß den beklagenswerthen jungen Mann ein schwaches Zittern nur selten verließ.

Geistig aber war Günther aufgeweckt. Sein Gespräch berührte Gegenstände von allgemeinem Interesse, und es schien ihm gar nicht schwer zu fallen, sich selbst und seine doch wirklich nicht beneidenswerthe Lage, hingerrissen von dem Gegenstande, der sich einmal in seinen Gesichtskreis gedrängt hatte, völlig zu vergessen.

Paul besaß keine große Bibliothek, die hauptsächlichsten poetischen Erzeugnisse des dichterischen Freundes aber standen geordnet neben einander. Günther streckte seine Hand danach aus und blätterte darin. Jeder producirende Geist fühlt sich eigenthümlich bewegt, wenn er sich selbst in den Kindern seiner Phantasie beschaut. Es fiel ihm gerade das Loblied auf den zwischen dem römisch-deutschen Kaiser und der Pforte geschlossenen Frieden in die Hände, das wesentlich zur Verbreitung seines Namens als Dichter beigetragen hatte. Günther schleuderte das Gedicht mit Abscheu von sich.

»Was hast Du?« fragte Paul.

»Hätte ich mich doch nie verleiten lassen, diese Geschichte zu besingen!« rief er aus. »Man wäre dann bei Hofe nicht auf den unglücklichen Gedanken gekommen, mir gnädig sein zu wollen! Ich gehöre ja doch zu den Verlorenen, und wie ich sage, die bloße Erde oder der Sumpf

ist meine Heimath, wo ich leben, quacken und sterben soll!«

Paul hatte die Schrift schon aufgehoben und warf ebenfalls einen Blick hinein. Dann legte er seinen Arm um den Nacken des Freundes und blickte ihm tief in die Augen.

»Wie Du Dich doch so traurig selbst verkennst!« sprach er. »Wahrlich, ich könnte Dir von Neuem zürnen und von freien Stücken Streit mit Dir anfangen, daß Du mit Deinen so außerordentlichen Gaben nicht besser haushältst und Deine herrlichen Talente nicht klüger ausbeutest! Letzthin erst hörte ich mit wahrer Begeisterung Urtheilsfähige gerade von *diesem* Gedichte sprechen. Und mein Vetter, der doch sonst der weltlichen Dichtkunst nicht übertrieben hold ist, recitirte sogar ein paar Strophen daraus! Du aber weißt nicht, welchen göttlichen Schatz Du in Dir trägst, und wüthest in unbegreiflicher Sinnensverblendung gegen Dein wahrhaft unsterbliches Theil!«

Günther lachte bitter.

»Unsterblich an mir wird nur mein Elend sein!« sprach er. »Bin ich einmal gestorben, spricht Niemand mehr von mir!«

»Wenn Du so fortlebst, wie gegenwärtig, kannst Du wohl ein prophetisches Wort gesagt haben,« versetzte Paul.

»Ich wünschte aber, Du müßtest Dich selbst Lügen strafen, und ich könnte es noch triumphirend erleben, daß Du zu der vernünftigen Einsicht kämest, nur die Aussprüche Deines Genius, gethan in geweihten Augenblicken,

für prophetische Worte zu halten. Hast Du denn kein Ohr mehr für wohl gebaute Verse, keinen Sinn für glückliche poetische Bilder, für gelungene epische Malerei?«

»Ich weiß es nicht!« seufzte Günther. »Hatte ich sie wirklich einmal, so sind sie mir in der letzten Zeit wohl von dem verdammten Taschendiebe, der Verzweiflung, mit vielen andern guten Dingen gestohlen worden.«

»Ich bin wirklich gezwungen, Dich mit Deinem eigenen Geistesfeuer zu erwärmen, durch Deinen Genius zu begeistern oder wenigstens zu neuen poetischen Thaten anzufeuern. Was sagst Du zu diesen Deinen prächtigen Versen?«

Er schlug die Schrift auf und las mit Ausdruck und Feuer:

»Es schnaubt des Ueberwinders Roß,
Es schäumt und riecht den Streit von Fernen,
Das Glücke mengt sich in den Troß,
Um von Eugen Bestand zu lernen.
Die Luft ertönt, das Ufer bebt,
Der Reiter brennt, das Fußvolk strebt,
Den wilden Haufen umzurennen.
Und wer nicht schärfer sinnt als flieht,
Der dürfte, wenn die Mannschaft zieht,
Ihr Heer ein fliegend Herze nennen.

»Nur drauf, du Kern der deutschen Treu!
Nur drauf, du Kraft aus Hermanns Hüften!
Beweise, wer dein Ahnherr sei,

Und krön' ihn auch noch in den Gräften!
Dein Haupt, dein Beispiel, dein Eugen
Läßt Alle, die Dir widersteh'n,
Ein tödtliches Verhängniß wissen.
Er sieht, er eilt, er würgt Dir vor,
Es ist noch um ein eisern Thor,
So wird die Pforte springen müssen.

»Dort, wo der Zeiten Eigensinn
Die Brücke des Trajans zertrümmert,
Dort wirf die Augen vor Dir hin,
Dort merke, was so schwärmt und schimmert!
Es rauscht, wie Panzer und Gewehr,
Es ist ein römisch Geisterheer,
Es sind die Seelen alter Helden.
Sie kommen Deinen Muth zu sehn,
Und werden, was durch ihn geschehn,
Der Ewigkeit voraus vermelden.

»Braucht, tapfre Sieger, braucht das Heft
In Gegenwart so seltner Zeugen,
Die, wo mich nur kein Blendwerk äfft,
Aus jenem *dunklen* Reiche steigen.
Warum? Sie wollen nicht allein
So schlecht' und faule Zeugen sein,
Sie helfen Euch in Sieg und Schlagen.
Denn hat ihr Schatten gleich kein Herz,
So kann er doch wohl hinterwärts
Den Feind mit kaltem Schauer plagen.«

»Nun ja,« fiel Günther ein, da Paul ihn fragend ansah, »es sind Verse, die sich lesen lassen. Wenn sie mir nur mehr Glück oder doch ein ganz klein wenig Ehre eingetragen hätten!«

»Beides darf und wird Dir nicht fehlen,« versetzte der begeisterte Freund. »Verlasse nur Dich selbst nicht, d. h. sei kein Rabenvater gegen den Geist, der solche Dinge schaffen kann!«

Er nahm die Schrift wieder auf und fuhr fort zu lesen:

»Zurück, ihr Musen, in das Feld!
Dort sproßt der Oelzweig aus den Lanzen,
Irene flicht ein Zauberzelt;
Geht, springt mit ihr auf Wall und Schanzen!
Die Schwerter werden sichelkrumm,
Das Glücke schmelzt die Kugel um,
Und geußt den Helden Ehrensäulen;
Die Freudengluth frißt Kraut und Loth,
Das Stücke wirft mehr Lust als Tod,
Und darf nicht mehr gefährlich heulen.

»Die Freude zieht sich weit herein,
Und wächst mit Meilen und mit Städten,
Die unter Thau und Sonnenschein
Vor Leopold's Geschlechte beten.
Der Tempel raucht von heil'ger Pflicht,
Die Priester tragen Recht und Licht,
Und liegen vor den Dankaltären.
Vornemlich sieht das hohe Wien

Die Opferflammen aufwärts ziehn,
Und von der Türken Beute zehren.

»Die Regung macht mich ungeschickt,
Das frohe Deutschland abzureißen;
Wohin des Adlers Aufsicht blickt,
Da muß dies Jahr ein Hall-Jahr heißen.
Der Friedensherold bläst und jagt,
Und wird von Groß und Klein gefragt;
Der Greis läßt Stock und Schwachheit fallen.
Die Jugend spielt, die Kindheit singt;
Und das, was noch aus Brüsten trinkt,
Erklärt sich durch ein holdes Lallen.«

Günther schien jetzt selbst mit Theilnahme seine eigenen Verse zu hören. Er stand auf und rief wiederholt aus:

»Ich will! Ich will!«

Paul glaubte, in vollem Rechte zu sein, wenn er zur Anfeuerung des Freundes, dem ja Muth vor Allem Noth that, und dem man das unter Kummer und Noth begrabene Selbstgefühl wiedergeben mußte, noch einige Strophen citirte. Er fuhr deshalb mit erhobener Stimme fort:

»Nur glaube nicht, verschnittner Schwarm,
Dein Meineid sei so durchgekommen,
Nachdem sein ganz zerschellter Arm
Zehn Jahr' zur Heilungsfrist gewonnen.
Der Friede, der die Noth nur faßt,
Und den Du halb erbettelt hast,
Erlöst Dich nicht vom Zorngerichte!

Nein, nein, verstockter Pharao!
Die Langmuth lacht und thut nur so,
Damit sie Deine Bosheit sichte.

»Zerreiß den falschen Alcoran,
Er hat Dich lang genug betrogen;
Dein letzter Fall rückt endlich an,
Und steigt mit unsern Siegesbogen.
Die Rach' ist kein vergeßlich Weib,
Sie drängt zwar langsam auf den Leib,
Allein mit desto schärferm Streiche.
Dein angemäßer Kaiserthron
Erschrickt und wankt und wittert schon
Die Eitelkeit gestohl'ner Reiche . . .

»Was zieht sich sür ein Vorhang weg?
Ich seh' den Schauplatz später Zeiten:
Dort hör' ich einen Scanderbeg,
Dort seh ich einen Gottfried streiten!
Die Palmen grünen um sein Haupt,
Man heult, man jauchzt, man schlägt, man raubt;
Kein Kreuzzug macht ein solches Lärmen.
Der Erden größt' und dritter Theil
Zerreißt der Saracenen Heil,
Und würgt den Hund mit seinen Därmen.

»Der Nil erschrickt, Damaskus brennt,
Es raucht auf Ascalons Gebirgen,

Und durch den ganzen Orient
Herrscht Unruh, Hunger, Pest und Würgen.
Der Jordan steht wie Mauern da,
Als käm ein and'rer Josua;
Er kommt auch, doch aus deutschem Samen.
Wie heißt er? Ja, die Schickung winkt,
Und raubt mir, weil der Vorhang sinkt,
Stand, Vorwitz, Schauplatz, Held und Namen.«

Paul schlug das Heft zu und legte es vor sich auf das Fensterbrett. Günther hatte dem Lesenden zuletzt mit glänzenden Augen zugehört.

»Weißt Du, Christian,« sprach der Edelmann, »daß meinem Vetter, dem Grafen, die hellen Thränen in die Augen traten, als er diese poetische Vision aus dem Gedächtniß citirte? Just diesen tief empfundenen, patriotischen und gewissermaßen mit religiöser Begeisterung geschriebenen Versen hast Du es nächst Deinen geistlichen Arien und Recitativen zumeist zu danken, daß der fromme Mann so innigen Antheil an Dir nahm. Und das mußtest Du Alles verscherzen durch –«

»Durch meine Leichtgläubigkeit!« fiel Günther ein. »Diesmal, fürcht' ich,« setzte er hinzu, »hab' ich es wohl auch für immer verscherzt. – Ehrbare Leute fühlen schwerlich, was in mir vorgeht, wie es in mir braust und kocht! Sie kennen nicht meine Qual, auch nicht meine Lust! – Und gerade deshalb passe ich auch nicht zu ihnen. – Ich muß sitzen, wo die Spötter oder doch die Ausgelassenen sitzen. Das will ich denn von heut' an redlich

und mit Ernst versuchen. – Und nun laß uns abrechnen! Hier ist meine Hand! Alles Geschehene sei vergessen und vergeben! – Ich werde nicht wieder an Deiner Redlichkeit zweifeln. Nur laß mich unbehindert meine Wege gehen, auch dann, wenn Du sie nicht begreifen kannst! – Der nächste, den ich einschlage, ist auch der letzte nach *Deinem Willen!*«

Paul sah nachdenklich aus dem Fenster auf die Straße. Hin und wieder hielten Vegegnende einander an und sprachen, ihren Bewegungen nach zu urtheilen, lebhaft von irgend etwas.

»Wirst Du mir Nachricht geben, wenn Du von *diesem* Wege zurückkehrst?« fragte er pressirt.

»Mir bleibt wohl etwas Anderes kaum übrig,« versetzte der Dichter. »Ueberhaupt ist es mir noch sehr unklar, was ich jetzt eigentlich beginnen soll. Aber wer weiß, ob ich nicht gerade darüber eine Eingebung unterwegs bekomme! Du hast mich ja so freigebig mit Speise meines eigenen Geistes gefüttert, daß der Genius ein ganz niederträchtiger Schuft sein müßte, verliesse er mich gerade in diesem Augenblicke, wo ich seine Hilfe so nöthig habe.«

»Ueberlaß die Sorge für das Leibliche mir, lieber Christian,« sagte Paul in seiner zutraulich-herzlichen Weise. »Der Weg, den Du nach meinem Wunsche – Willen klingst gar zu tyrannisch – einzuschlagen gedenkst, mag Dir schwer werden, er ist aber kaum schwieriger zu betreten,

als der, welcher mir bevorsteht. Dich wird eine jubelnde Seele jauchzend, vielleicht auch schluchzend empfangen, und Küsse der Liebe und Seligkeit werden Dein Lohn sein. Mir steht weniger Angenehmes bevor; denn ich habe Thränen zu trocknen und einen Bären zu besänftigen. Ein rechter Freund aber thut viel mehr: er geht für einen tüchtigen Kameraden freudig in den Tod!«

»Ich wollt', ich wär' an Deiner Stelle, Paul!« sprach Günther.

»Und so simpel, so ohne alles Talent, wie ich? Alter Kumpan, da hieltest Du keine vier und zwanzig Stunden lang aus!«

»Soll ich auch sagen, wie mir's ergangen ist?«

»Das wirst Du in Doris' Augen lesen.«

Günther zauderte noch; auf der Straße bildeten sich Gruppen.

»Was Du thun willst, thue bald!« rief der Edelmann ihm zu. »Ich rüste mich, sobald ich Dich unterwegs weiß.«

»Leb' wohl!« sprach Günther kurz abbrechend. »Er nickte dem Freunde noch einen Gruß zu und verließ ihn.

SIEBENTES KAPITEL. ZU SPÄTES WIEDERSEHEN.

Die Gemüths- und Körperleiden der letzten vier Monate hatten das Aeußere unsers Dichters sehr zu seinem Nachtheile verwandelt. Es war nicht mehr der kecke, junge Mann, der vor keinem Abenteuer zurückschreckte, wenn es ihm nur Amusement verhieß. Loderte auch noch immer die alte Gluth in ihm, so schlug sie doch nicht

in hellen Flammen aus dem Aschenkegel heraus, der sie überdeckte. Christian Günther war von Ansehen alt geworden. Er wußte dies selbst, ohne den Spiegel befragen zu dürfen, und darum gerade wünschte er unerkannt zu bleiben.

Als er jetzt auf die Straße trat, beachtete ihn Niemand. Er durfte hoffen, auch etwaigen Bekannten nicht in die Augen zu fallen. In der nachlässigen Kleidung, die ihm nicht einmal paßte, konnte unmöglich Jemand den eiteln Poeten vermuthen, der sich stets modisch und, wenn möglich, auch elegant zu kleiden liebte. Ohne die Augen aufzuschlagen, ging er schnell fürbaß, bis er den Brühl erreichte.

»Wissen Sie es schon?« hörte er im Vorübergehen zu einem Andern sagen. »Es ist doch entsetzlich!«

»Also es bestätigt sich?« entgegnete der Gefragte.

»Unbedingt! Sie sind schon unterwegs. Vor dem Thore sperren Hunderte von Menschen die Straße! Es soll ein Anblick sein zum Erbarmen!«

Günther ging vorüber. Er dachte über das Gehörte nicht nach, denn sein Geist war zu sehr mit sich selbst beschäftigt. Noch ein paar hundert Schritte, und sein Fuß trat auf die Schwelle, die er jetzt lieber hätte bei Seite liegen lassen.

Er zögerte noch ein paar Secunden unter dem Thorwege, welcher nach dem Hofe führte. Dann ging er mit raschen Schritten vorwärts.

Auch hier begegnete ihm kein bekanntes Gesicht. Er stieg die wohlbekannte finstere Treppe hinaus, tastete

auf dem schmalen Vorplatze nach der Klinke, erfaßte sie zagend, und betrat den engen Gang, auf den mehrere Thüren mündeten. Sein Klopfen blieb unbeantwortet. Er wiederholte es lauter, ein- zweimal.

»Sollten sie ausgezogen sein?« fragte er sich und versuchte zu öffnen. Die Thür gab nach, denn sie war unvergeschlossen.

Das Erste, was dem Dichter in die Augen fiel, war die Wiege. Unter lautem Herzklopfen näherte er sich dieser vorsichtig. In seinen Augen glänzte doch etwas, wie Vaterfreude, und höchst wahrscheinlich hätte er ein lächelndes Kind freudig an's Herz gedrückt. Aber die Wiege war leer!

Günther sah sich erstaunt, mit einem Gefühl von Furcht um. Es kam ihm ganz unheimlich vor. Die alte Wanduhr stand still – auf dem Tische lag eine angefangene Näharbeit neben einem Kindermützchen. Ueber der einen Stuhllehne hingen Frauenkleider, und die Sammetkappe der alten Großmutter nebst den Handschuhen, mit welchen er ihr so große Freude gemacht hatte, lagen auf einem zweiten Sessel.

»Doris!« sprach er nur halblaut, doch so, daß sein Ruf wohl zu verstehen war. Er wiederholte den Namen noch einmal, aber lauter. Gleichzeitig fiel sein Blick auf das in der dunkeln Ecke des Zimmers stehende Bett. Ein bleiches, stilles Gesicht, ihm zugekehrt, sah ihn mit halb offenen Augen an.

Günther stürzte darauf zu und taumelte wieder zurück.

»Die alte Großmutter!« stammelte er, und fühlte kalten Schweiß aus allen Poren dringen. »Sie ist todt! – Sie muß erst vor Kurzem gestorben sein!«

Er zitterte so heftig, daß er sich nicht auf den Füßen zu erhalten vermochte. Wider Willen sank er neben dem Lager der Todten auf den Sessel.

»Wo Doris nur sein mag?« fragte er sich, das Auge schüchtern wieder der Verstorbenen zuwendend, deren Antlitz übrigens sanft und unendlich glücklich aussah. Er wünschte, sie wäre sogleich gekommen, und wenn sie ihn mit Vorwürfen empfangen, ihn heftig gescholten hätte, er würde ihr jetzt auch die härtesten Worte gern verziehen haben. Aber die Geliebte kam nicht! – Sie hatte die Leiche verlassen, wahrscheinlich, um Anzeige von dem Todesfalle zu machen.

»So wird es sein,« tröstete er sich. »Und weil das arme Herz so ganz allein ist, hat sie den Knaben mitgenommen!«

Günther war unschlüssig, was er thun sollte. Es drängte ihn jetzt, der so lange entbehrten Doris wieder in ihre liebeseligen Augen zu schauen. Aber die Nähe der Leiche trieb ihn fort aus der jetzt so traurig-stillen Wohnung. Das gute Kind mußte in großer Zerstreung davon gegangen sein. Das verrieth die unaufgezogene Wanduhr, das sagte ihm die ganze Unordnung des Zimmers und die Wiege, aus der offenbar das Kind in großer Hast gerissen war.

»Nein, hier bleiben kann ich nicht!« rief er nach einer Weile. »Aber Doris soll erfahren, daß ich hier war! Mein Gruß soll sie überraschen und sie trösten in ihrer Trübsal!

– Sie ist die Mutter meines Kindes und ich will sie glücklich machen, wenn ich kann, und sie mich nicht von sich stößt!«

Er stand auf, steckte das kleine, roth bebänderte Kinderdmützchen zu sich, zog seine Briefftasche hervor und setzte sich an den Tisch, um hier an die Geliebte zu schreiben.

An Doris.

»Mit Deinem Namen will ich sterben,
Mit Deinem Bilde geh' ich hin;
Und wenn ich nichts als Asche bin,
So sollst Du noch den Ruhm erwerben,
Daß mich vielmehr der Liebe Macht
Als Tod und Gruft in's Grab gebracht!«

Im Begriff, diese Verse mit seinem Namen zu unterzeichnen, vernahm Günther vor der Thür laut sprechen. Es waren Männer- und Frauenstimmen, und nach dem Aufkreischen Einzelner zu schließen, mußte sich etwas Ungewöhnliches zugetragen haben.

Jetzt stampften harte Schritte die Treppe herauf, Günther hörte das Geklirr der Klinke, steckte das beschriebene Blatt Papier schnell wieder zu sich und trat hinaus auf den Gang. Wegen der hier herrschenden Dunkelheit konnte er nur ein paar Männergestalten bemerken, die offenbar nicht heimisch im Hause waren. Er wünschte, nicht gefragt zu werden, ging leise an ihnen vorüber und erreichte den Vorplatz, ohne daß die Eindringenen ihn

erblickten. Jetzt erst riefen diese ihm nach; Günther aber eilte die Stufen hinab, ging quer über den engen Hof, und trat in den breiten zur Pforte führenden Durchgang nach der Straße.

Zu seiner Verwunderung fand er diesen mit einem Trupp murmelnder Menschen förmlich gesperrt. Draußen vor der Pforte standen andere dicht gedrängte Massen, und Kopf an Kopf blickten hundert neugierige Augen nach einem Gegenstande, der dem Dichter selbst noch verborgen blieb.

»Was kann das sein?« fragte er sich, und sein Puls stockte. Er brach sich gewaltsam Bahn und sein Aussehen kam ihm dabei zu Statten. Wer den bleichen, verlebten Mann mit dem wilden Blick in's Auge sah, wich ihm gern aus. Wer aber beschreibt sein Entsetzen, als er nun schauernd, auf einer Tragbahre liegend, Doris erblickt, die entfesselten Haare von Wasser triefend, den schlanken Leib von Wasserpflanzen und Wurzelwerk umrankt, und in ihrem Arm ruhend das entschlafene Kind – sein Kind!

»Doris!« rief er aus. »Meine Doris!« und im nächsten Augenblicke lag er neben der Entseelten auf den Knien, umschlang den feuchten, starren Körper der Geliebten mit seinen Armen, und drückte Kuß auf Kuß auf die bleichen, stillen Lippen.

Die zusammengelaufene Menge trat verstummend zurück. Der Schmerz des jungen Mannes, den Niemand kannte, war so ungeheuchelt, so heftig, daß die Mehrzahl tiefes Mitleid mit ihm fühlte.

Günther vergaß Alles um sich her. Er hatte nur noch Sinn für das Herz, das ihn so wahr und treu geliebt, und das nun aufgehört hatte zu schlagen. Er rief sie bei den zärtlichsten Namen, er klagte sich der schwersten Vergehen an und nannte sich wiederholt ihren Mörder! – Dann wieder drückte er die Leiche des Kindes an sich, öffnete ihm die bläulichen Augenlider, küßte es, und lachte wie ein Wahnsinniger. – Er sprach so unzusammenhängend, so wirr, daß Viele glaubten, er habe wirklich seinen Verstand verloren. –

Es verging einige Zeit, ehe durch polizeiliches Einschreiten die gaffende Menge zerstreut ward. Mit sanfter Gewalt nöthigte man den erschütterten jungen Mann, seinen Platz an der Leiche zu verlassen. Er ward erkannt und entfernt. Man wußte, daß er seit einiger Zeit nicht in der Stadt gewesen war, daß dem Verstörten mithin keine Schuld an dem traurigen Ende des jungen Mädchens beigelegt werden könne.

Günther widersetzte sich nicht. Er ließ sich fortführen, und als man ihn mitleidig fragte, wohin man ihn geleiten solle, nannte er die Wohnung seines Freundes. Hier erst überließ man ihn sich selbst mit der Weisung, daß er sich ungesäumt vor Gericht zu stellen habe, wenn man ihn zu sprechen und seine Aussagen in Bezug auf die Verunglückte wie über sein Verhältniß zu derselben zu vernehmen wünsche. –

Paul von Podelwitz war bereits ausgegangen, um im Interesse des Freundes thätig zu sein. Günther legte sich in dumpfem Schmerze gegen die verschlossene Thür, bis

er kraftlos zu Boden sank. Mechanisch raffte er sich wieder auf und ging fort. Es galt ihm gleich, wohin der nächste Weg ihn führe. Er besaß keinen Willen, keinen Wunsch, keine Thatkraft mehr. Einen Banditen, der ihm hinterrücks den Dolch in's Herz gestoßen hätte, würde er sterbend noch mit dankendem Munde die Hand gedrückt haben.

Nach einiger Zeit lag die geräuschvolle Stadt hinter dem Unglücklichen. Er vernahm das Geklapper einer Mühle; schnelle Wasser rauschten und hohe Baumkronen schüttelten ihr nebelfeuchtes Gezweig über seinem Haupte. Der Zufall hatte den in seinem Schmerz Versunkenen in's Rosenthal geführt.

Die frische Luft erquickte Günther. Die Schloffheit seiner Muskeln verlor sich, auch der fürchterliche Nervenschmerz, der in seinem Gehirn wühlte und ihn zu jedem Gedanken unfähig machte, ließ etwas nach. Er wagte doch wieder auf und um sich zu blicken.

Thränen feuchteten seine Wimpern, wie er einsam durch die betretenen Pfade des Waldes schritt, und mit Wehmuth gedachte er der glücklichen Stunden, die er mit Doris verlebt hatte, wenn er unter zärtlichem Liebesgeflüster Arm in Arm und Brust an Brust geschmiegt dieselben Wege mit ihr gegangen war.

»Ich muß doch den Ort noch einmal besuchen, wo ich so selig mit ihr war!« rief es in ihm, und schnell, wie er diesen Gedanken dachte, bog er seitwärts in's Gebüsch

und stand nach wenigen Minuten schon unter dem hängenden Geäst der Trauerbirke am hohen, abschüssigen Ufer der Elster.

Der zerstampfte Boden, rund umher abgerissene Streifen eines Frauengewandes und das niedergebrochene Gestrüpp am Ufer des Flusses sagten ihm, daß die arme Doris hier ihren Tod gefunden habe.

Er setzte sich an derselben Stelle nieder, wo kurz vor ihrem Tode Doris mit dem unter ihren Küssen gestorbenen Kinde geruht hatte, und auch *sein* Blick streifte jetzt die vernarbten Namenszüge in der weißlichen Rinde der Birke.

»Wie lange soll ich denn noch die Bürde dieses heillosen Lebens mit mir herumschleppen!« rief er aus, die gelben trüben Wellen betrachtend, die wenige Fuß unter ihm so schnell und verlockend murmelnd an ihm vorüberzogen. »Ein rascher Sprung und Alles ist vorüber! Meine Noth, mein Kummer, meine Angst hat ein Ende! ... Mich verfolgt, verspottet, täuscht und betrügt Niemand mehr! ... Die Frommen brauchen sich nicht weiter abzumühen, mich für ihren Himmel zuzustutzen, und den gemein soliden Seelen gebe ich fernerhin keinen Anstoß durch meinen aparten Lebenswandel! ... Was auch soll ich in der Welt, und was kann die Welt mir geben? ... Um dem Staate nützlich zu werden, bin ich zu freigesinnt und zu sehr Slave meiner Schwächen! Und um glücklich zu sein in mir selbst, umwandelt mich zu treu der Schatten meiner Vergangenheit! ... Ja, könnte ich dies hohle Gespenst verbannen in die Tiefen der Erde,

und die Stimmen zur Ruhe beten, die des Vaters Fluch in meine Träume flicht, dann – dann – könnte ich wohl noch wirken, um auch in fernen Zeiten noch zu leben!«

Er neigte schwermüthig sein Haupt und drückte die heiße Stirn fest in das kühle Moos. Die Sonne brach wärmend durch dünnes Gewölk und ihr belebender Strahl berührte auch Günther wohlthuend. Er richtete sich wieder auf und trat zu dem Stamm der Trauerbirke.

»Wenn sie ruhen, die beiden Seelen, die mein, ganz mein waren, dann will ich ihnen nachfolgen!« sprach er. »Sie werden mich ohnehin rufen, und dem Rufe der Liebe kann ich auch nach dem Tode nicht widerstehen!«

Er zog sein Messer und grub unter dem Namen Doris ein Kreuz in die Rinde der Birke, seinen eigenen Namen dasselbe Zeichen beizufügen, wollte ihm aber nicht gelingen. Die Hand zitterte ihm, so oft er ansetzte.

»Dann soll es noch nicht sein,« sprach er, steckte das Messer wieder zu sich, und ging auf weiten Umwegen, die Waldung kreuz und quer durchschweifend, nach der Stadt zurück.

Paul's Zimmer war noch immer verschlossen. Er mußte also nochmals umkehren.

»Ob er von dem Unglück wohl gehört hat?«

Blitzartig zuckte es bei diesem Gedanken auf in seiner Seele, und Alida's Bild in seiner verführerischen Lieblichkeit stand vor ihm, als wolle es ihn zu sich winken.

»Nein! Nein!« schrie er heftig laut auf. »Ich will sie nie, nie wiedersehen! Und wär' ich tausendmal frei durch den

Tod, ich darf ihr nicht mehr nahen; denn für mich Elenen hat Doris sich geopfert!«

Die Unruhe trieb Günther wieder fort. Er wandelte rastlos durch alle wenig besuchten Straßen, bis es dunkelte. Dann suchte er den Zufluchtsort früherer Gelage und mancher schmerzlichen Stunde auf, die er bald einsam, bald in Gesellschaft verlebt hatte, bis der Dämon von ihm ließ, und die Feuerflamme des Genius wieder heilend seinen Scheitel berührte.

ACHTES KAPITEL. VERSCHIEDENE ANSICHTEN.

Zu große Höflichkeit gegen Fremde konnte man Ehrenhold nicht zum Vorwurf machen. Er war sich seiner Stellung als begüterter Bürger und als ein Mann, dessen Geschäft sehr Vielen Brod und Unterhalt gab, wohl bewußt. Danach pflegte er auch Alle zu behandeln, die mit ihm zu thun hatten. Nur gegen höher Gestellte machte er aus Klugheit eine Ausnahme, weil er immer an den Vortheil dachte, den er durch Verbindung mit solchen Personen, wie durch deren Verwendung erlangen könnte.

Paul von Podewitz hatte schneller als Andere die Zuneigung des pedantisch ehrbaren Papierhändlers gewonnen. Dazu trug wohl gerade der Abstand bei, welcher sich zwischen diesem Edelmann und dessen Freunde, dem leichtsinnigen Poeten bemerkbar machte. Die angemessene Ruhe Paul's und die verständigen Gespräche, die er führte, gefielen Ehrenhold außerordentlich. Ueber Günthers Züge flatterte immer ein ganzer Schwarm von Spottvögeln und hing sich fest an jede seiner Locken, so

oft Ehrenhold mit ihm sprach, Paul dagegen hörte mit bewundernswürdiger Geduld zu, und es war nie vorgekommen, daß dieser vornehme junge Herr ihm, dem erfahrenen und an Jahren so viel älteren Manne, direct widersprochen hatte. War er je anderer Meinung, so äußerte er diese in so respectvoller und bescheidener Weise, daß man ihn deshalb nur noch lieber haben mußte.

So erklärte es sich, daß Ehrenhold mit schmerzlicher Unruhe dem versprochenen Besuche Paul's von Podewitz am Tage nach der so fatal gestörten Festlichkeit entgegen sah. Es war ihm zwar geglückt, die Gesellschaft zu beruhigen, indem er seine Zuflucht zu einer Ausrede nahm, die sehr wahrscheinlich klang. Ehrenhold wisperte nämlich den Vertrautesten mit spöttischen Lächeln zu, der fahrende Poet aus dem Lande Schlesien sei illuminirt gewesen!

Diese Behauptung fand allgemeinen Glauben, ward natürlich weiter erzählt, und gab Veranlassung zu Scherzen, die nicht immer zart vorgetragen wurden.

Alida, durch den Zuspruch ihrer Mutter wieder beruhigt, ward von dem eigenen Vater der Gesellschaft wieder zugeführt. Ihr Schreck ließ sich erklären und sie mußte es schweigend geschehen lassen, daß man den unglücklichen Mann, für den ihr Herz noch vor Kurzem so heiß geschlagen hatte, beinahe verächtlich behandelte. Es that ihr ungemein wohl, daß Louis, Christians Landsmann dies für Alida so peinliche Thema durch den Vortrag einer Phantasie beendigte, zu welcher der berühmte

Cantor ihn aufforderte. So eroberte die gestörte Gesellschaft sich ziemlich leicht wieder eine heitere Stimmung, und Alle betrachteten das wunderliche Intermezzo zuletzt als eine etwas scharfe Würze, die Gott Komus in übermüthigster Laune etwas plump in den heitern Kreis zufriedener Menschen geschleudert habe.

Früher als sonst begab sich der Papierhändler auf sein Comptoir. Er wollte seine Familie nicht wissen lassen, daß er den jungen Edelmann erwarte, noch weniger aber, aus welchem Grunde er diesem Besuche sehnlichst entgegen sah.

»Einem verzweifelten Menschen, dem der Hochmuth die Gedanken verwirret und einem Trotzkopfe, dessen Wappen zwei gekreuzte Schwerter in blauem Felde zeigt, ist Alles zuzutrauen!« sprach Ehrenhold, gar bedenklich die vollen Locken seiner großen Perrücke schüttelnd.

Um die Sorgen nicht gar zu sehr in seinem Herzen überhand nehmen zu lassen, vertiefte er sich in seine Rechnungsbücher. Darüber verging wenigstens die Zeit. Zufällig war auch gerade wenig zu thun, und jede Bestellung, die ihn sonst oft mehr, als ihm lieb war, belästigten, blieb heute aus. Endlich gegen eilf Uhr Vormittags klopfte es an sein Comptoir, und das freundliche Gesicht Paul's blickte Ehrenhold zu dessen Beruhigung lächelnd an.

»Sie sind doch vollkommen gesund, mein werther Herr von Podelwitz?« fragte er den Edelmann, ihm herzlich beide Hände schüttelnd.

»Vollkommen!« betheuerte Paul.

»Und der Andere – der – der unvorsichtige Lärmma-
cher – hat er einen wohlverdienten Schmiß – so heißen's
ja die Herren – von Dero gewandter hochadlicher Hand
wegbekommen?«

Paul beruhigte Ehrenhold auch darüber und knüpfte
daran eine längere Erzählung, welcher der Papierhänd-
ler aufmerksam, nicht aber mit Vergnügen zuhörte. Paul
verschwieg nichts Wesentliches, schonte aber seinen un-
glücklichen Freund mit tactvoller Zartheit.

»Nach diesem Allem, Herr Ehrenhold,« schloß er seine
Erzählung, »werden Sie über meinen armen Freund mil-
der urtheilen. Man kann freilich sagen, das Alles hätte
nicht vorkommen können, wenn Günther eben ein anderer
Mensch wäre, ein Mann, der sich selbst zu beherrschen
versteht und nicht jedem Windhauche sich fügt! Allein
wir müssen auch gerecht sein, Herr Ehrenhold! Wer so
oft strauchelte, selbst dann, wenn er mit den besten Vor-
sätzen einem würdigen Ziele zustrebte, der wird ängst-
lich und unsicher auch auf dem ebensten Wege, ja er fällt
vielleicht gerade darum umso leichter, weil er zu eben
ist! So wenigstens fasse ich das Unglück meines Freun-
des auf und mag ihm keine Vorwürfe mehr machen. Wir
haben uns gegen einander ausgesprochen und uns voll-
kommen versöhnt. Auch Ihnen, Herr Ehrenhold, würde
Günther die Hand ohne Groll reichen, wenn Sie nur die
Gefälligkeit haben wollten –«

»St!« fiel der Papierhändler hier ein und strich sich mit der linken Hand über die rechte, als wolle er eine bereits gefühlte Berührung gleich wieder ungeschehen machen. – Ihr adliches Wort, Herr von Podelwitz, genügt mir! So mich dieser erhabene Geist mit seinen überaus singulären Ansichten nur in Ruhe lassen und seine bläßliche Unsterblichkeitsphysiognomie mir nicht am Fenster zeigen will, bin ich vollkommen contentiret. Was selbiger extraordinärer Mensch fernerhin beginnen mag mit sich und seinen schätzbaren Gaben, das wollen wir ihm gern selbst überlassen! – Es ist sehr verständig von Ihnen, mein hochbegrüßter Herr von Podelwitz, daß Sie ebenfalls entschlossen sind, ihn seine eigenen Wege gehen zu lassen. So er ein wirklicher Zögling derer neun Musen ist, obwohl ein höchst übel gerathener, so wird er ja wohl mit der Zeit die Stiege entdecken, auf deren zerbrechlichen Sprossen er hinaufklettern kann in den Olymp, wo ja für solcherlei absonderliche Gäste stets offene Tafel unter dem Vorsitz scherzender Götter und leichtfertig schäkernder Göttinnen nach Angabe derer Gelehrten gehalten werden soll.«

Ehrenhold lächelte erhaben während dieser Erwiderung, die dem adlichen Herrn beweisen sollte, daß er, obwohl nur Papierhändler und Inhaber einer Buchdruckerei, doch einige gelehrte Kenntnisse besitze.

»Erlauben Sie nur noch,« fügte er hinzu, »daß ich Ihnen einen Wink geben darf! – Es will mich bedünken, als würden Dero hochselige Ahnen auf ihren würdigen Enkel mit Wohlwollen herabblicken, wenn selbige sähen, daß

nichts geschähe, was ihnen mißfällig erscheinen möchte! Darum, mein sehr werther junger Freund, darum –, nun darum – dero Gnaden kennen ja das Wort: mit Wölfen muß man heulen!«

»Ich verstehe Sie vollkommen, Herr Ehrenhold,« versetzte Paul, »und wie immer, dürfen Sie meines Dankes auch für diesen wohlwollenden Wink gewiß sein. Wahrscheinlich werden Sie in nicht gar langer Zeit erfahren, daß mein so oft falsch beurtheilter, zuweilen auch schwer verkannter Freund die erste Sprosse zu jener Stiege wirklich aufgefunden hat, deren oberste die Schwelle zum Eintritt in den Olymp bildet. Ich werde mir erlauben, Ihnen alsdann, Herr Ehrenhold, mit Ihrer Genehmigung, abermals meine Aufwartung zu machen.«

»Sehr obligirt, Herr von Podelwitz! Mein Haus und Alles, was Ihnen darin gefällt, steht zu Ihrer Verfügung!«

»St! Herr Ehrenhold,« fiel diesmal Paul schelmisch lächelnd dem Bürger in's Wort. »Sie verheißen mehr, als Sie halten könnten, wenn man Sie ernsthaft beim Worte nehmen wollte!«

Der Papierhändler antwortete ebenfalls durch Lächeln, das indeß Paul ungemein gefiel, da er es zu seinem Vortheil deuten zu können glaubte. –

Die Mittagsstunde war längst vorüber, als Paul, von der Unterredung mit Ehrenhold sehr befriedigt, in seine Behausung zurückkehrte. Er hoffte, den Freund alsbald wieder zu sehen, da er annahm, Günther würde es vorziehen, gemeinschaftlich mit ihm zu speisen. Es freute und

erheiterte ihn, daß er dem Dichter Beruhigendes mittheilen konnte, und gerade deshalb wünschte er, recht bald wieder mit ihm zusammen zu treffen. –

Neugierig auf den Ausgang von Günthers Zusammenkunft mit Doris, ward Paul die Zeit bald zu lang. Er wartete daher nur etwa eine halbe Stunde und machte sich dann auf den Weg, um den Freund abzuholen. Er fand es sehr begreiflich, daß diesem die Stunden im Fluge vergehen mochten; denn was hat ein Liebender nach monatelanger, verhängnißvoller Trennung von der Geliebten bei endlich erfolgendem Wiedersehen dieser nicht Alles mitzuthemen!

Voll freudiger Erwartungen schlug Paul die Richtung nach dem Brühle ein. Beim Erblicken des Thorweges fiel es ihm auf, daß Vorübergehende gewöhnlich stehen blieben und einen langen Blick nach dem Eingange warfen. Jetzt sah er, daß dieser bewacht war. Er trat rasch heran und wollte an dem Wächter vorübergehen.

»Wohnen Sie hier, mein Herr?« fragte dieser, ihn anhaltend.

»Nein, aber es wohnt hier Jemand, mit dem ich zu sprechen habe.«

Der Wächter war unhöflich genug, den Namen dieses Jemand wissen zu wollen, und Paul, der einsah, daß er sich der Nothwendigkeit fügen müsse, nannte diesen. Die Antwort des gleichmüthigen Wächters machte ihn erstarren. Er wollte eben noch ein paar hastige Fragen an denselben richten, als er seine Schulter von hinten berührt

fühlte. Schnell wendete er sich um und sah in das mildernste Gesicht des mährischen Bruders, den er in seines Veters Vorzimmer erst vor wenigen Tagen gesprochen hatte.

»Die Wege des Herrn sind wunderbar, aber er führet Alles herrlich hinaus,« sprach Evermann. »Es hat ihm gefallen, eine betrübte Seele zu sich zu rufen, um sie zu trösten mit seinem heiligen Wort und ihr zu reichen die Speise der Erquickung, die von Engels Lippen fließt! So haben wir kurzsichtigen, unvollkommenen Menschen, die wir Alle nur ein Schemen sind vor seinem Hauche, nichts mehr zu thun, als anzubeten und zu bewundern des Herren Weisheit!«

Paul wünschte nicht, daß die salbungsvolle Sprache des Herrnhuters und dessen predigender Ton bei den vielen Menschen, die an der Hofpforte vorübergingen, Aufsehen erregen möchte, auch wäre es ihm unangenehm gewesen, hätte ein lustiger Bruder Studio, deren ihm noch mehrere in der Universitätsstadt lebten, ihn im Gespräche mit dem ehrwürdigen Frommen getroffen. Er winkte deshalb Evermann, ihm zu folgen, und schritt mit ihm rasch dem nahen Thore zu.

»Sie scheinen genauer unterrichtet zu sein, als ich,« hob Paul an, »ich bitte deshalb dringend, theilen Sie mir mit, was Sie wissen! Ich höre mit Entsetzen, daß der Tod eine furchtbare Aerndte gehalten hat.«

»Ja, mein Freund,« erwiderte Evermann, »es ist gekommen der Schnitter, um zu sammeln auf einmal in die

Scheuern des Himmels drei Aehren, weil sie reif waren zur Aerndte!«

»Haben Sie oder Ihre Tochter das Mädchen gesprochen?«

»Ich habe gelegt meine Hand auf ihr müdes Herz und ihre kalte Stirn,« versetzte Evermann, »und habe genommen auch das schuldlose Kind in meinen Arm und es eingesegnet zum ewigen Schlummer, bis kommen wird der Heiland, um zu erwecken die Todten, und Gericht zu halten über Gerechte und Ungerechte! Aber man hat mich fortgewiesen von der Entseelten mit barschen Worten, und die Häscher sind gekommen und haben gedroht meiner Tochter und mir, daß wir, um nicht zu stören die Ruhe und den allgemeinen Frieden, von dannen gegangen sind mit Seufzen und Klagen!«

»Mein werther Herr,« erwiderte Paul, »Seufzen und Klagen mag dem Herrn gar angenehm sein, nur fürchte ich, in vorliegenden, höchst traurigen Falle wird damit nichts gebessert. Den Todten, von denen wir annehmen wollen, daß sie in dem Herrn gestorben sind, ist die Ruhe wohl zu gönnen. Man wird ihnen diese auch gewiß nicht entziehen. Unsere Aufgabe aber, dünkt mich, müßte es jetzt sein, dem Lebenden unsere Sorge zuzuwenden; denn ich fürchte, dieser Ueberlebende wird sich gegenwärtig in einem Zustande befinden, in welchem er des Trostes und der Hilfe wahrer Freunde bedürfen mag.«

»Der Hilfe und des Trostes bedürfen wir Alle,« gab Evermann zur Antwort, »es kommen dieselbigen aber

nicht durch Menschenhand, sondern durch die Gnade des Herrn.«

»Und weil diese Gnade so mächtig ist auch in den Schwachen,« fiel Paul ein, »wollen wir uns als Werkzeuge des Höchsten betrachten und in seinem Namen Gutes zu wirken suchen. Theilen Sie diese Ansicht, so begleiten Sie mich, denn was mich betrifft, so werde ich nicht ruhen noch rasten, bis ich den Unglücklichen aufgefunden habe, der, wie ich vermuthe, gleich uns zu spät angekommen ist, um ein verzweifelttes Herz dem Tode zu entreißen.«

»Junger Freund und Bruder,« erwiderte der Herrnhuter, »so Jemand ist ein Freund des Herrn, soll er sich beugen unter seine Macht! Was Er uns schicket, das ist wohlgethan!«

»Diese trostreiche Ueberzeugung trage auch ich in mir,« sprach Paul, »doch kann sie mich nicht abhalten, mildthätig zu sein und hilfreich. Sie kennen ja meinen armen Freund.«

»Wohl kenne ich ihn,« versetzte Evermann, einen bitenden Blick zum Himmel sendend. »Ich habe ja mit ihm gesprochen, als er ausgestreckt lag auf dem Lager des Schmerzes, und seine Seele sich krümmte vor dem Zorne des gerechten Gottes! Und ich habe meine Stimme erhoben, um ihn zu erwecken aus dem Schläfe der Finsterniß, aber er hat nur wenig auf mich gehöret! Und obwohl ich mich umgürtete mit dem Stricke der Geduld,

und demüthig blieb und ergeben dem Herrn als ein treuer Knecht, gingen meine Bitten und Warnungen doch verloren in dem Ohre des eiteln Weltkindes, und er setzte sich dahin, wo die Spötter sitzen!«

»Wenn ich Sie recht verstehe,« entgegnete Paul auf diese Auslassungen, »so sind Sie der Ansicht, es sei zweckmäßiger und dem Seelenheile meines Freundes förderlicher, wenn man ihn einstweilen seinem Schicksale überlasse.«

»Wo wir gehen und stehen, wo wir sündigen und freveln, wir sind überall in der Hand des Herrn!« sprach der Herrnhuter. »Und nähmest Du Flügel der Morgenröthe und flöhest an's äußerste Meer, so würde Dich doch seine Hand daselbst finden und seine Rechte Dich halten! Wessen Hand aber ist mächtiger, milder und liebevoller, denn die des Herrn, der da will, daß allen Sündern vergeben werde, oder jene unvollkommener Menschen, die auch sündigen können, wenn sie den Willen haben, wohl zu thun?«

Paul von Podewitz sah ein, daß es vergebliche Mühe sein würde, den einseitig gläubigen mährischen Bruder andern Sinnes machen zu wollen. So sehr er den Glauben und das unbedingte Gottvertrauen derer ehrte, die sein gräflicher Vetter in Schutz genommen hatte, so wenig konnte er Evermanns Ansicht in Bezug auf das Verhalten beipflichten, das er jetzt dem Dichter gegenüber zu beobachten habe. Nach Paul's Ansicht war es Nächstenpflicht, Günther, dessen Geist und Gemüth nur durch Liebe geheilt werden konnte, in dieser neuen und wohl

auch schwersten Prüfung beizustehen, ohne zu fragen, ob diese von Menschenhand gebotene Hilfe nach den Begriffen der Gemeinde am Hutberge Gott wohlgefällig sei oder nicht. Er brach deshalb das Gespräch ab, indem er Evermann die Hand reichte.

»Für diesmal, werther Herr,« sagte er, »trennen sich unsere Wege, ich hoffe aber, daß sie sich alsbald wieder begegnen werden. Kehren Sie nach Dresden zurück, so empfehlen Sie mich dem Grafen. Sobald die Verhältnisse es erlauben, werde ich mich demselben in Person oder brieflich nahen.«

»Ich gehe, abzuholen meine Tochter,« erwiderte Evermann, »denn ich habe sie zurückgelassen in einer Herberge, wo ich begegnete Kindern Jerobeams und Anhängern der Rotte Korah, also daß sie nicht sitzt in einer guten Herberge! Dem Herrn Grafen werde ich Bericht erstatten über diese Schickungen, mit welchen der Herr prüfet Alle, die ihm dienen und auch die, so ihn nicht bekennen. Und ist es sein Wille, so möge er segnen Ihre Schritte, von denen Sie nicht lassen wollen aus zu großer Menschenliebe. Bleiben Sie stark in seiner Gnade!«

Gebückten Hauptes, die Blicke zu Boden geheftet, verließ der Herrnhuter den Edelmann, und verlor sich bald unter den in geschäftlicher Eile zahlreich hin und wieder gehenden Menschen.

NEUNTES KAPITEL. EIN LETZTER ABSCHIED.

Blutroth ging die Sonne auf und tauchte Thürme und Dachzinnen in brennenden Purpur. Eine Anzahl schwarz

gekleideter Männer, mit wehenden Flören an ihren dreieckigen Hüten, umstanden ein breites, offenes Grab, in das sie eben zwei einfache Särge, denen aller Schmuck fehlte, versenkt hatten. Einige Frauen aus dem Volke sahen dem ernstesten Schauspiel schweigend aus der Entfernung zu, und trockneten sich mehr aus Gewohnheit, als weil es Bedürfnis war, die Augen. Als man die Erde auf die Särge zu werfen begann, sang ein schwaches Männerchor ernst, feierlich und darum ergreifend folgende Strophen:

»Unsers Lebens Wanderschaft
Gibt das Bürgerrecht im Himmel;
Wer sich an der Welt vergafft,
Kriegt für Körner Staub und Schimmel.
Alle Hoheit dieser Zeit
Ist ein Bild der Eitelkeit.

Seufzer sind der theure Zoll,
Welchen wir der Erde geben,
Unser Krug ist selten voll,
Disteln liest man von den Reben,
Thränen mischen unsern Trank,
Dornen pflastern unsern Gang.

Perlen, die wie Lilien blühn,
Sind der Speichel wilder Fluthen,
Laßt den blitzenden Rubin
Aus der Fürsten Scheitel bluten,

Ihre Würde zeigt doch
Des gekrönten Knechtes Joch.

Meine Sehnsucht brennt vor Lust,
Brief und Abschied einzufodern,
Und die schmerzenvolle Brust
Wünscht im Grabe zu vermodern;
Denn die niemals schlafen gehn,
Können niemals auferstehn.

Auf, bestürzter Geist, zu Gott,
Der krönt dich mit Salems Schätzen;
Jesus selbst will durch den Tod
Deiner Last den Grenzstein setzen.
Gib dem, was Dich traurig macht,
Nun auf ewig, gute Nacht!«

Als dieser Gesang verhallt war, zerstreute sich die ernste Versammlung, nur zwei Männer verweilten noch so lange an dem Grabe, bis die aufgehäufte Erde einen niedrigen Hügel darüber bildete. Dann folgten auch sie den Vorausgegangenen. Es war Paul von Podelwitz und Christian Günther.

»Dein Entschluß steht demnach unabänderlich fest?« fragte Paul den sehr ernst gewordenen Dichter, der soeben seiner Geliebten und deren Großmutter das letzte Geleit gegeben hatte. »Ich wiederhole nochmals mein Anerbieten. Es kommt mir von Herzen und Du genirst mich in keiner Weise. Du theilst mit mir, was ich besitze; Du

bleibst völlig unabhängig, bist ganz Dein eigener Herr, und hast Freiheit, zu gehen, wenn es Dir beliebt oder es Dir bei mir nicht mehr behagt! Die Natur würde Dir zusagen, die Gegend in ihrem romantischen Zauber Dich erheitern, erquicken und zu neuen geistigen Schöpfungen anregen. Und endlich hättest Du an mir doch einen Menschen, dem Du jederzeit sagen kannst, wie es Dir ums Herz ist. Also begleite mich auf mein Tusculum, und hilf mir den selbst gebauten Kohl essen, bis für mich, wie für Dich auf meinen Aeckern auch Weintrauben reifen!«

»Du meinst es gut, Paul, ich zweifle nicht, aber ich kann und will dieser Lockung nicht nachgeben,« versetzte Günther. »Verlange nicht, daß ich mich des Weiteren darüber ausspreche und meine Weigerung begründe. Du kennst mich zur Genüge, um zu wissen, daß ich eigensinnig bin. Eine Zeitlang – und das ist noch nicht lange her – war ich nachgiebig und that, was Andere von mir verlangten. Wie herrlich dieser Eingriff fremder Kräfte mein Schicksal geformt hat, das sagt Dir ein Blick auf jenen Grabhügel! – Diese Einmischung Fremder hat den Baum der Hoffnung, der nie ohne ganz neue Schößlinge dastand, völlig entblättert. Ich habe keine Hoffnung mehr und auch kein Bedürfnis, mich nach irgend einem neuen Keime derselben umzusehen. – Das Grablied, das ich Doris gedichtet habe, spricht meine Herzensmeinung und den Wunsch aus, den ich in mir trage, seit ich die Todte zum letzten Male umarmte. Ja, Freund, es ist so:

Meine Sehnsucht brennt vor Lust,
Brief und Abschied einzufodern,
Und die schmerzsvolle Brust
Wünscht im Grabe zu vermodern!«

»Ich begreife Deine Niedergeschlagenheit vollkommen,« sagte Paul, »und ich würde Dich weniger achten, wenn dieser Schlag sich anders bei Dir äußerte. Wir sollen uns aber von der Traurigkeit eben so wenig ganz übermannen lassen, als es zu billigen ist, wenn wir in zu großer Schwäche Knechte unserer Leidenschaften werden. Du hast dem gerechten Schmerz, der Dich augenblicklich verzehrt, Worte geliehen, aber ich kann Dich mit Deinen eigenen Aussprüchen schlagen.«

»Schwerlich,« erwiderte Günther trüb lächelnd. »Du müßttest denn einem in aufgeregter Stimmung entstandenen lustigen Gedichte den Vorzug geben vor diesen Perlen, die ich der Muschel meines kranken Herzens entnommen habe.«

»Nicht doch,« erwiderte Paul. »Auch Dein Trost und Beruhigungswort verbirgt sich in einem Deiner geistlichen Lieder.«

»Dann hab' ich es vergessen!«

»Eben deshalb will ich es in Deinem Gedächtnisse, Dir selbst zum Trost, wieder auffrischen. Es heißt darin:

»Vor dem Winter blüht kein Mai,
Ohne Kummer keine Freude;
Die Gelassenheit macht frei,
Und erquickt uns nach dem Leide,

Wie der Regen und der West
Dürre Saaten wachsen läßt.

Unser Leben bringt's so mit,
Abends Gram und Morgens Lachen.
Der, so gestern schmerzlich litt,
Kann sich heute lustig machen.
Wird nicht jeder Wunsch erfüllt.
G'nug, wenn nur der beste gilt!

Daß der beste gelten muß,
Kann Vernunft und Schrift beweisen;
Darum will ich stets den Schluß
Meines höchsten Vaters preisen,
Der bei Allem, was er schickt,
Auf der Kinder Wohlsein blickt!

Thoren mehren sich die Last
Durch ein unruhvolles Sehnen;
Wer den Hoffnungsanker faßt,
Der lacht allzeit auch durch Thränen.
Und erlangt durch Meer und Nord
Ohne Fluch den Segensport.

Zürnt der Neid mit meiner Lust,
Dieses laß ich mich nicht irren;
Meine stets vergnügte Brust
Soll kein heimlich Weh verwirren.

Und so heißt's auch jederzeit:
Fröhlich in der Traurigkeit!«

»Wenn man das so nett vortragen hört, klingt es ganz leidlich,« versetzte Günther. »Ich muß wohl so empfunden haben, sonst hätte ich die von Dir citirten Worte gewißlich nicht niedergeschrieben. Allein inzwischen bin ich ein Anderer geworden. Die Zeit hat sich verändert und in meinem Kopfe sitzt der Tod und mäht mit seiner scharfen Sichel all' die alt gewordenen Gedanken unbarmherzig nieder, um sie rechtzeitig zu bestatten. Das Trostlied, das Du mir so warm empfiehlst, hat für mich weder Werth, noch enthält es Wahrheit. Damals war Doris noch nicht ertrunken, und mich drückte nicht die Schuld des Verhängnisses, das mit kaltem Finger auf mich deutet und spricht: Der ist es, der das arme Geschöpf mit sammt seinem Kinde in's Wasser jagte oder unbewußt hineinfallen ließ.«

»Blicke vorwärts, Christian!« rief ihm Paul ermutigend zu. »Du bist aus großen Bedrängnissen hervorgegangen, Du hast den Kelch der Leiden bis auf den Grund geschlürft, aber Du lebst noch und lebst voller Geisteskraft! Das ist auch etwas, mein Freund! Das könnte mich beinahe veranlassen, es mit meinem gräflichen Vetter und dessen frommen Anhängern Gnade zu nennen!«

»Nenne es, wie Du willst,« versetzte Christian, »nur weise mich nicht mehr auf Deinen neuen Apostel hin! Es geht mir wie den starrsinnigen Juden alten orientalischen Schlages. Ich will lieber in meinem irrhümlichen

Glauben zu Grunde gehen, als auf eine neue Manier selig werden! – Was kann mir auch nach den gehabten Verlusten noch Großes passiren! Die Eltern habe ich verloren, meine zuverlässigste Geliebte – oder rechtmäßige Braut, wenn Du das lieber hörst – liegt sechs Fuß tief unter der Erde, von wahren Freunden bist Du allein mir geblieben! Welt und Publikum haben mich aufgegeben, weil ich ihnen nicht zu rechter Zeit Schmeicheleien sagte. Es ist mit hin nichts an mir gelegen. Ich will wandern, wie der verfluchte Ahasver, ohne Rast und Ruh,

Bis die Kräfte sich verschrein,
Und dann soll ein Grab von Laube
Milder als die Gottheit sein!

»Sieh, Freund, so hat man doch Nutzen von sich selbst. Man citirt sich als Autorität und schlägt stolz den Mantel eigener Gelehrsamkeit um seine Schultern. Das hat auch etwas für sich.«

Die Freunde hatten während dieses Gespräches die Stadt wieder betreten.

»Wohin gedenkst Du zuerst zu gehen?« fragte Paul den völlig resignirten Dichter.

»Dies, wie alles Uebrige, will ich dem Zufall überlassen,« antwortete Günther. »Seine Führung ist für Geister meiner Art doch die beste. Damit Du aber doch weißt, in welcher Himmelsgegend Du mich demnächst zu vermuthen hast, vermelde ich Dir, daß ich mein Bündel aus dem Halleschen Thore tragen will. Dahinaus führt die Straße nach Wittenberg, und es wäre doch möglich, daß

ich Lust bekäme, mir diese weltberühmte Universität, wo Doctor Luther den gescheidten Einfall bekam, dem Papst seinen bequemen Fußschemel zu verrücken, noch einmal zu besehen. Ich habe dort viel frohe Stunden verlebt und leider auch den Grund zu meinem nachherigen Unglücke gelegt. Aber wir Menschen sind nun einmal wunderliche Käuze. Die Stelle, wo wir fielen und uns die Nase blutig stießen oder ein Bein brachen, müssen wir uns nachher regelmäßig ganz genau betrachten. Und am Ende finde ich dort noch ein oder das andere bemoos'te Haupt, das mich mit offenen Armen aufnimmt. Das gibt dann Stoff zu Mittheilungen; man spricht sich aus, erheitert sich gegenseitig und gewinnt wenigstens zeitweilig jene Fröhlichkeit in der Traurigkeit, die ich Deiner Meinung nach so christlich schön besungen habe.«

»Du erlaubst doch, daß ich Dir bis vor das Thor das Geleit gebe?« fragte Paul.

»Du warst schon oft mein Stab, warum solltest Du nicht auch jetzt beim Beginn meiner Wanderschaft als fahrender Sänger von Apollos Gnaden mein Stecken sein?«

Paul zog den Dichter mit sich in's Haus. Während dieser sein Wanderbündel schnürte, kramte der Edelmann in Papieren, packte einige derselben zusammen und zählte dann seine Baarschaft, die er zur Hälfte dem Freunde aufnöthigte.

»Ohne Widerrede, Du nimmst dies Viaticum!« sprach er ernst. »Es ist mein Wille, meinen Kopf auch einmal eigensinnig aufzusetzen! Und hier, diese Papiere gehören

Dir ebenfalls. Es sind Deine ersten jovialen Briefe, die Du mir schriebst, als wir uns kennen lernten, und Dein göttliches Trinklied, das die halbe Universität toll machte. Sieh sie Dir an, wenn die böse Laune über Dich kommt, und ich hoffe, Du wirst in herzliches Lachen ausbrechen über Deinen eigenen, von Dir selbst längst vergessenen Humor. Wohin ich gehe, das weißt Du. Es ist also Deine Schuld ganz allein, wenn Du den Weg zu mir nicht findest. Und so Du rufest, werde ich Dich hören!«

Günther war schweigsam geworden. Die Freunde flochten ihre Hände lange fest in einander. Endlich riß sich der Dichter rasch los.

»Der Boden brennt mir unter den Füßen,« sprach er. »Ich muß fort, sonst ziehen mich die Geister, die hier umgehen, in ihre magischen Kreise!«

Die Sonne schien warm und die Lerchen schmetterten heitere Jubellieder in die blaue Luft, als Günther zum letzten Male dem Freunde die Hand zum Abschiede drückte.

»Wenn Du nichts von mir hörst, so denke, daß es mir wohl geht,« sprach er. »Die Philister behalten in ihrer ehrlichen Beschränktheit doch Recht. Diejenigen, von denen Keiner spricht, die Niemand kennt, weder im Guten noch im Schlimmen, die sind immer die Glücklichen!«

»Nicht aber die Größten!« fiel Paul ein. »Die Großen waren nur selten in diesem philisterhaften Sinne glücklich. Oder beneidest Du den braven Ehrenhold um seine Häuser und um seine Lettern?«

Günthers Auge flammte in heiligem Feuer.

»Um seine Lettern, ja, wenn der Geist ihnen die bleiernen Körper beseelt! Leb' wohl, Paul, und grüße Die, die ich nicht nennen darf!«

Paul breitete die Hände nach dem Forteilenden aus, als wolle er dessen Schatten noch einmal erfassen. Er blieb stehen und sah ihm nach, bis eine Biegung der Straße ihm seine Gestalt entzog.

Einige Tage später verließ auch der junge Edelmann die Universitätsstadt, um sich vorerst auf sein kleines Erbgut in der Lausitz für kurze Zeit zurückzuziehen.

ZEHNTES KAPITEL. DURCH'S LOOS ERWÄHLT.

Es war ein heißer Junitag. Ueber dem Grenzgebirge lag jener weiche bläuliche Duft, der dem Auge so wohl thut und eine zauberische Anziehungskraft für jedes poetische Gemüth besitzt. Die Nadelwaldungen hauchten harzige Düfte aus, und um alle Blumenkelche summten honigsammelnde Bienen.

Aus dem Waldthale heraus stieg eine Anzahl junger Mädchen mit Blumen in den Händen, Andere folgten mit frisch gebrochenem Eichenlaub. Am Saume des Eulenhölzes, das hier mit einzeln stehenden Häusern besetzt war, sammelte sich die kleine Schaar und schritt dann, paarweis geordnet, höchst ehrbar einem noch ziemlich unfertigen Gebäude zu, das auf freiem, kaum geebnetem Platze lag, und von frisch gepflanzter, nur spärlich sproßender Buchenhecke umgeben war. Vor diesem Hause standen junge und ältere Männer in ernster Haltung und schienen auf Jemand zu warten. Als die Mädchen diesen

Männern sichtbar wurden, gingen einige der Jüngeren ihnen entgegen, um Blumen und Eichenlaub aus ihren Händen in Empfang zu nehmen.

»Lasset uns jetzt fleißig sein ohn' Unterlaß,« sprach Einer derselben, »damit der Eingang zum Bethause schon geschmückt ist, wenn Seine gräfliche Gnaden mit seinen Begleitern morgen die Stätte besucht, die der Herr uns angewiesen hat.«

Wir befinden uns in dem neu begründeten Brüderorte Herrnhut. Die rastlose Thätigkeit der mährischen Exulanten, durch rührige Zuzügler zu einigen Hunderten angewachsen, hatte dem hoch gelegenen Landstriche am südlichen Abhange des Hutberges bereits eilte ganz andere Gestalt gegeben. Der dichte Tannenwald war ringsum völlig ausgerodet. Man hatte Straßen abgesteckt, hie und da auch ein kleines Haus aus Backsteinen aufgeführt und mit weit schimmernder Schindelbedachung belegt. Gärten in grüner Umfriedigung gaben der schnell wachsenden Ansiedlung ein ungemein friedliches Aussehen. Obwohl es schwer halten mußte, das steinige Erdreich in fruchtragendes Land zu verwandeln, und Dornen und Disteln, die es dicht bedeckten, zu entfernen, war dies den arbeitsamen Colonisten doch größtentheils schon gelungen. Jedes Haus lag in sauberer Abgeschlossenheit, so daß die ganze Ansiedlung den wohlthuendsten Eindruck machte.

Es war jetzt gerade ein Jahr verflossen seit Fällung des ersten Baumes, und da in dieser Zeit die Colonie sichtlich sich vergrößert hatte, und offenbar die Hand des Herrn

segnend und schützend auf ihr ruhte, wollte die glückliche Gemeinde den ersten Jahrestag ihrer Begründung feierlich begehen. Zu diesem Behufe schmückte man sowohl die fertigen, wie die noch im Bau begriffenen Häuser, und namentlich verwandte man große Sorgfalt auf die Bekränzung des dereinstigen Bethauses, das gegenwärtig freilich nur eine verlorene Bretterbude ersetzen mußte.

Graf Zinzendorf, den sein Amt längere Zeit in der Residenz festgehalten hatte, obwohl er sich den ihm obliegenden Geschäften nur ungern hingab und dieselben mit Absicht ziemlich lässig besorgte, hatte den Brüdern die feste Zusicherung gegeben, diesen Tag in ihrer Mitte zu verleben. Auch seine einflußreichen Freunde, die ihm behilflich waren, der Colonie immer neue Geldmittel zu verschaffen, erwarteten die Ansiedler, und Jeder beeiferte sich nach Kräften, ihnen in den sehr bescheiden eingerichteten Wohnungen Unterkommen zu bereiten.

Waren die Brüder unermüdlich thätig gewesen, um den Ort, wo sie sich niedergelassen, wohnlich zu machen, so hatte der Graf seinerseits noch Größeres gethan, indem er der neuen Gemeinde überall Freunde zu erwecken suchte. Er gönnte sich keine Erholung, um nur ja durch Saumseligkeit keine Schuld auf sich zu laden. So war es ihm gelungen, schon jetzt Viele für seine Pläne zu begeistern. Die Brüdergemeinde zählte eine Menge eifriger Anhänger nicht bloß in deutschen, sondern auch

in außerdeutschen Ländern. Die Verbindungen des Grafen erstreckten sich über die Niederlande, über Frankreich und England. In der Schweiz nahm man den wärmsten Antheil an seinen Bestrebungen, ja sogar über den transatlantischen Ocean war die Kunde von der Colonie am Hutberge gedrungen, und die Grundsätze ihrer Begründer hatten dort in gleichdenkenden Seelen viel verheißende Wurzeln geschlagen. Die geistige Milde Zinzendorf's, verbunden mit einem feinen Takt, dem Ergebniß seiner eigenthümlichen Erziehung, befähigten ihn wie Keinem auch ursprünglich Andersdenkende zu sich herüberzuziehen. So gewann die großartige Toleranz, die er übte, ihm nah und fern die ergebensten Freunde, und es konnte nicht fehlen, daß die Unabhängigeren derselben der Einladung des Grafen, seine Colonie und deren Einrichtung sich anzusehen, am Jahrestage ihrer Gründung nicht unbenutzt lassen würden.

Woldemar von Raschau war unter den Eingeladenen einer der Ersten. Noch konnte er sich den wirklichen Brüdern nicht beizählen, im Herzen aber gehörte er zu ihnen. Es bedurfte nur einer nochmaligen Zusammenkunft mit Zinzendorf, um diesen eifrigen Mann als Gemeindeglied aufzunehmen. Woldemars Fähigkeiten hatte der Graf sehr bald erkannt. Er benutzte sie aus der Ferne, indem er das Interesse desselben stets lebendig zu erhalten wußte. Seine Briefe an den schlesischen Edelmann enthielten stets Aufträge in Form von Bitten, und Woldemar wurde durch jeden solchen Brief dergestalt gefesselt und

für die Ideen des Grafen eingenommen, daß er selbst seine eigenen Angelegenheiten den Aufträgen des Grafen, die er für ungleich wichtiger hielt, hintansetzte.

Es kam aber noch ein anderer Grund dazu, um Woldemar von seinem abgelegenen Edelsitze nach der Colonie am Hutberge zu locken. Das Unglück seines Landsmannes, der so lange mit ihm unter einem Dache gelebt, an einem Tische mit ihm gegessen hatte, nagte an Woldemar's Herzen, als habe es ihn persönlich getroffen. Zinzendorf hatte den traurigen Vorgang in einem seiner Briefe nur beiläufig erwähnt, ohne sich ausführlicher darüber auszusprechen. Der Gutsbesitzer glaubte zwischen den Zeilen des Grafen Vieles herauszulesen, was in dem Briefe selbst nicht stand, er konnte aber nicht dahinter kommen, ob der Grund zu diesen behutsam gehaltenen Andeutungen in einer tieferen Abneigung des frommen Mannes gegen die Person des Dichters oder in einer von den Umständen gebotenen Zurückhaltung zu suchen sei.

Von dem offenen Paul erfuhr er mehr, als ihm lieb war. Der Brief des Cameralisten machte auf Woldemar einen höchst peinlichen Eindruck. Es kamen Aeüßerungen vor, die einen starken Beigeschmack von Lebensüberdruß hatten. Aus Allem ging hervor, daß Günthers treuester Freund und größter Verehrer den Dichter für einen dem Schicksal rettungslos Verfallenen hielt. Paul verhehlte Woldemar nichts; er berichtete offen und ehrlich, was

vorgefallen war, seitdem er Günther wiedergesehen hatte. Er schilderte mit lebhaften Farben die schweren Stunden, welche er mit dem ohne Halt in der Welt umher schwankenden Freunde durchleben mußte, aber bei all dieser Ehrlichkeit hielt er doch zurück mit einem Endurtheil. Es blieb Woldemar überlassen, sich dies Urtheil schließlich selbst zu bilden, und es wollte dem Gutsbesitzer scheinen, als sei Paul nicht abgeneigt, einen Theil der Schuld an Günthers Unglück entweder direct seinem gräflichen Vetter oder doch dessen Vertrauten zuzuwälzen.

Diese getrübtten Verhältnisse klar zu durchschauen, war für Woldemar Wunsch und Bedürfniß zugleich. Er konnte den Gedanken nicht ertragen, daß Paul auch nur entfernt gegen einen Mann oder dessen Freunde Groll hegen könne, den er persönlich hoch verehrte. Darum kam die Einladung Zinzendorf's, dem ersten Jahrestage der Gründung des Brüderortes beizuwohnen, recht zu gelegener Zeit. Er schrieb Paul, daß er ihn wiedersehen, ihn sprechen werde, und er ließ den Wunsch in seinem Briefe durchblicken, es möge dies Wiedersehen am Hutberge stattfinden.

Von schönstem Wetter begünstigt, brach der festliche Tag an. Eine große Anzahl Neugieriger strömte schon am frühen Morgen der hoch gelegenen Ansiedlung zu, deren helle Schindeldächer stundenweit in dem bergreichen Lande sichtbar waren. Die Anhänger der Brüdergemeinde trieb ihr Herz zu dieser Wallfahrt, Gleichgültigere der Wunsch, die seltsamen Menschen kennen zu

lernen, von denen so widersprechende Urtheile im Lande verbreitet waren. Eigentlich Böses konnte man den stillen, schlichten Leuten nicht nachsagen, aber schon, daß man sie als Kopfhänger verschrie, die aus Gott weiß welchen Gründen ein heiliges Wesen offen zur Schau trügen, empfahl sie bei Vielen nicht. Das bevorstehende Fest war jedenfalls geeignet, sich über ihr Wollen und Streben ein unbefangenes Urtheil zu bilden; denn es mußte sich dabei zeigen, ob der Geist, welcher diese Colonisten be-seelte, in der That ein evangelischer sei oder ob er einer unreinen Quelle entspringe.

Woldemar von Raschau traf am Vorabende des Festes ein. Er hatte die Reise zu Pferde und ohne Begleitung eines Dieners gemacht. Es war nicht möglich für einen neuen Ankömmling, in dem kleinen, eben noch im Entstehen begriffenen Orte auch nur kurze Zeit verborgen zu bleiben. Das Princip der Brüder, auf ihrer Ansiedlung keine Vergnügungsorte zu dulden, nöthigte sie doch, für eine Localität Sorge zu tragen, in welcher Fremde ein Unterkommen finden konnten. So entstand das Gemeindegasthaus, wie man später die einzige Gastwirthschaft nannte, die man Behufs der Unterbringung Fremder, welche in der Ansiedlung zu thun hatten und in geschäftlichem Verkehre mit den Brüdern standen, einrichtete. Es war dies, wie noch Vieles in der Colonie, nur ein provisorisches Etablissement, eine Herberge nach apostolischem Zuschnitt. Aller Comfort war von demselben, selbst nach apostolischen Begriffen, ausgeschlossen. So einfach, so nur den allerunentbehrlichsten Bedürfnissen genügend

mochten in der ersten Zeit des Christenthums auch die Herbergen gewesen sein, in denen die das Evangelium predigenden Jünger des Herrn einkehrten.

Von Weitem schon gewahrte Woldemar von Raschau beim Austritt aus dem Walde zwischen den zerstreuten, mit lebendigen Hecken umfriedigten, Wohnhäusern diesen Zusammenkunftsort der Fremden. Hier empfingen die würdigsten Brüder bekannte und unbekante Freunde, um ihnen Wohnungen anzuweisen oder sonst für ihre Bedürfnisse zu sorgen. Denn wer in der Colonie nächtigen wollte, um am nächsten Tage als Gast der Gemeinde dem Feste beizuwohnen, war auch in der That ein Gast der Brüder. Die Gemeinde nahm von Niemand Bezahlung, weder für Speise noch für Trank, nur mußte sich Jedermann mit dem Gerüchten begnügen und sich der Ordnung unterwerfen, die sich die Brüder selbst gegeben hatten.

Woldemar war noch nicht vom Pferde gestiegen, als Evermann schon aus der Reihe der Männer hervortrat, die sich inmitten des Platzes neben der improvisirten Herberge versammelt hatten. Die Begrüßung war gegenseitig eine herzliche. Der Gutsbesitzer aus Schlesien gewahrte unter den übrigen Männern ein paar bekannte Gesichter, die ihm mit würdevollem Ernst die Hand reichten. Da stand der alte, derbe David, der vor einem Jahre die blanke Axt so rüstig schwang, und dort ein paar Schritte entfernt lehnten die Gebrüder Neisser an der rohgezimmerten Planke. Auch diese Männer schritten jetzt auf den Edelmann zu und nannten ihn Bruder.

– Wie wunderbar hatte sich doch sein Leben gestaltet innerhalb eines einzigen Jahres!

Es blieb indeß Woldemar keine Zeit, über die eigenthümlichen Wandelungen, die in seinem eigenen Innern vorgegangen waren, lange nachzudenken. Evermann zog ihn fort in seine Behausung, wo die freundliche Hanna mit jungfräulicher Schüchternheit dem gern gesehenen Gaste schon unter der Thür entgegentrat. –

In der stillen Colonie herrschte schon längst tiefe Ruhe, die Lichter in den Häusern, wo man deren überhaupt angezündet hatte, waren beim Abrufen der zehnten Stunde ausgelöscht worden, Evermann aber saß noch neben Woldemar auf selbst gezimmerter Holzbank. Die Fenster standen offen, und vom nahen Walde herein wehte ein würziger Duft. Der Mond schien hell und spendete den Sprechenden Licht genug, um sich in's Auge schauen zu können.

Der mährische Bruder hatte ein sehr langes Gespräch mit dem Edelmanne geführt, ein Gespräch über wichtige Angelegenheiten der Gemeinde und über persönliche Verhältnisse. Auch des armen Mannes hatten die Freunde, die sich jetzt Brüder nannten und die Hände fest in einander flochten, gedacht, der seit einigen Monaten gänzlich verschollen war.

»Er wird dennoch nicht verloren gehen,« sprach Evermann tröstend, als Woldemar von Raschau seine Bedenken über das Verschwinden Günthers äußerte. »Wen der Herr so schweren Prüfungen unterwirft, den will er nicht verlassen, sondern halten und erretten aus den Stricken

des Irrthums! Wir werden ihn wiedersehen am Tage der Gnade als einen Bekehrten.«

»Oder als einen Sterbenden!« fügte Woldemar hinzu.

»Dann wollen wir des Herrn Willen loben, denn wen er rufet, der kann nicht mehr straucheln noch sündigen!«

Woldemar fühlte kein Bedürfniß, dies für ihn peinigende Thema weiter zu besprechen. Er hoffte auf sein Zusammentreffen mit Paul, den er halb und halb erwartete.

»Ihr bemerktet vorhin,« fiel er dem strengen Bruder ablenkend in's Wort, »daß Euere Tochter sich lange Zeit schwer bekümmert habe, weil sie die Braut des Armen nicht mehr am Leben traf.«

»So sagte ich,« versetzte Evermann, »aber sie ist in sich gegangen, nachdem sie erkannte, daß ihre Traurigkeit dem Herrn nicht wohlgefällig sein könne. Seitdem ist sie fröhlich im Geiste und des Rufes gewärtig, der an sie ergehen dürfte durch den Mund Gottes.«

»Wie ich über diesen Ruf denke, habe ich Euch zu erkennen gegeben, Evermann,« sagte Woldemar. »Behaltet meine Worte in einem feinen Herzen und vergesst nicht, daß das Glück meiner Zukunft davon abhängen dürfte!«

»Lieber Bruder im Herrn,« erwiderte Evermann, »so wir nur bleiben in der Gnade, werden wir glücklich sein immerdar! Wartet bis Morgen! Unser großmüthiger Freund und Beschützer soll meine Frage hören, und die Antwort seines Mundes soll meines Willens Leitstern sein!«

Mit diesem Versprechen wünschte der mährische Bruder dem Freiherrn gute Nacht und geleitete ihn in die

schmucklose Kammer, wo eine mit reinem Lacken überbreitete Streu als Nachtlager seiner wartete.

Bei Tagesanbruch ward es lebhaft in dem entstehenden Brüderorte. Während der Nacht noch war Graf von Zinzendorf, begleitet von seinen intimsten und einflußreichsten Freunden, in der Colonie angekommen. Er hatte das zuerst errichtete Haus der Ansiedelung, das dürftigste von allen, bezogen. Um diese einfache Balkenwohnung, die heute mit Eichengewinden umgürtet war und fast einer Laubhütte glich, entfaltete sich jetzt ein reiches Leben. Die Brüder versäumten nicht, alle ihren großmüthigen Freund zu bewillkommen, und die Fremden aus der Umgegend, größtentheils Bewohner der nächstgelegenen Dörfer, waren begierig, den Mann wenigstens von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, der so viel von sich reden machte, und dessen werkwürdiger Ausdauer es gelungen war, mitten unter den Angriffen scharfer Gegner und beißender Spötter über sein Thun, der Gründer eines neuen Ortes und einer Gemeinde von Gläubigen zu werden.

Außer den ersten Ansiedlern mit ihren Frauen und Töchtern befanden sich in des Grafen nächster Umgebung sein Freund Baron Walleville, Pastor Rothe und ein paar ausgezeichnete Fremde aus der Schweiz und den Niederlanden. Diese hatte der Graf brieflich zu dem zu begehenden Feste eingeladen; denn es war sein Wunsch, nach abgehaltenem Dankgottesdienste sich

über die großen Zwecke auszusprechen, die er im Geiste trug, und zu deren Erreichung die Glaubenseifrigsten der Brüder und Schwestern ihm behilflich sein sollten. Dem Liebesmahle sollte sich eine erste Loosung anschließen und mit dieser der Grundstein gelegt werden zu dem großen Bau der evangelischen Mission, die möglichst bald wirksam in's Leben zu rufen, Zinzendorfs heißester Wunsch war.

Zu dieser Schaar Auserwählter geleitete jetzt Evermann auch den Freiherrn von Raschau. Der Graf umarmte den Gutsbesitzer und gab ihm den Bruderkuß.

»Der Herr hat Sie uns zugeführt in seiner Gnade,« sprach er, »möge sein Geist ewig bleiben in Ihnen!«

Die durchdringend helle Stimme einer Glocke, die auf leicht gezimmertem Gerüft im Freien unsern des Breterbaues hing, wo man nach dem Wunsche der Aeltesten das künftige Bethaus errichten wollte, lud jetzt die Brüder und Schwestern nebst den angekommenen Gästen zum Gottesdienste. Der Saal, wenn man das schmucklose Innere dieses Gebäudes so nennen durfte, war geräumig genug, um die Zahl der eigentlichen Colonisten nebst ihren Anhängern zu fassen. Da aber den Vorstehern der neuen Gemeinde sehr viel daran lag, ihrer Gottesverehrung die größte Oeffentlichkeit zu geben, damit auch die Gegner wie die Zweifelnden Einsicht in das Wesen ihrer Religionsübungen erhielten, ward Jedermann ohne Ansehen der Person der Eintritt in das Bethaus gestattet, so weit der Raum dies erlaubte. Thüren und Fenster blieben

übrigens geöffnet, und so hatten auch die draußen Bleibenden hinlänglich Gelegenheit zu sehen, was drinnen vorging. Ohne jegliche Ostentation eröffnete Pastor Rothe die Feierlichkeit durch ein längeres Gebet, worauf eine Cantate gesungen ward, deren Anfang der Graf zuvor mit gottbegeisterter Stimme vorlas. Gedichtet war diese Cantate auf die Geburt Christi, und man hatte sie ihrer schwungvollen Gedanken wegen zur Einweihung des festlichen Tages geeignet gehalten, weil ja durch die Begründung der Colonie den vertriebenen und verfolgten Brüdern hier in Herrnhut der Heiland gleichsam auf's Neue geboren worden und als Erlöser erschienen war.

Woldemar fühlte ein beruhigendes Gefühl seine Seele durchströmen, als er die Worte vernahm, die der fromme Graf so ausdrucksvoll und begeistert der kleinen Gemeinde zurief. Er kannte den Dichter und sein Herz sagte ihm, daß er sich unnützen Befürchtungen hingegeben habe. Ein Mann, so frei von allem Vorurtheil, der die That ansah und immer nur nach dem Vollbringen alle Menschen beurtheilte, mit denen er in Berührung kam, gab auch den von groben Fehlern Behafteten, von traurigen Irrthümern Besessenen nicht auf, so lange er noch den Lebenden angehörte.

Der Graf las, denn ein Solosänger, der die Arie eigentlich hätte vertragen sollen, fehlte der Gemeinde, und ein Componist für die trefflichen Worte hatte sich auch noch nicht gefunden:

»Wenn, ihr Sünder, weint vor Freuden!
Jauchzt, ihr Völker, kommt, ihr Heiden!
Betet euern Leitstern an!
Kommt! Hier scheint er in dem Stalle;
Kommt! Hier zeigt er nach dem Falle,
Was uns wieder heben kann!«

Die ganze Gemeinde wiederholte unisono laut jeden einzelnen Vers, woraus einer der Aeltesten das Recitativ vortrug:

»Gott wird ein Mensch?
Das läugnet die Vernunft,
Das faßt allein der Glaube.
Die Unschuld eilt zur Wiederkunft,
Und bringt, wie Noä Taube,
Das Zeichen der verlass'nen Sündfluth mit;
Die Schlange fühlt, was ihr den Kopf zertritt.
Es ist des keuschen Weibes Samen,
Vor dessen Namen
Der Tod erschrickt,
Die Hölle bebet,
Und alle Völker dieser Erden
Erlöst und selig werden.
Gott wird ein Mensch,
Gott läßt sich wiegen,
Gott kleidet sich in unser Fleisch und Blut!
O Botschaft, voll Vergnügen!
So seht und hört, wie Liebe Wunder thut! . . .
O, schöne Post voll Wunderwerke!

Nun findet die Verzweiflung Rath,
Nun flieht die Missethat,
Nun blüht das Heil der Frommen,
Nun werden die Verfolgten aufgenommen,
Nun wird das schmerzliche Verlangen
Von Simeon mit Armen aufgesungen,
Nun stirbt der Tod, nun sind wir frei,
Und sieh, so ist nun Alles, Alles neu!«

An diesen letzten Gedanken, daß Alles neu sei, knüpfte der Graf seine Betrachtungen über das Fest, welches die Gemeinde feierte. Seine Rede ergriff Alle, die Mitglieder der Gemeinde, wie die zuhörenden Fremden, und gewann der Colonie neue bedeutende Anhänger. Am Schlusse derselben übergab er die Ansiedlung und ihre Bewohner ausdrücklich dem Herrn und legte ihr feierlich den Namen ›*Herrnhut*‹ bei. Die Grenzen des Ortes wurden nach allen vier Himmelsgegenden zum ersten Male an diesem Tage mit Tafeln bezeichnet, welche diesen Namen trugen.

Ein allgemeines Liebesmahl vereinigte nach beendigtem Dankgottesdienste die Gemeinde, wie alle Fremden, welche daran Theil nehmen wollten. Gezwungen ward Niemand. Wer es vorzog, dem Mahle fern zu bleiben, erhielt auf Kosten der Gemeinde Speise und Trank im Gemeindelögis, nur Spirituosen wurden Niemand gereicht. Als Dessert erhielt jeder Gast ein geschnittenes Brod, ein Backwerk, das die Ansiedler aus Mähren mitgebracht hatten, und das bald überall hin verbreitet und später

auch in andern Orten, wo die Brüder neue Gemeinden gründeten, auf gleiche Weise gebacken ward.

Am Schlusse des feierlichen Tages traten die Aeltesten in Davids Hause wieder zusammen, und hier war es, wo der Graf die großen Ideen seinen Freunden und Gleichgesinnten auseinandersetzte, welche die Grundlage der Mission bildeten, und schon wenige Jahre später die ersten evangelischen Apostel zu den Völkern Afrika's, Americas und Asiens ausschickte. Diejenigen, die zu solcher Mission sich vorzugsweise berufen hielten, reichten sich in dieser Versammlung die Hände und empfangen den Segen von der Hand des Grafen. Dann ließen sie das Loos entscheiden, wer zuerst unter die Heiden gehen sollte, damit nicht der Wille des irrenden Menschen, sondern allein der Heiland durch die Gnade das Werk heilige und fördere. Solche Loosung ward den unverheiratheten Brüdern wie Schwestern gestattet.

Begeistert durch die ergreifende Feier und des Grafen entzündende Rede gesellte sich auch Woldemar den Loosenden zu. Sein Herz schlug höher, als er unter den Schwestern, welche ebenfalls zu loosen beehrten, Hanna Evermann erblickte. Die Augen Beider begegneten sich, aber sie sprachen sich weder, noch reichten sie sich die Hände. Evermann nur zog am Schlusse der Versammlung den jungen Edelmann an sich, nannte ihn Bruder, und sprach, ihm die Hand drückend:

»Der Herr will es. Sein Name sei gepriesen, ich aber spreche: Amen!«

EILFTES KAPITEL. WIEDERSEHN ZWEIER FREUNDE.

Lange hatte Woldemar Raschau sich mit der Hoffnung getragen, Paul werde dem Drange seines Herzens nicht widerstehen können, und wenn auch nicht angelockt von dem Feste, doch dem Freunde zu Liebe in der Colonie am Hutberge einkehren. Diese Hoffnung jedoch trog den Freiherrn. Es ward Abend, die Sonne sank hinter die dunkel violetten Berge, die Fremden zogen heim in ihre Dörfer, über dem Brüderorte lag wieder die tiefe Ruhe eines heiligen Friedens. Paul blieb aus. Hatte Woldemar von Raschau, das neue Gemeindemitglied die Absicht, den Jugendfreund noch zu sprechen, so mußte er ihn auf seinem kleinen Erbsitze aufsuchen. Diesen Plan führte der schlesische Freiherr schon am andern Tage aus. Die halbe Nacht verlebte er noch in anregenden Gesprächen mit Zinzendorf, dessen Geistesverwandten und den Aeltesten der Ansiedler. Es kam dabei Manches zur Sprache, was Woldemar die gewonnenen religiösen Ueberzeugungen nur noch theurer machte. Er gelobte dem Grafen mit Hand und Mund, daß er ein eifriger Bekenner seiner Lehren sein und bleiben wolle, daß ihn, ergehe dereinst der Ruf an ihn, nichts abhalten werde, diesem zu folgen, wohin er ihn auch führen möge.

Spät erst brachte Woldemar das Gespräch auf Günther. Der Graf hörte dem neuen Bruder mit jener liebevollen Aufmerksamkeit zu, die ihm so leicht die Herzen gewann. Dann sprach er sich offen über den unglücklichen Dichter aus, indem er Woldemar in festem Zusammenhange

mittheilte, wie eigene Schuld und fremde Verlockung ein Werk vollbracht hätten, worüber nur die Bewohner der Hölle frohlocken könnten. Der Graf gab übrigens dem Edelmann die Versicherung, daß Günthers Schicksal ihn noch immer beschäftige, eine directe Einmischung aber gestatte ihm sein Glaube und seine Ansicht von den Fügungen, welche der Herr über seine Kinder verhänge, nicht. Dies sei der Grund, weshalb er nur beobachtend den Lebensspuren des talentvollen Mannes nachgehe.

Woldemar befriedigten diese Mittheilungen nicht. Er bemühte sich, dem Grafen die Geschicke Günthers von einer andern Seite darzustellen, um dessen Wohlwollen diesem wieder mehr zuzuwenden. Aber auch dies wollte dem Freiherrn nicht gelingen. Der Graf blieb freundlich, aber kühl.

»Ich würde gegen meine eigene bessere Ueberzeugung freveln, lieber Bruder,« sagte er, »wenn ich anders handelte. Ein Mensch, der sich selbst verläßt, indem er Vernunft, Moral und Sitte unter die Füße tritt, sündigt gegen den heiligen Geist. Solche Sünder rettet nur der Herr durch seine Gnade, nicht das belehrende, warnende oder strafende Wort schwacher Menschen. Mein Gebet empfiehlt ihn dieser Gnade täglich, und wenn Gebet und Fürbitte Segen bringen, wird derselbe in lindernden Tropfen auch auf die Stirn dieses Irrenden träufeln.«

Die geistige Erhebung, welche die Festfeier für Woldemar von Raschau gehabt hatte, wurde einigermaßen

abgeschwächt durch diese letzten Aeufferungen Zinzendorf's, und der Freiherr verließ die Colonie mit sehr gemischten Empfindungen. Der Weg durch die herrliche Gegend, die prächtigen Aussichten, die sich bald durch Waldlücken auf malerisch gelegene Dörfer oder auf die schönen Formen des Gebirges nach allen Seiten hin eröffneten, übten eine wohlthuende Wirkung auf den einsamen Reiter. Erheitert und hoffnungsfroh hielt er gegen Mittag sein Roß am Fuße des waldigen Hügels an, auf dessen breitem Rücken der alte Hof Paul's von Podelwitz lag. In tiefer Waldschlucht strömte ein wasserreicher Bach, der nach starken Regengüssen schnell zu einem reißenden Flusse answoll, über ein Bett, das aus zahllosen großen und kleinen Granitblöcken bestand. Dem Hofe gegenüber aus schwarzem Tannicht sahen verwitterte, epheumspinnene Trümmer einer alten Mauer, die in früheren Jahrhunderten wahrscheinlich in ihrer unzugänglichen Höhe wegelagernden Raubrittern als Burg gedient hatte.

Auf diesem Hofe, den das Volk Rittergut nannte, lebte jetzt Paul, trieb vorläufig Oekonomie, inspicirte seinen Forst, der schönes Nutzholz lieferte, leider aber äußerst wenig Wildprett besaß, und bereitete sich vor auf Uebernahme eines Staatsamtes, dem seine Kenntnisse gewachsen waren.

Woldemar sah den Jugendfreund am Fenster des thurmartigen Ausbaues stehen, der nach Süden an das Herrenhaus gleichsam angeklebt war.

»Gott Lob, er ist daheim!« sprach er. »So habe ich doch nicht umsonst einen weiten Umweg gemacht.«

»Willkommen auf dem zerfallenden Sitze meiner Ahnen!« rief Paul ihm zu, den Freund mit Herzlichkeit empfangend. »Zürne mir nicht, daß ich Deine Einladung unberücksichtigt ließ! Ich wußte, daß mein Ausbleiben Dich zu mir führen würde, und ich bin so egoistisch gesinnt, mir diese Kenntniß Deines Herzens zu Nutze zu machen. Hier sind wir ganz unter uns und haben Zeit, gemüthlich zu plaudern. Aber Du siehst ja merkwürdig ernsthaft aus!« unterbrach er sich. »Hat Dich die Festlichkeit, deren Zeuge Du warst, so angegriffen oder gedachtet Du mit sentimentaler Rührung unseres vorjährigen Abenteuers im Eulenhölze, das uns mit jenen merkwürdigen Männern zum ersten Male zusammenführte?«

Woldemar folgte dem Freunde in's Herrenhaus, und bald saßen hier Beide einander gegenüber in einem halbrunden Gemach, aus dessen Fenstern man die schwarze Waldung, die tiefe Schlucht und den schäumenden Bach überblicken konnte, der seine raschen Wellen über das Granitgetrümmer rollte.

»Ich habe Dir viel zu erzählen,« sagte Woldemar, »denn seit wir uns zuletzt verließen, und das sind nun bereits volle eilf Monate her, ist in und um mich so viel vorgegangen, daß ich es kaum zu fassen vermag.«

Paul seufzte.

»Ach ja,« versetzte er, »Du hast Recht! Es war ein ereignißreiches, ein bildendes Jahr! Ich wünschte wohl, daß das nächste mir weniger scharf zusetzte!«

»Und dennoch haben wir alle Ursache, mit unserm Schicksale zufrieden zu sein,« bemerkte Woldemar. »Nicht Alle dürfen sich gleichen Glückes rühmen! Ich kenne Personen, die nur mit Entsetzen rückwärts zu blicken wagen.«

Paul verstand den Freund. Er sah ihn ernst an und erwiderte:

»Seit ich ihm die Hand schüttelte und Lebewohl sagte, habe ich nichts mehr von ihm gehört.«

»Er ist also völlig verschollen?«

»Nach Wittenberg hat er sich nicht gewendet,« antwortete Paul. »Von dort habe ich erst neulich Nachricht erhalten. Oberflächliche Bekannte, reisende Kaufleute sahen ihn zuletzt in Halle. Du erräthst aber nicht, wo?«

»Doch hoffentlich in Gesellschaft gewesener akademischer Bürger?«

»Nein, Freund! Sie trafen ihn unter ganz anderen Leuten, unter höchst originellen Menschen. Halloren waren seine Begleiter.«

»Halloren?«

»Wie ich Dir sage! Er schien sich unter diesen Naturkindern ganz wohl zu fühlen, dutzte sie, trank und sang mit ihnen und – lebte von ihrer Mildthätigkeit! Er soll aber sehr übel aussehen.«

»Der Gram nagt an seinem Herzen.«

»Gram, Kummer, Reue, Trotz und geistiger Hochmuth – sie alle mögen dazu beitragen, seine Kräfte aufzureiben. Meine Gewährsmänner erzählten mir, daß er an der

Brust zu leiden scheine. Er mußte oft Minuten lang dergestalt husten, daß er sich kaum auf den Füßen halten konnte.«

»Sollte sich denn gar nichts für ihn thun lassen?« fragte Woldemar. »Man wäre es doch eigentlich dem Genius schuldig, der in dieser entweihten Hülle seine Wohnung hat.«

»Es könnte dies nur geschehen, wenn Christian keine Ahnung davon hätte,« versetzte Paul. »Seit dem Unglückstage in Dresden, seit Doris ihm verloren ist, *will* er zu Grunde gehen. Ich konnte das aus all seinen Aeußerungen errathen. Aber er will enden, wie er gelebt hat, originell, genial, ein Aergerniß für ehrbare Philister!«

»Der Bedauernswerthe!« sagte Woldemar. »Wenn er wüßte, wie seine Mutter um ihn gelitten hat, wie sein Name noch auf ihren Lippen schwebte, als schon der Tod seine Schleier über ihr Antlitz gebreitet hielt!«

»Günthers Mutter ist gestorben?« rief Paul überrascht aus.

»Wir begruben sie wenige Tage vor meiner Abreise,« versetzte Woldemar. »Man darf wohl sagen, sie sei an gebrochenem Herzen gestorben. Gewissermaßen bin ich selbst nicht ganz frei von Schuld an ihren geistigen Leiden; denn ich vor Allen war es, der ihre Hoffnungen nährte, als die Nachrichten so vielversprechend lauteten. Sie begann neu aufzuleben, sie sonnte sich in dem heitern Gedanken, ihr Sohn werde doch noch zu Glück und Ehre kommen, und der Vater selbst werde ihm die Hand entgegenstrecken und sagen: Komme zurück zu mir! Hier

an meinem Herzen ist Dein Platz! – Da ereilten mich Deine Briefe und die Lamentationen des Grafen! – Der Doctor drang in mich – ich wich aus. Christian's Mutter, Böses ahnend, eilte zu Brumser, dessen Sohn sie in Leipzig wußte. Louis hatte dem Vater geschrieben, was er selbst mit erlebt! – Mit schnellen Fragen entriß sie dem Stadtpfeifer die ganze schreckliche Wahrheit, und bewußtlos brachte man die Arme zurück in ihre Wohnung! – Seitdem erholte sie sich nicht wieder. Eine Art schleichendes Fieber hielt sie im Zimmer fest. Der Doctor verstummte; er hat den Namen seines Sohnes nie wieder über seine Lippen gebracht. Auch seine Kräfte sind gebrochen. Ob er sich vielleicht selbst mit Vorwürfen quält seiner Strenge wegen, wer weiß es! Brumser meidet er, weil er fürchtet, der rücksichtslose Mann könne verletzendes Fragen an ihn richten.«

»Das sind böse Neuigkeiten, bester Woldemar,« erwiderte Paul. »Wahrlich, ich weiß nicht, ob ich jetzt noch wünschen soll, daß ich Christian's Aufenthaltsort ausfindig mache!«

»War es Deine Absicht, ihn zu suchen?«

»Es ist ein Abkommen unter uns, daß wir einander aufsuchen sollen, wenn der Eine oder Andere es für gut hält,« sagte Paul. »Rufen wird mich Christian nicht, wenn die Kaufleute die Wahrheit berichtet haben. Daß ich ihn suche, kann er nicht hindern, und wenn es mir gelingt, ihn zu finden, wird er schwerlich das Herz haben, mich von sich zu stoßen. Ich habe keine Ruhe mehr hier in dieser ländlichen Zurückgezogenheit, und außerdem bin ich

es auch mir selbst schuldig, daß ich wieder in die Welt trete. Ich bin nämlich gewillt, mir ein Amt zu erringen und sobald ich durch dasselbe eine gesellschaftliche Stellung gewonnen habe, zu – nun, meinetwegen lache mich aus – zu heirathen.«

»Also auch Du?« rief Woldemar aus.

»Schwebte vielleicht ein gleiches Geständniß auf Deinen Lippen?«

»Du kannst es errathen haben,« sagte Woldemar lächelnd. »Nur fürcht' ich, wenn ich den Namen meiner Auserwählten nenne, schiltst Du mich ernsthaft aus.«

»Das wäre doch wohl das erste Mal, seit wir uns kennen.«

»Meine vom Himmel mir bestimmte Braut ist bürgerlicher Herkunft.«

»Und das sagst Du mit so bedenklicher Miene? So zurückhaltend? Auch meine Braut hat keinen Stammbaum aufzuweisen.«

»Gott Lob!« rief Woldemar erleichtert aus. »Mit diesem Geständniß beruhigst Du mich; ich sehe, daß unsere Neigungen sich eben so nahe begegnen, wie unsere Ansichten. Der Name Deiner Braut?«

»Du mußt sie durch Günther kennen. Alida Ehrenhold hat sich entschlossen, meine bescheidene Werbung mit einem verschämten Ja zu beantworten!«

Woldemar sah sinnend vor sich hin.

»Und was wird Günther dazu sagen?« sprach er zaudernd.

»Traue mir so viel Redlichkeit zu, Freund,« erwiderte Paul, »daß ich nicht auf unerlaubte Weise ihm eine Geliebte abspänstig gemacht habe. Christian verzichtete auf Alida's Besitz, ehe ich wußte, ob es mir gelingen würde, das Herz dieses Mädchens zu gewinnen, das in erster freudiger Aufwallung den Liedern eines Dichters, nicht dem Dichter selbst feurig entgegenschlug. Vor wenigen Tagen erst erhielt ich Alida's Jawort, und sobald ich die Aussicht auf eine baldige Anstellung in der Tasche habe, soll die Verlobung gefeiert werden. Ich erlaube mir, Dich dazu einzuladen.«

Auf Woldemar's Antlitz glänzte ein seltsames Lächeln.

»Wenn mich Herr Ehrenhold nur auch gern sieht unter seinen Gästen,« sagte er. »Nach Allem, was mir Günther von diesem wackern Manne erzählt hat, würde ich schwerlich so glücklich sein, ihm zu gefallen. Er liebt die Poeten nicht – das weißt Du gewiß besser als ich, für die geistig Stillen aber, fürcht' ich, wird er auch keinen Sinn haben.«

»Nennst Du Dich geistig still und ich habe Dich doch nie anders als geistig belebt gekannt?« sagte Paul.

»Bester Freund,« versetzte Woldemar, »daß ich dennoch still geworden bin, daran bist Du zum Theil mit Schuld. Dein Vetter, der Graf, hat in mir einen gelehrigen Schüler gefunden. Ich that nichts dazu, ihn kennen zu lernen; ich ließ ganz allein den Zufall walten. Dieser Zufall verwandelte sich für mich in ein unabwendbares Schicksal. Das Loos, das gleichsam aus Himmels Höhen auf mich herabflatterte, ward mein Leitstern, dem ich

folgte, und seit gestern zähle ich mich den Brüdern zu, die am Hutberge ihr Bethaus erbauen.«

»Wirklich, Woldemar?« rief Paul von Podelwitz aus. »Du bist mit Leib und Seele, mit Geist und Herz Herrnhuter geworden?«

»Entziehe mir deshalb nicht Deine Freundschaft,« fuhr Woldemar von Raschau fort. »Nicht ich habe es gewollt, es war ein Höherer, der mich leitete. Du weißt aber noch nicht Alles. Dein Vetter beabsichtigt, sobald die Gemeinde am Hutberge mehr erstarkt sein wird und sich selbst die nöthigen Gesetze gegeben hat, evangelische Missionäre auszusenden unter die Ungläubigen, und so in Christi Sinne das große Bekehrungs- und Erlösungswerk fortzusetzen, das sein göttlicher Mund seinen Jüngern predigte und zur Pflicht machte. Und auch dazu hat das Loos des Herrn mich und meine Braut auserwählt!«

»Verkenne mich nicht,« versetzte Paul, »wenn ich jetzt ganz so frage, wie Du vorhin mich gefragt hast: was wird Freund Günther dazu sagen?«

Woldemars Augen leuchteten in mildem Glanze.

»Als Dichter würde er mich begreifen,« sagte er, »selbst dann, wenn der frivole Geist, dessen Einflüsterungen er nur zu oft williger sein Ohr leiht als der göttlichen Stimme seines Genius, über meinen Entschluß die ätzende Lauge seines Spottes ausgießen sollte. Dichter und Apostel sind Zwillingsbrüder. Der Eine entnimmt die Farben zu seinen Geistesschöpfungen der Sonnengluth, der Andere wählt den sanfteren Glanz der mild leuchtenden

Sterne, die Nachts über seinem Scheitel still ihre geheimnißvollen Bahnen durch den Weltraum wandeln.«

Paul umarmte den Freund.

»Und Deine Braut?« fragte er. »Kenne ich sie?«

»Wie ich die Deine durch den Mund des Dichters! Hanna Evermann ist es, die Retterin des im Schnee Verirrten!«

»Du zwingst mich, mit dem Psalmisten auszurufen: die Wege des Herrn sind unerforschlich!« sagte Paul. »Aber weißt Du was?« fuhr er fort. »Mir steht es besser an, dem Weltlichen mich anzuschließen. Hielt ich mich fest an die Schleppe meines gräflichen Veters, so könnte das bei Vielen die Vermuthung erwecken, ich beabsichtige durch ihn Carrière zu machen, selbst gegen meine bessere Ueberzeugung. Das aber soll mir Keiner nachsagen! So will ich denn ein Weltkind bleiben in aller Ehrbarkeit, während Du den Wanderstab des Apostels ergreifen magst, um im Sinn und Geist eines Apostels das Evangelium zu predigen unter allerlei Volk diesseits und jenseits des Oceans!«

So brachte der Anschluß Woldemar's an die Brüdergemeinde keinen Bruch oder Riß in die bewährte Freundschaft. Paul's Toleranz wußte zu rechter Zeit zu schweigen, wenn die strengere Lebensansicht des Bekehrten mit seiner eigenen Meinung in Widerspruch gerieth. Außerdem gab es so Vieles durchzusprechen und zu beraten, daß nur beiläufig die religiöse Frage berührt ward.

Schnell vergingen so den Freunden ein paar Tage. Paul machte Ausflüge mit Woldemar in das nahe Gebirge, um

diesem die anziehendsten Punkte zu zeigen, und als der Freiherr erklärte, er könne nicht länger weilen, war auch Paul bereit, aufzubrechen.

»Bis Herrnhut begleite ich Dich,« sprach er. »Dann magst Du ostwärts ziehen oder Deiner zukünftigen Frau Missionärin in die tiefen Augen schauen, um Dein Herz zu erquicken, ich will nordwärts pilgern und zusehen, ob ich unsern Verschollenen finde, ehe er der Welt für immer Ade sagt.«

Woldemar pflichtete diesem Vorschlage bei, und Ende Juni stiegen die Freunde zu Pferde und schlugen romantische Richtwege durch Flur und Wald, über Hügel und durch Thalsenkungen ein, um die Hochebene am Hutberge zu gewinnen. Vor dem im Entstehen begriffenen Brüderorte hielt Paul sein Roß an.

»Hier laß uns scheiden,« sprach er. »Ich möchte dem guten Evermann nicht gern begegnen, da ich gerade jetzt nicht in der Stimmung bin, seinen Worten gläubig zuzuhören. Grüß' ihn und Deine Hanna, und fehle nicht, wenn ich Dir Tag und Stunde melde, wo Alida sich mir verloben wird.«

Woldemar wiederholte seine Zusage und bog nach dem Orte ein, Paul aber gab seinem Thiere die Sporen, daß es sich bäumte, und dann in sausendem Galopp zwischen wogenden Kornfeldern der dunklen Waldhöhe des Todten entgegenflog.

ZWÖLFTES KAPITEL. DEM ENDE NAHE.

Am Fuße des Giebichenstein, nahe dem Ufer der Saale, lag ein viel besuchtes Wirthshaus. Es verkehrte daselbst allerlei Volk, besonders aber die Kleinbürger aus Halle. Bisweilen ward auch eine Hochzeit in dem freundlich gelegenen Hause gefeiert, oder herumziehende Künstler gaben hier ihre billigen Schaustellungen. Das originelle Völkchen der Halloren fand sich ebenfalls häufig ein, besonders wenn solche Schaustellungen neugierige Gaffer von Stadt und Land anlockten. Von solchen Schaulustigen wußten besonders die Hallorenknaben durch ihre staunenswerthen Kunststücke zu profitiren. Diese nämlich forderten jeden Fremden auf, ein kleines Geldstück in die vorüberfließende Saale zu schleudern, und so oft solcher Aufforderung Folge geleistet ward, stürzten die krausköpfigen Buben kopfüber der versinkenden Münze nach, verschwanden spurlos in den trüben Wellen, tauchten aber alsbald wieder auf, das gefundene Geld zwischen den Lippen haltend. Die staunende Menge klatschte bewundernd Beifall, und die kleinen industriellen Taucher durften natürlich die so gefundene Münze als ihr rechtmäßig erworbenes Eigenthum behalten.

In diesem Wirthshause wohnte seit einigen Tagen ein Fremder, der jedem andern daselbst Einkehrenden auffallen mußte. Er verhielt sich zwar still, mied allen Umgang und fiel mithin Niemand beschwerlich, aber sein

Aussehen wie sein Gebahren, wenn er sich unbeobachtet glaubte, mußte selbst wenig Achtsamen seltsam vorkommen. Schon bei Ankunft dieses wunderlichen Gastes waren dem Wirthe Bedenken aufgestiegen, und er hatte ihn nicht eben freundlich begrüßt. Da er aber keine Ansprüche erhob und sich gegen Erlegung der geforderten Summe auf ein paar Wochen völlig einmietete, konnte der Besitzer des Wirthshauses nicht unhöflich sein. Er gab dem Fremden also die gewünschte Herberge und hatte keine Ursache, seinen Entschluß zu bereuen.

Der offenbar sehr kränkliche Mann, der überaus dürftig gekleidet ging und ohne alles Gepäck eingetreten war, saß bei schönem Wetter stundenlang am Ufer der Saale, und starrte unverwandten Blickes in das Wasser. Dann wieder sprang er auf, sprach laut für sich, gesticulirte heftig, und ging dabei am Ufer auf und nieder. Regnete es, so zog er sich in den entlegentsten Winkel des Gastzimmers zurück und schrieb hier ohne aufzusehen. Speise genoß er nur wenig, dagegen dankte er dem Wirthe sehr freundlich, wenn er ihm unaufgefordert den rasch geleerten irdenen Krug wieder mit schäumendem Biere füllte.

Mit den Halloren war dieser Fremdling sehr vertraut. Mit ihnen sprach und trank er gern, und wenn sie aufgeregert wurden, declamirte er ihnen unter lebhaften Gebärden Verse vor, die seine Zuhörer wohl eben so wenig wie der kopfschüttelnde Wirth verstehen mochten.

Was der Fremde eigentlich vorhabe, das machte Allen, die ihn sahen, schweres Kopfzerbrechen. Er war menschenscheu und doch leicht vertraut mit stockfremdem

Volk. Gerade zu ganz Fremden, zu Leuten niedern Standes hielt er sich am liebsten, und wenn sie für ihn bezahlen mochten, wehrte er es ihnen nicht. Der Wirth kam daher auf den Gedanken, er möge wohl einen heruntergekommenen, vielleicht relegirten Studenten beherbergen, dem alle Mittel ausgegangen seien und der nun hier so lange das Leben hinzufristen beabsichtige, bis von irgend einer Seite ihm Hülfe komme. Aus dieser traurigen Lage erklärte er sich auch das hinfällige, verkümmerte Aussehen des noch jungen Mannes.

Ende Juli, nach beinahe vierzehntägigem Verweilen desselben, fragte der Postbote den Wirth nach einem Manne Namens Günther. Dieser wollte, da er einen solchen nicht kannte, den Boten schon abweisen, als er seines sonderbaren Gastes gedachte und denselben aufsuchte. Er fand ihn wie gewöhnlich am Ufer des Flusses laut declamirend auf- und abgehend. Sein Auge glänzte, als der Wirth mit der Frage, ob er sich Günther nenne, an ihn herantrat.

»Endlich!« rief er aus und seine Brust hob sich. »Der Brief ist an mich gerichtet!«

Er folgte dem Wirthe, um das Schreiben in Empfang zu nehmen. Hastig brach er das Siegel, um die Zeilen zu überstiegen. Es war von Louis Brumser und lautete:

»Mein lieber Herr Landsmann!

Es kann Ihnen nicht entgangen sein, daß ich an Ihrem Schicksale innigen Antheil genommen habe. Schon als wir uns an der Grenze Schlesiens zufällig begegneten, und mein Vater in seiner eigenthümlichen Weise sich

mit Ihnen unterhielt, hätte ich lebensgern mich Ihrer angenommen und Ihren Wunsch, daß ich in Ihrer Gesellschaft weiter reisen möge, erfüllt. Daß es nicht geschah, lag nicht an mir. Und wie ich Sie dann unerwartet wieder sah, da machte Ihr Anblick mich recht glücklich! – Mein lieber Herr Günther, Sie machen mich stolz durch das Vertrauen, das Sie mir schenken. Aber ich bin ja nur ein Lehrling in der Kunst und vom Leben versteh' ich noch gar nichts. Wie könnte ich Ihnen Vorschriften machen oder Rathschläge geben! – Ihr liebes Schreiben habe ich aber gar spät erhalten, denn ich war nicht in Leipzig, und da ist es mir erst nachgeschickt worden. Der Herr Cantor hat mir nämlich erlaubt, der Einladung einiger Freunde zu folgen, und darum sitze ich jetzt hier in Jena, wo es mir wunderbar gefällt. Die Gegend erinnert mich an unsere Heimath, wenn auch das hohe Gebirge mit seinen schönen blauen Kuppen hier fehlt. Aber es geht mir gut, und ich habe schon ein paar Mal spielen müssen und beklatscht bin ich tüchtig worden. Die Studenten sind hier sehr lustig und nennen mich alle Du, und ich muß mit ihnen Lichtenhainer Bier trinken. Sie sagen mir, ich müßte, wenn ich länger in Jena bliebe, Herzog von Lichtenhain werden, was ich nicht recht einsehe, wie sie's meinen. – Nun möchte ich Sie aber doch recht schön bitten, lieber Herr Günther, kommen Sie doch nach Jena! Wenn Sie das thun, dann ist es gleich vorüber bei Ihnen mit aller Noth, und Sie brauchen Niemand weiter ein gutes Wort zu geben, was Sie doch nicht gern thun, das weiß ich; denn dazu sind Sie zu stolz! – Herr Ehrenhold ist auch

gar so wunderbar, aber seine Mamsell Tochter ist ein Engel. Sie hat Thränen vergossen mehrmals, wenn ihr Vater so sprach, wie man eigentlich über Abwesende nicht sprechen sollte, wenn man ein guter Christ sein will. – Kommen Sie nur hierher, Herr Günther! Da wird es Ihnen gefallen, und ein ganz neues Leben fangen Sie da gewiß auch an. Die Herren Studenten sind ganz verliebt in Ihre Lieder! Sie werden Alle mit Ihnen schmolliren, und wenn Sie wirklich das Recht haben, einen zum Herzog zu machen, so kriegen Sie das Herzogthum gewiß – dafür will ich reden und geigen und Orgel spielen dazu! – Sie dürfen aber nicht lange warten, denn meine Zeit ist bald um! – Denjenigen Studenten, die mich gern mögen, habe ich's gesagt, daß ich an Sie schreibe. Ich soll Sie grüßen und Sie sollen nur kommen! – Vor den Kosten braucht Ihnen nicht bange zu sein. Wer hier nichts hat, für den wird gesorgt, wenn er nur ein munterer Kerl ist. Die Munterkeit aber, denk' ich, findet sich auch bei Ihnen wieder ein, wenn Sie frohe Menschen sehen und Alle Sie lieb haben.

»Auch Ihr Brustschmerz wird sich verlieren, denn die Luft ist hier gar gesund. Kommen Sie nur recht bald! Wir wollen alsdann das Uebrige noch besprechen, denn im Schreiben bin ich kein solcher Meister wie Sie. Bis auf Wiedersehen

Ihr treuer Landsmann und Freund

Louis Brumser.«

Von diesem ungekünstelten Briefe war Günther entzückt. Es war ihm unsäglich trüb ergangen seit seiner

Abreise aus Leipzig, Die heftigen Gemüthsaufreregungen der letzten Wochen äußerten jetzt erst ihre Wirkungen. Noch ehe er das erste Nachtquartier erreichte, fühlte er sich ernsthaft unwohl. Der dumpfe Schmerz in der Brust, der ihn mit furchtbarer Heftigkeit schon an Doris Leiche befiel, stellte sich jetzt mit solcher Stärke ein, daß er sich kaum fortschleppen konnte, und als er endlich spät Abends eine Herberge an der Landstraße erreichte, stellte sich heftiger Bluthusten ein. Dennoch schleppte er sich am nächsten Morgen weiter. Er wollte durchaus nach Wittenberg. Dort, meinte er, werde das Glück ihm lächeln, denn dort hatte er, trotz vieler unangenehmer Erlebnisse, doch die ersten Erfolge als Dichter errungen.

Die Gebrechlichkeit seines Körpers zwang Günther, sein Vorhaben aufzugeben. In einem obskuren Dorfe packte ihn die Krankheit. Sein Bewußtsein schwand, er phantasirte, und als er nach einigen Stunden wieder für kurze Zeit zu sich kam, befand er sich im Armenhause! Er mußte froh sein, daß man sich überhaupt seiner annahm. Deshalb schwieg er hartnäckig, fügte sich in Alles und wanderte, als er nach einigen Wochen genesen zu sein glaubte, mit fast ganz erschöpften Mitteln wieder weiter.

Zerstreut, wie er war, und gegen Welt und Menschen erbittert, ging er auf gut Glück, wohin seine Füße ihn trugen. So kam er nach Halle. Ein Hallorenjunge redete ihn zuerst an und erbot sich zum Führer. Günther folgte ihm, Andere gesellten sich zu ihnen, und dieser Zufall

machte Günther mit einigen Halloren bekannt, die sich des Mittellosen annahmen.

In Gesellschaft und im Umgange mit diesem originellen Völkchen befand sich Günther ganz leidlich. Das Leben derselben sagte ihm zu; denn es war für ihn neu und stumpfte nicht ab durch seichte Regelmäßigkeit. Er machte sich den gutherzigen Menschen nützlich, indem er Briefe für sie schrieb, wofür ihm wieder unentgeltlich Speise und Trank gereicht ward. Lange jedoch ließ eine solche Lebensweise sich doch nicht fortsetzen. Ward man des unnützen Kostgängers überdrüssig, so war er gänzlichem Mangel preisgegeben.

Günther erinnerte sich nun zwar der Aufforderung Paul's, eine unüberwindliche Scheu aber hielt ihn ab, dem Freunde abermals als Bittender zu nahen. Da gedachte er des jungen Brumser. Louis war gutmüthig; daß er auch theilnehmend sei, hatte er in den Augen des jungen Menschen gelesen. Der von so Vielen geschätzte kleine Virtuose wußte es möglicherweise zu vermitteln, daß ihm zu Liebe irgend ein Mäcen sich auch eines Landsmannes annehme, und so wandte er sich an Louis, indem er diesem erzählte, wie er durch ein hartes Krankenlager augenblicklich dem Mangel ausgesetzt sei und Niemand habe, der sich seiner in so großer Noth erbarme!

Die Antwort des jungen Brumser erfüllte Günther mit neuer Hoffnung. Der gute Mensch konnte wirklich Recht haben. Das fröhliche Jena, wo die studentische Jugend mehr wie anderwärts den Ton angab und eine lustige

Herrschaft übte, war ein Ort, wo sich's leicht und ungestört leben ließ. Dort kannte man ihn überdies nur als Poet, seine Schwächen und Fehler als Mensch waren jenen Kreisen sicherlich fremd geblieben.

Günther durfte keine Zeit verlieren. Der Aufbruch ward ihm in keiner Weise schwer, denn er besaß weder Gut noch Geld. Einen Beschluß fassen und ihn ausführen war das Werk weniger Augenblicke.

»Ich reise,« sagte er zu dem Inhaber des Wirthshauses, »und sollte später Jemand nach mir fragen, so bin ich nicht hier gewesen!«

Der Wirth versprach, nach dieser Anweisung seine Antworten einzurichten. Es lag ihm wenig an dem curiosen Gaste, und da er ihm keine Zeche schuldete, ließ er ihn gern ziehen.

Zwei Tage später betrat Christian Günther die Universitätsstadt an der Saale als müder Wanderer mit klopfendem Herzen, aber voll träumerischer Erwartungen. Louis Brumser empfing den Landsmann mit offenen Armen und stellte ihn noch am Abend dieses Tages seinen Freunden vor, die über die Ankunft des schlesischen Poeten ebenso sehr erfreut waren wie über die musikalischen Leistungen des jugendlichen Virtuosen.

DREIZEHNTES KAPITEL. DIE WOLKEN HEBEN SICH.

Die Empfehlungen einflußreicher Freunde waren nicht wirkungslos geblieben. Paul von Podewitz fand Alles vorzüglich eingeleitet, als er in der Residenz ankam, wo er in seinem eigenen Interesse einige Tage verweilen wollte,

ehe er weiter nach Leipzig reiste. Es bedurfte nur noch einiger Förmlichkeiten, um dem erstrebten Ziele rasch näher zu kommen. Paul stand nicht an, diese auf's Strengste zu erfüllen, selbst Visiten bei Personen, deren Charakter man fürchtete und die in dem Rufe gefährlicher Zweizüngigkeit standen, unterließ er nicht, und überall fand er eine Aufnahme, die ihn überraschte.

Unter den Personen, die man ihm als bedeutend bezeichnete, befand sich auch der Beichtvater des Königs. Diesen Mann zu besuchen, kostete Paul Ueberwindung, denn er fürchtete nichts mehr, als den Einfluß der Priester. Aber auch hier wurde der junge Edelmann auf das Angenehmste enttäuscht. Er lernte in dem Priester einen sehr gebildeten, vornehmen und freundlichen Mann kennen, der sich eine Zeit lang ungezwungen mit ihm unterhielt und ihm die Versicherung gab, daß seine Wünsche alsbald in Erfüllung gehen sollten. Beim Abschiede erst richtete der Priester nur wie beiläufig die Frage an Paul: ob Kaplan Florian ihm bekannt sei?

Paul überraschte diese ganz unerwartete Frage, er durfte sie aber mit gutem Gewissen verneinen. Der Beichtvater lächelte und entließ ihn mit der Bemerkung, daß er alsdann diesen Herrn später noch kennen lernen werde.

»Was hab' ich als künftiger Forstmann mit diesem Pfaffen zu thun!« sprach er ärgerlich, während er eines beängstigenden Gefühles nicht ganz Herr werden konnte. »Ich werde mich wohl hüten, mit diesen Herren in nähere

Berührung zu kommen, und wo ich ihre Spuren witterte, will ich sie möglichst zu vermeiden suchen.«

Das Schicksals Günthers trat wie ein abmahnender Schatten vor sein Auge. Er konnte es nicht wieder entfernen, wie sehr er sich auch anstrebte, und wenig fehlte, so hätte er auf Alles verzichtet, was er erstrebte. Nur der Gedanke an Alida machte ihn wieder stark, ließ ihn ausharren und das Wort des Beichtvaters als das, was es jedenfalls war, als eine Frage erscheinen, die ohne besondere Absicht gethan wurde. Er fand, daß sie im Munde gerade dieses Mannes weit weniger Bedeutung hatte; denn in seiner Stellung stand der Kaplan dem Beichtvater näher wie irgend ein Anderer, und da er selbst den jungen Edelmann protegirte, so war es ja ganz natürlich, daß er seinen Schützling auch Andern empfahl, die Gelegenheit haben konnten, ihm, wenn nicht augenblicklich, doch vielleicht später ebenfalls durch Rath und That zu nützen.

Bei Erwähnung des Kaplans gedachte Paul wieder des unglücklichen Dichters. Das Blut stieg ihm zu Kopfe, wenn er sich vergegenwärtigte, auf welche gewissenlose Weise man den Leichtgläubigen in eine Falle gelockt hatte, die ihn zu Grunde richten mußte. Ob die Folgen, die man dabei im Auge hatte, sich nur auf die Person des Dichters beschränken sollten oder an weitere Kreise berechnet waren, konnte Paul nicht interessiren. Sie machten vorerst jedenfalls einem Individuum Platz, das man für befähigter hielt, den Posten auszufüllen, den die Freunde Günthers diesem Genius zugedacht hatten.

Ein adlicher Sprößling ohne hervorragendes Talent, aber weltmännisch gewandt, von gesellschaftlicher Stellung, schmiegsam und biegsam, wie man ihn brauchte, hatte bald nach Günthers Sturze die Stelle des Hofpoeten erhalten.

Dies Alles wußte Paul von Podelwitz schon längst, jetzt erfuhr er auch noch, daß seinem gräflichen Vetter täglich mehr Hindernisse in den Weg gelegt wurden, und daß nur großer Energie und unerschütterlicher Festigkeit es gelingen könne, das Ziel zu erreichen, das Zinzendorf sich in seinem apostolischen Eifer gesteckt hatte. Man sprach in maßgebenden Kreisen bereits von Vertreibung der Ansiedler, von Landesverweisung ihres Beschützers, wenn dieser hartnäckig auf seinen Grundsätzen beharren sollte.

Daß diese allerdings noch unbestimmten Gerüchte nicht völlig aus der Luft gegriffen waren, konnte Paul an mancherlei Anzeichen bemerken. Die große Menge, der gewerbtreibende Bürger, der früher viel von der neuen Gemeinde und deren großmüthigem Schirmherren sprach, war jetzt sehr einsylbig geworden. Selbst Vater Moos, dem sonst der Verstand genauen Bekannten gegenüber jederzeit auf der Zungenspitze saß, verhielt sich schweigsam. Es unterlag also gar keinem Zweifel, der Boden unter den Füßen des Grafen gerieth in's Schwanken; er selbst und die Brüdergemeinde standen auf künstlich gelockertem Grunde.

»Wenn mein Vetter erfährt, daß ich Tage lang in der Residenz gelebt habe, – und erfahren muß er es – so

kann er sich verletzt fühlen, daß ich ihn nicht besuchte,« dachte Paul. »Wer weiß auch, ob nicht alsbald ein Umschwung zu seinen Gunsten wieder eintritt. Mir als Protestant steht der Graf, auch davon abgesehen, daß er mein Vetter ist, doch sicherlich näher als die päpstlichen Diener, die in unserm evangelischen Lande leider immer mehr Einfluß erhalten und sich so geschickt eine Gewalt anmaßen, die ihnen gar nicht zukommt. Ich werde ihn doch besuchen!«

Paul zögerte nicht. Ohne Vater Moos, der ihm vielleicht abgerathen hätte, mit seinem Vorhaben bekannt zu machen, ging er in die gräfliche Wohnung. Er ward, nachdem er seinen Namen genannt, sogleich vorgelassen. Der Empfang Seitens des Veters war herzlich und viel vertraulicher, wie früher. Das unbehagliche Gefühl, das sich Paul's bemächtigt hatte, als er bei seinem letzten Besuche die Thür des Grafen verschlossen fand, machte jetzt einer freudigen Regung Platz.

»Ich bin ganz glücklich,« sprach Zinzendorf, »daß Ihre Wünsche, wie ich von allen Seiten höre, so schön in Erfüllung gehen werden. Es ist sehr lobenswerth von Ihnen, mein lieber Vetter, daß Sie so früh darauf bedacht sind, eine Stellung sich zu erringen. Das gibt festen Halt im Leben, das macht uns vorsichtig und zwingt uns, unsere oft sehr unbändigen Leidenschaften zu zügeln! Leider, leider besitzen gar viele reichbegabte Menschen diese Lebensklugheit nicht, und das häuft dann Berge von Noth

und Kummer um sie auf! Noch jetzt drängen sich Thränen des Mitleids in meine Augen, wenn ich des armen Mannes gedenke, mit dem wir Alle es so gut meinten!«

Diese Wendung des Gespräches wollte Paul nicht unberücksichtigt vorübergehen lassen.

»Mein armer Freund ward getäuscht und betrogen!« sprach er.

Der Graf schlug die taubensanften großen Augen wie fragend zum Himmel auf. »Er ward getäuscht und er täuschte sich selbst nicht weniger,« versetzte er. »Hätte er sein Anliegen auf den Herrn gesetzt, wie der wahrhaft gläubige Christ es immer thun soll, so würde der Herr ihm eine Leuchte gewesen sein auf dem schlüpfrigen und steilen Pfade, den er betreten mußte. Er aber glaubte in seinem geistigen Dünkel, die Welt lasse sich gewinnen durch eitel weltliches Thun, und Menschenhände seien zuverlässigere Führer, als Gebet und Fürbitte! Und so fiel er in Versuchung und Stricke, und auch der frommste Wille konnte ihn nicht erretten vom Untergange!«

»Mein unglücklicher Freund scheint zu jenen Opfern zu gehören, die sich der Unerforschliche von Zeit zu Zeit auserwählet,« sagte Paul, »damit an ihnen klar werde seine Macht und Stärke!«

»Wir wollen nicht denken noch grübeln, lieber Vetter, sondern glauben, immer glauben!« fiel der Graf ein. »Glaube, Liebe, Hoffnung, diese drei genügen, um uns glücklich zu machen auf Erden und uns vorzubereiten für die Ewigkeit. Wer sie aber nicht besitzt und nicht strebt,

daß er sie erwerbe, der irret täglich und stündlich, und bleibet in der Finsterniß für und für!«

Paul war nicht gewillt, sich mit seinem frommen Vetter in Diskussionen über religiöse Fragen einzulassen, er wollte nur wissen, ob er mild über seinen Freund urtheile und ihn nicht für unwiderbringlich verloren halte.

Aus diesem Grunde theilte er ihm mit, daß er die Absicht habe, den Dichter aufzusuchen, so bald seine Anwesenheit in der Residenz durch Erledigung seiner eigenen Angelegenheiten nicht mehr nöthig sei.

»Folgen Sie diesem schönen Zuge Ihres Herzens, lieber Vetter,« sagte darauf der Graf. »Meine besten Wünsche werden Sie immer begleiten, und kann ich gegenwärtig auch nicht werkthätig Ihnen beistehen, in meinem Gebete werde ich Sie und den Irrenden doch niemals vergessen. Glückt es Ihnen, den armen Mann aufzufinden, so sagen Sie ihm, daß ich seinethalb viel Leid ertragen habe, daß ich dies aber zur Erbauung meines Geistes voll Dank gegen den Herrn als ein wohlthätiges Geschenk seiner Gnade hinnehme!«

Auch auf diese Aeußerung wollte und konnte Paul nicht wohl etwas dem Grafen Zusagendes erwidern. Er versprach deshalb einfach, der Worte des Veters sich zu erinnern. Dieser ließ bei dieser Versicherung lange seine Blicke auf dem jungen Manne ruhen.

»Wie würde ich frohlocken vor dem Herrn,« fuhr er fort, »wenn ich die Freude erlebte, daß Einige meiner Verwandten sich anschlössen aus freiem Antriebe meinen Bestrebungen! Aber es wird wohl mein Loos sein,

die Arbeiter, deren ich bedarf zur Förderung meines Werkes, aus weiter Ferne zu mir zu rufen und auszuwählen aus allerlei Volk! Nun, so es mir nur gelingt, dem Herrn einen Tempel zu bauen auf Erden, den die Diebe nicht entwenden und der Rost nicht frißt, will ich ihm Loblieder singen in meinem Herzen allezeit!«

Der Graf stand auf und reichte seinem Vetter die Hand. Es war dies immer ein Zeichen, daß er allein sein wolle.

Paul von Podewitz erwiderte den sanften Druck, den er fühlte, versicherte ihm, daß er wahrhaft Theil nehme an seinen Bestrebungen und daß er diese billige, und schied mit dem wiederholten Versprechen, er werde den Grafen von dem Erfolge seiner Nachforschungen bezüglich des Freundes, dem er in so uneigennützigter Weise vordem sein Wohlwollen zugewandt habe, in Kenntniß setzen.

In sehr befriedigter Stimmung verließ er den frommen Grafen; er lobte sich selbst, daß er sich überwunden und diesen Schritt gethan hatte. Denn seit der unglücklichen Wendung im Schicksale Günthers fühlte er eine Art Abneigung gegen den gräflichen Vetter, weil er sich des Gedankens nicht erwehren konnte, es möge derselbe doch nicht so für seinen Freund sich verwendet haben, wie es nöthig gewesen sei und wie er es ohne Zweifel für einen seiner erklärten Anhänger gethan haben würde. Diese Voraussetzung war jetzt verschwunden und einer bessern Ansicht gewichen. Es ward ihm einleuchtend, daß der Graf in gutem Glauben auch für den unglücklichen

Dichter gehandelt habe, daß aber sein argloses Gemüth durch Klügere selbst getäuscht worden sei.

Zu Paul's Freude wurde ihm schon am nächsten Tage seine Ernennung zum Forstrathe zugestellt. Nun stand seinen Wünschen nichts mehr im Wege. Ehe er jedoch abreis'te, schrieb er noch verschiedene Briefe. Der längste unter diesen war an Woldemar von Raschau gerichtet, der bedächtigste, förmlichste an Herrn Ehrenhold, der wärmste an die schöne Alida. Auch Gotthold und Feodor erhielten jeder eine lakonisch abgefaßte Epistel, die sie einlud, Zeugen seiner Vermählung mit der lieblichen Tochter des Papierhändlers zu sein, und ihm später, d. h. nach den Flitterwochen, auf seinem etwas baufällig gewordenen Familiensitze zu besuchen. Nach Besorgung dieser Briefe und nachdem er durch die Vorzeigung seiner Bestallung sich an dem Gesichte erlabt hatte, das Vater Moos dem plötzlich zum Forstrathe avancirten jungen Edelmanne machte, dem er während der letzten Tage wieder die ganze Strenge seiner beliebten Hausordnung hatte fühlen lassen, bestieg er wieder sein getreues Roß und trabte gemüthlich zum Thore hinaus.

VIERZEHNTE KAPITEL. IM CONCERT.

In Bose's Garten war großes Concert. Das Orchester sollte dreifach besetzt sein, denn der Ertrag desselben war für milde Zwecke bestimmt. Die nothleidenden Spitzenklöpplerinnen des Erzgebirges, die schon seit Jahren wenig zu thun hatten, sollten davon unterstützt werden.

Man erwartete die ganze *Haute volée* theils dieses wohlthätigen Zweckes wegen, theils auch weil die vorzüglichsten Musiker ihre Mitwirkung zugesagt hatten und also ein wirklicher musikalischer Genuß zu erwarten stand.

Ehrenhold mit Frau und Tochter durften natürlich bei einem so genußreichen Vergnügen nicht fehlen. Der Papierhändler, dessen in ernste Falten gelegtes Gesicht längere Zeit seine Freunde beunruhigt hatte, war jetzt wieder heiter und zuweilen von fast jugendlich frischem Ansehen. Er trug sich so elegant, als habe er die Absicht, jungen Frauen und Mädchen noch gefallen zu wollen. Man erinnerte sich kaum, den steifen Herrn je so vergnüglich über die Straße wandeln gesehen zu haben. Dabei zeigte er sich gegen Jedermann herablassend, selbst gegen seine Leute, die ihn nur als gebietenden Herrn kannten.

Heute erschien er in ganz besonders rosenfarbener Laune. Er grüßte rechts und links, und wenn irgend ein ganz Unbekannter vor einem andern ihm ebenfalls Unbekannten seinen Hut lüftete, unterließ Ehrenhold gewiß nicht, diesen Gruß auf sich zu beziehen und ihn zukommend höflich zu erwidern.

Der Grund zu dieser veränderten Gemüthsstimmung des reichen Papierhändlers war seit einigen Tagen der ganzen Stadt bekannt. Alida hatte sich mit dem königlichen Forstrathe Herrn Paul von Podelwitz auf Podelwitz verlobt, und die jugendliche Braut zeigte sich heute in blühender Schönheit mit den glücklichen Eltern der vornehmen Bürgerwelt.

Diese Parthie machte begreiflicher Weise viel von sich sprechen. Es war durch die Bekanntmachung der stattgehabten Verlobung mit einem Male allen Gerüchten, die seit vorigem Herbst in's Publikum gedrungen waren und sich weder durch Ignoriren noch auf andere Weise gänzlich beschwichtigen ließen, für immer die Spitze abgebrochen. Die Verlobte des jungen Edelmannes, dessen sich die Meisten als Studenten noch erinnerten, und der so plötzlich Carrière machte, konnte nur ein Gegenstand der achtungsvollsten Aufmerksamkeit Aller sein. Alida war offenbar sehr glücklich. Sie sah so frisch, so reizend aus und blickte so unbefangen mit den glänzend blauen, geistvollen Augen in die Welt, daß Niemand an ihrem Glück zweifeln konnte.

Herr Ehrenhold wählte unter den vorhandenen Plätzen lange, ehe er sich für einen entschied. Es lag ihm heute sehr viel daran, von aller Welt gesehen zu werden. Der zukünftige Schwiegervater des jungen Forstrathes von Podelwitz, der alle Aussicht hatte, dereinst noch zum Minister aufzurücken, durfte sich schon etwas herausnehmen. Er träumte ebenfalls von einem Titel, und dachte alles Ernstes daran, königlicher privilegirter Oberhof-Buchdrucker zu werden. Schon hatte er es gewagt, um die Vergünstigung bei Hofe anzuhalten, inskünftige einen Kalender drucken zu dürfen. Daß man ihm die Bitte abschlagen könne, daran dachte er gar nicht.

Nach längerem Suchen und Prüfen hatte Ehrenhold endlich den Platz gefunden, der ihm am Besten gefiel. Adele war wenig damit zufrieden und Alida konnte dem

Vater auch nicht beistimmen. Der erwählte Platz befand sich in der Nähe des Orchesters, das man stets im Auge hatte, war aber so frei gelegen, daß er nicht den geringsten Schutz gegen die brennenden Strahlen der Sonne gewährte.

»Aber Papa,« sprach Alida, ihren mit blitzenden Steinen besetzten Fächer entfaltend und ihn schirmend vor's Gesicht haltend, »hier müssen wir ja verbrennen. Lassen Sie uns doch lieber in eine der schattigen Lauben zurückziehen.«

»Wo denkst Du hin, Kind!« erwiderte Ehrenhold. »In Deiner Stellung ziemet es sich, daß Du Dich der Welt offen zeigest!«

Die Tochter lächelte schalkhaft

»Mich dünkt, Papa, ich werde Ihren Wünschen weit besser nachkommen, wenn ich weniger vor Aller Augen dasitze. Nimmt irgend Jemand einiges Interesse an uns, so findet man uns im Schatten wohl noch eher als in der Sonne. Und wer mag, geblendet von diesem Licht, einem Bekannten offen in's Auge sehen?«

»Mädchen,« versetzte Ehrenhold, »beinahe zwingest Du mich, ob Deiner Klugheit Dir ein galantes Compliment zu machen! Es lieget wahrhaftig einiger Sinn in Deinen Bemerkungen, und ich spüre anitzo, daß die wahre Erkenntniß denen Frauenzimmern erst dann zu kommen pfelet, wann ein verliebter Adonis sich ihnen genahet und von ihren blöden Augen die zierliche Binde verschämter Mädchenhaftigkeit sänftiglich abgezogen hat.«

Er legte den Arm der Tochter in den seinigen und schritt mit ihr der nächsten schattigen Buchenlaube zu, aus der man das Orchester und einen bedeutenden Raum des großen Gartens bequem überschauen konnte.

Madame Ehrenhold billigte jetzt dankend diese Wahl ihres Gatten und nahm an der Seite ihrer schönen Tochter mit vieler Würde Platz. Alida's Vermuthung traf wirklich ein. Die Laube, die sie nur halb verbarg, ward in sehr kurzer Zeit ein Anziehungspunkt für alle Bekannte. Ehrenhold war nie zuvor von so vielen Leuten an öffentlichen Orten so ehrfurchtsvoll begrüßt und angesprochen worden. Diese Aufmerksamkeit machte ihn zum Glücklichen der Sterblichen, und es schmeichelte seiner Eitelkeit nicht wenig, daß hundert Augen sich in ehrbarer Neugierde auf Alida hefteten. Die Verlobung mit dem adeligen Forstrathe hatte sein Kind offenbar zu einer bedeutenden Persönlichkeit gemacht, die Jeder zu ehren sich gedrungen fühlte. Alida selbst schien diese stumm dargebrachten Huldigungen mit großer Gelassenheit hinzunehmen. Genirten sie die Blicke mancher Vorüberwandelnden zu sehr oder wollte sie einen ihr zgedachten Gruß von Diesem oder Jenem nicht erwidern, so verbarg sie sich wie spielend hinter den Fächer, den sie mit anmuthiger Grazie zu handhaben verstand. Ueberhaupt entwickelte sie eine Fertigkeit in der Kunst, durch scheinbares Nichtbeachten gerade die Augen Aller auf sich zu ziehen, daß ihr Verlobter darüber vielleicht verwundert gewesen sein würde. Kein Zweifel, die schöne Tochter

des Papierhändlers besaß Talente, die sie befähigten, allenfalls auch bei Hofe eine Rolle zu spielen, wenn das Schicksal ihres zukünftigen Gemahls diesen dereinst dahin rufen sollte.

Der Beginn des Concerts brachte eine angenehme Unterbrechung in dies lockende und die ganze Familie Ehrenhold offenbar auch beglückende Kommen und Gehen Bekannter und Unbekannter. Man hörte aufmerksam zu und, spendete jeder Piese freigebig Beifall.

Einen Anflug von Unruhe zeigte Alida, als Louis Brumser ein Adagio auf der Violine vortrug. Sie wußte nicht, daß dieser junge Musikbeflissene von seinem Ferienausflug schon wieder zurückgekehrt sei. Louis hatte das schöne Mädchen bemerkt und grüßte es jetzt durch eine Bewegung mit dem Fiedelbogen. Der junge Mensch war noch ganz Kind und machte, wo immer er erschien, durch die naive Offenheit, die er sich in seinen Gesprächen erlaubte, Aufsehen. Manche fanden dies genial, Manche nannten es bäurisch, es gefiel aber Diesen wie Jenen, und hätte es Louis nur verstanden, diesen Eindruck immer geschickt zu benutzen, so würde sein Vater noch mehr Ursache gehabt haben, stolz auf seine angeblich vortreffliche Erziehungsmethode zu sein.

Während einer Pause verließ Louis seinen Platz auf dem Orchester, um die Familie Ehrenhold zu begrüßen. Der Papierhändler war sehr freundlich gegen den Jüngling, scherzte in seiner Weise mit ihm und richtete eine

Menge Fragen an ihn, die Louis ungezwungen beantwortete. Die Geradheit des Musikers amüsirte Ehrenhold zu meist, da dabei nicht selten eine derbe Wahrheit zu Tage kam.

»Man bleibt ein kleiner Tausendsasa!« sprach er, als Louis ein anschauliches Bild von dem Treiben der Jenenser Studenten entwarf und einen Versuch machte, das höchst originelle Leben derselben namentlich in Lichtenhain zu schildern, wo ihnen Alles gehorchte, Alles ihren Anordnungen und barocken Einfällen sich fügte.

»Als Fremdling diese verwunderliche Wirthschaft einmal mit anzusehen, mag wohl vergnüglich sein,« meinte Ehrenhold, »unter solch tollem Volke leben aber würde einem achtbaren Bürger meines Bedünkens wenig anstehen. Diese Herren Studenten, wenn sie von ihrer Ausgelassenheit ungestraft Gebrauch machen dürfen, haben keinen Respect vor Sitte und Gesetz, und halte ich mich aus diesem Grunde auch immer behutsamlich abseits von denselben.«

Alida lächelte, denn sie gedachte der Veranlassung zu dieser Abneigung ihres Vaters, meinte aber, sie möchte sehr gern aus gesicherter Entfernung jenem überlustigen Treiben einmal zusehen.

»Würde ich mir sehr stark verbitten, mein Kind,« fiel ihr Vater ein, »und wenn ich es erlaubte, so zweifle ich, daß der gelehrte Herr Forstrath Deinen Wünschen sich fügen würde.«

»Welcher Forstrath?« fragte Louis.

»Ach, das weiß man ja noch nicht!« versetzte Ehrenhold, indem er aufstand, sein Haupt entblößte und mit vieler Gravität zu dem jungen Musiker sagte:

»Habe die Ehre, diese meine einzige Jungfer Tochter als Verlobte des hochwohlgeborenen Herrn Paul von Podelwitz auf Podelwitz vorzustellen, welcher seit Kurzem zu dem ehrenvollen Posten eines königlichen Forstrathes erhoben worden ist.«

Alida deckte ihr liebliches Gesicht mit dem Fächer, um die aufblühende Röthe ihrer Wangen zu verbergen, Louis aber anstatt pflichtschuldigt zu gratuliren, sagte offenbar erstaunt.

»Mit Paul von Podelwitz? hm! hm! hm!«

Diese ungebührliche Aeüßerung machte den jungen Musiker tief sinken in der Achtung des ehrsamem und höchst ehrgeizigen Papierhändlers. Auch Frau Ehrenhold und selbst Alida waren verletzt von derselben.

»Hat man gegen solch eine Verlobung etwas zu erinnern?« fragte Ehrenhold äußerst indignirt, indem er seinen Hut keck und unternehmend auf die schön gepuderte Perrücke drückte, beide Hände auf den Kopf seines Rohrstockes legte und den jungen Menschen wie ein Feldherr anblickte. »Herr Paul von Podelwitz ist ein Ehrenmann und entstammt einem altadlichen Geschlechte. Man würde sich also fördersamst geziemender Conduite zu befleißigen haben, wenn man –«

»Verzeihung Herr Ehrenhold,« fiel Louis ein, dem es klar ward, daß er eine große Unschicklichkeit begangen hatte, »ich gratulire von ganzem Herzen, und wünsche

der verehrungswürdigen schönen Braut das unmenschlichste Glück!«

»Unmenschliches Glück!« wiederholte Ehrenhold und seine Miene ward immer drohender. Alida aber kicherte über den plumpen Glückwunsch des unreifen Jünglings dergestalt, daß ihr die Thränen in die Augen traten.

»Mich dünket, man hat seine fünf Sinne nicht gehörig beisammen!« fügte der Papierhändler hinzu. »Unmenschliches Glück ist ja das allerschlimmste Unglück!«

Louis Brumser gerieth in großes Verlegenheit. Er ward bald bleich bald roth, und begann unzusammenhängende Worte zu stammeln, in denen von Lichtenhain, von Unglücklichen, von Verirrung, Krankheit, Tobsucht und Grüßen an Alida die Rede war. Keiner der Zuhörenden ward klug aus dem unverständlichen Geschwätz des Verblüfften, und dieser selbst machte sich ohne Gruß aus dem Staube, als das Stimmen und Probiren der Instrumente ihm den alsbaldigen Wiederbeginn der Musik verkündigte.

Ehrenhold sah mit komischem Zorne dem unerfahrenen, von der Welt noch nicht abgeschliffenen Naturkinde nach.

»Hat man noch je so etwas gehört?« rief er aus, sein staunendes Gesicht Adele zukehrend. »Scheinet es doch, als wüchsen in diesem Lande Silesia die Waldteufel groß, wie die Pilze! – Unmenschliches Glück! – Man gibt sich zu erkennen als einen unmenschlichen Pinsel oder noch etwas Schlimmeres, wenn man sein bäuerliches Barbarenthum mit sich herumschleppt; wie das Küchlein die

Eierschaale, welche es mit den Schnabel säuberlich aufpicket! – Dieses Evenement wird mich zwingen, inskünftige mehr Vorsicht walten zu lassen bei Auswahl derer Individuen, welche in unsere wohlgesitteten Zirkel passen. Dieser unmenschliche Tropf soll mir nicht mehr über die Schwelle kommen!«

Adele hatte Mühe, den zürnenden Gatten zu besänftigen und ihn noch länger im Garten festzuhalten. Ehrenhold wollte dem Concerte nicht länger beiwohnen, um nur ja nicht genöthigt zu werden, dem vollendeten Spiele des nach seinem Dafürhalten unerhört unhöflichen Menschen Beifall zollen zu müssen. Erst das schmeichelnde Bitten Alida's, die Louis Brumser's Aeufferung mehr ergötzte als verdroß, und die ihm wenigstens längst schon wieder die unbewußte Ungebührlichkeit verziehen hatte, vermochte ihn zu bleiben.

Bei längerem Nachdenken fiel es dem schönen Mädchen doch auf, daß Louis von ihrem Verlobten wie von einer Person gesprochen hatte, die er ganz genau kenne. Es war ihr dies unerklärlich, denn sie erinnerte sich durchaus keines Zusammentreffens Paul's mit dem Musiker. Endlich aber blieben ihre Gedanken an ein paar Worten haften, die ihr in der verworrenen Entschuldigungsrede des künstlerischen Jünglings auffielen. Der junge Mensch mußte entweder in Jena selbst oder unterwegs mit Paul zusammengetroffen sein, und dieser hatte nach seiner mittheilsamen Natur wahrscheinlich über sein Verhältniß zu dem Manne gesprochen, der eine Zeit lang Rosen und Dornen auch um ihre Stirn zu flechten verstand.

Sie gedachte jetzt dieser Verirrung mit vollkommener Ruhe, denn ihr Verstand sagte Alida, daß eine fortgesetzte Verbindung mit Günther ihr ganzes Leben getrübt, ja sie vielleicht sehr früh in grenzenloses Unglück gestürzt haben würde. Noch immer fühlte sie Theilnahme mit dem Verschollenen, ja sie konnte, wenn sie sich recht in Gedanken an ihn vertiefte, Thränen um ihn vergießen, die Liebe zu dem talentvollen Manne aber war in ihrem Herzen völlig erloschen. Das regellos wilde Leben, in das sich Günther ohne Noth, nur um sich zu betäuben und wahrscheinlich um die Gewissensbisse, die ihn peinigten, weniger schwer zu empfinden, gestürzt hatte, das furchtbare Ende seiner Braut, das ihr nicht verborgen blieb, erschreckten Alida, und sie bebte scheu zurück vor dem Abgrunde, an deren Rande sie längere Zeit schon schwebte. Verstohlen ließ sie jetzt ihre Blicke dann und wann zu Louis hinüber gleiten. Auch dieser schien die Augen des schönen Mädchens zu suchen. Er blickte ihr zu; er machte Zeichen, die ihr galten, er mußte ihr also irgend etwas, das für sie wichtig war oder wichtig werden konnte, mitzuthellen haben. Wie aber sollte sie es anfangen, den ungehobelten Musiker, dem ihr Vater so ernsthaft zürnte, noch einmal zu sprechen!

Daß sie gar keinen Ausweg sah, dies möglich zu machen, schmälerte Alida den Genuß an der Musik, für die sie, wie ihr Vater, schwärmte, nur mit dem Unterschiede, daß Alida die musikalischen Kunstleistungen besser zu würdigen verstand, als Ehrenhold. Eine abermalige Pause brachte das zahlreich versammelte Publikum wieder

in Bewegung. Man ging hin und wieder durch die Gänge, stellte sich plaudernd zusammen, machte da und dort Besuche bei Bekannten.

Dies veranlaßte Alida, die Mutter ebenfalls zu einem Gange durch den Garten aufzufordern. Auch den Vater lud sie dazu ein, dieser aber lehnte die Aufforderung brummend ab. Das gerade hatte die kluge Tochter erwartet. Mit Vergnügen gewährte sie, daß Louis das Orchester verließ, einen scharfen Blick ihr zuwerfend.

Plaudernd mischte sich nun Alida unter die wandelnde Menge. Es begegneten ihr bald Bekannte, mit denen sie flüchtige Worte wechselte. Dabei behielt sie Louis stets im Auge, der dies Suchen mit Blicken sehr gut verstand.

Es währte nicht lange, so hörte sie ihn hinter sich husten.

»O Gott, mein Fächer!« rief sie plötzlich erschrocken aus.

»Du hast ihn doch nicht verloren, Kind?« sprach Adele.
»Paul würde untröstlich sein. Es ist sein erstes Geschenk!«

Die Nächststehenden beugten sich schon suchend zur Erde, und auch Alida's Mutter beschäftigte im Augenblicke nichts, als der verlorene Fächer. Sie suchte gleich vielen Andern. Diesen Moment benutzte Louis, der den Fächer bereits verborgen in der Hand hielt. Er flüsterte der Lauschenden schnell zu:

»Herr Günther leidet schwer; man gibt ihn auf. Sie werden ihn glücklich machen, wenn er hört, daß Sie ihm vergeben haben!«

Ehe Alida noch antworten konnte, bückte Louis sich schnell und rief freudig:

»Da ist der Fächer!«

Er überreichte ihm mit leidlichem Anstande dem erröthenden Mädchen, die ihn dankend und mit den leisen Worten entgegennahm:

»Ich werde daran denken.«

»So gar schlimm ist der junge Mensch doch nicht, wie der Vater glaubt,« sagte Adele, froh ihre Tochter wieder im Besitz des werthvollen Geschenkes zu wissen. »Ich muß noch einmal mit ihm sprechen, damit er dem guten Jungen seine unbedachtsamen Worte vergibt.«

»Thun Sie's, beste Mama,« bat Alida, »und bald! Er ist wirklich von Herzen gut und meint es ehrlich mit allen Menschen!«

Der Garten war inzwischen durchschritten. Mutter und Tochter kehrten zurück zu dem ihrer harrenden Vater.

»Hat man nun genug von dem Klinkklang?« fragte Ehrenhold. »Mir gellen die Ohren davon, denn mich will bedünken, das letzte Stücklein wurde mit unverzeihlicher Nachlässigkeit vorgetragen. Und da man ja den Zweck erreicht hat, wir also wohl entbehret werden können unter denen Zuhörern von jetzt an, so würde mich Frau und Tochter sehr beglücken, wollten dieselbigen anitzo meinem Wunsche eben so bereitwillig entgegen kommen, wie ich vorher dem ihrigen.«

»Mit größtem Vergnügen, Papa!« sagte Alida. »Ohnehin geht die Sonne bald unter, und dann wird es feucht, und

Sie wissen, Papa, in feuchter Abendluft erkälte ich mich sehr leicht. Dem möchte ich mich jetzt nicht aussetzen.«

»Sollst Du auch nicht, mein Kind,« erwiderte Ehrenhold. »Verlobung und Erkältung passen gar übel zusammen, sintemal ein Bräutigam nichts lieber höret, als daß die Stimme seiner Herzenserwählten stets sanftiglich klinget, und zart und einschmeichelnd wie der Ton eines silbernen Glückleins. Weshalben wir denn in Gottes Namen aufbrechen wollen.«

FÜNFZEHNTE KAPITEL. EIN ERNSTES GESPRÄCH.

Am Vorabende des Tages, an welchem die Verlobung Alida's mit Paul von Podelwitz in engerem Zirkel gefeiert werden sollte, zog die blühende Braut den glücklichen Forstrath in das Erkerfenster, wo sie so oft in trüben und heitern Stunden gesessen hatte.

»Lieber Paul,« sprach sie, »ich habe Dir eine Bitte an's Herz zu legen. Darf ich wohl auf Erfüllung derselben hoffen?«

»Wenn ich sie kenne, ist sie so gut wie erfüllt,« versetzte der überglickliche Forstrath. Alida deutete auf ihr Nähkörbchen.

»Du zeigst immer einen merkwürdigen Hang, hier in diesen für Männer doch gar nicht interessanten Sächelchen herumzukramen,« sagte sie mit schelmischem Lächeln. »Ich bin aber eine eigene Person und in dieser Beziehung ganz nach dem Vater geartet. Der kann es nicht haben, daß man seine Schreibmappe durchwühlt. Also, mein Herzenspaul –«

»Dein Nähkörbchen soll von heute an Ruhe haben vor meinen unartigen Fingern,« unterbrach Paul seine Braut. »Und das nennst Du eine Bitte? Nein, Herzens-Engel, damit bin ich nicht zufrieden. Jetzt mußt Du etwas Anderes, etwas, das mir vielleicht schwer wird zu leisten, von mir fordern!«

»Nun, dann durchsuche heute noch einmal mein Körbchen,« erwiderte Alida, »und solltest Du auf etwas stoßen, was Du nicht erwartet hast oder zu finden glaubtest, so verlange ich dennoch, daß Du mir nicht weniger freundlich wie eben jetzt in's Auge siehst!«

Paul's Blick mochte wohl etwas ernster bei diesen Worten geworden sein, denn Alida fügte lächelnd hinzu.

»Geschwind, geschwind, suche, wühle und finde, aber bleib lieb und freundlich!«

Dieser abermaligen Aufforderung kam der Forstrath mit neugieriger Erwartung nach. Er entnahm Scheere, Trennmesser, Nadeln mancherlei Art dem zierlichen Geflecht, auch ein Nadelbüchlein ward sehr genau besichtigt. Unter kleinen Röllchen mit verschiedenfarbiger Seide entdeckte er ein Briefcouvert. Er kehrte es um und die Handschrift der Adresse hätte ihn beinahe sein Versprechen vergessen lassen. Alida sah ihm aber so bittend und liebevoll in's Auge, daß kein Gedanke von Mißtrauen oder gar Eifersucht in seiner Seele sich einnisten konnte.

»Correspondirt Günther noch mit Dir?« fragte er nach kurzem Schweigen.

»Du mußt die Zeilen lesen, lieber Paul,« versetzte Alida bewegt.

Paul öffnete die Zuschrift. Sie war kurz, und als er sie wieder in das Körbchen legte, zitterte seine Hand.

»Darf ich jetzt auf Erfüllung meines Wunsches hoffen?« fragte Alida, eine Thräne von ihren Wimpern streifend.

Paul war erschüttert. Er ergriff die Hand seiner Braut und drückte sie wiederholt an seine Lippen.

»Sprich, Du Theure!« sagte er. »Wenn ich erst weiß, wie dies zusammenhängt, wie Du zu dieser Mittheilung gekommen bist, und was Du selbst zu thun gedenkst, will ich Antwort geben.«

Alida setzte sich neben dem Geliebten an's Fenster und legte ihren vollen warmen Arm um seinen Nacken.

»Vor einigen Tagen schon,« erzählte das schöne Mädchen, »erfuhr ich durch Louis, dem schlesischen Musiker, daß unser Freund hoffnungslos erkrankt in Jena liege. Der gutherzige Geiger ist die unschuldige Ursache geworden, daß Günther sich nach Jena wandte. Wie dies gekommen ist, sollst Du später erfahren. In den ersten – Tagen seines dortigen Aufenthaltes war er ganz heiter, und die alte Zuversicht, der Frohmuth seines leichten Temperamentes schien sich seiner wieder ganz bemächtigen zu wollen. Es war aber nur ein Auflodern der letzten Lebensgluth, die dem Verlöschen nahe zu sein scheint. Nach einigen lustig durchschwärmten Nächten brach er zusammen, und seitdem liegt der Arme hilflos, verlassen, ich fürchte dem Elende Preis gegeben, in der ihm größtentheils fremden Stadt. Mit Aufbietung seiner letzten Kräfte schrieb er seinem jüngeren Landsmanne und

legte jenem längeren Briefe diese Zeilen an mich bei. – Du warst sein Freund, Paul, sein treuester und edelster Freund. Deine Hand muß den letzten Pulsschlag seines Herzens fühlen! – Aber Du nimmst mich mit, Paul, und auch den kleinen Louis! – Ich würde keine Ruhe haben auf Erden, kein Glück an Deiner Seite, wenn ich in Christian Günthers schönem Dichterauge nicht die Ueberzeugung vorher gelesen hätte, daß unser Glück die letzte Freude seines leidenvollen, stürmischen Lebens geworden ist!«

»Wir dürfen nichts halb thun,« versetzte Paul gefaßt. »Beinahe hätte ich die Hoffnung aufgegeben, je wieder etwas von Christian zu hören. Ich würde mich beruhigt haben, denn als ich nach Doris' Bestattung draußen auf freiem Felde Abschied von ihm nahm, betrachtete ich ihn bereits als einen Menschen, der mir für die Dauer dieses Lebens entrückt werde. Daß es dennoch anders kommt, ist mir eine große Beruhigung. Die Welt hat ihm nichts gegeben als Leiden die Fülle. Sie war, wie schon so oft, ungerecht gegen einen großen Genius, den sie nicht verstand in seinem heißen Drange, dessen Geist im Aufstreben zur Sonne an seiner eigenen Gluth sich verbrannte! Wir müssen jetzt darauf denken, sein Andenken der Nachwelt zu retten. Christian verdient es, daß man ihn ehrt; denn wenn sein Gebein längst vermodert sein wird, und sein Grab vielleicht Niemand mehr finden kann unter den übrigen Leichenhügeln, zwischen denen man ihn der Erde zurückgab, wird der Hauch seines Geistes fortleben, der aus den Saiten seiner Harfe übergang in die

deutsche Sprache und ihr eine neue Seele verlieh. Deine Bitte, geliebte Alida, die Du mir darum nur noch theurer bist, weil auch *sein* Herz für Dich schlug, und Du gern an dem Munde seiner Lieder hingst, ist genehmigt. Hilf jetzt, daß diejenige, die *ich* auszusprechen mich gedrun-gen fühle, ebenfalls Erhörung findet!«

»Ich will immer nur, was Du wünschest,« sagte Alida.

»Ich weiß es,« erwiderte Paul; »diesmal aber hängt die Entscheidung nicht von Dir ab, wir müssen uns verbinden, den starren Sinn eines eigenwilligen Mannes zu brechen, nicht durch Gewalt, sondern durch den Zauber unserer Worte. Haben wir von Günthers Kunst, die Sprache zu gebrauchen, etwas gelernt, so laß uns zuerst diese Wissenschaft auch zum Besten dessen anwenden, dem wir sie verdanken!«

»Du denkst an meinen Vater?« fragte Alida.

»So ist es, und Dir selbst muß vor Allen daran gelegen sein, daß wir Deinen Vater veranlassen, unserm gemeinsamen Freunde die Hand zu reichen und ein versöhnendes Wort zu sagen.«

Alida legte sinnend den Kopf an die Brust ihres Verlobten.

»So gern ich Dich unterstützen möchte, geliebter Paul,« sprach sie, »so gering ist meine Hoffnung, daß mir dies gelingen wird. Mein Vater ist seit langer Zeit aufgebracht gegen Günther, und bei seinen Lebensansichten kann man ihm dies auch nicht verargen. Zwei so verschieden geartete Naturen mußten sich immer abstoßen. Zwischen ihnen war Friede nie denkbar; denn Alles, was

der Vater sein ganzes Leben lang für wichtig hielt, erschienen unserm armen Freunde unwichtig, meistentheils sogar verächtlich. Ich fürchte daher, der Vater wird es nicht einmal dulden, daß wir des Armen in seiner Gegenwart nur gedenken.«

»Ich habe ein besseres Zutrauen zu der Gerechtigkeitsliebe Deines Vaters,« erwiderte Paul mit Zuversicht. »Es ist ein Fond von Redlichkeit in ihm, der sich gegen jede ungerechte und unehrenwerthe Handlung sträubt. An diesen Fond will ich mich wenden, und Deine gute Mutter soll uns dabei behilflich sein. Es ist Deinem Vater Vieles nach Wunsch gegangen. Dies allein schon macht ihn zugänglicher als gewöhnlich und stimmt ihn milder. Ich glaube kaum, daß er uns Beiden eine Bitte abschlägt, die wir ihm gemeinschaftlich an's Herz legen. Auch erwarte ich noch einen Freund, der wohl auch die Fähigkeit besitzt, durch freundliches Zureden einen widerspänstigen Sinn zu bezwingen. Es ist mein lieber Woldemar, der so Großes an Günther gethan hat. Dieser schwärmerische Mensch hat sich in neuerer Zeit aus innerstem Herzensdrange jenen merkwürdigen Frommen in meiner Heimath angeschlossen, an deren Spitze mein Vetter, der Graf von Zinzendorf, steht. Ich habe es erst kürzlich aus seinem eigenen Munde gehört, daß er Missionär zu werden fest entschlossen ist. Andere zu bekehren, ist seine Leidenschaft, sein unbezwingbarer Seelendrang. Wie könnte er sich besser vorbereiten für seinen heiligen Beruf, als wenn es seinem begeisterten Worte gelänge, Deinen Vater zur Sühne zu bewegen und von der Härte

zur Milde zu bekehren dem ringenden Genius gegenüber, der von den Tücken des Lebens mehr noch aufgerieben worden ist als von den ungezügelten Leidenschaften, die frühzeitig schon die Oberhand in ihm gewannen? Habe also Muth und – um mit meinem Vetter zu sprechen – den rechten Glauben, und es muß uns gelingen!«

Alida ward durch Paul's Auseinandersetzungen überzeugt. Noch an demselben Abend zog sie ihre Mutter in das Geheimniß, die ohnehin schon durch Louis von der trostlosen Lage ihres dereinstigen Schützlings in Kenntniß gesetzt worden war, und diese versprach, ihren ganzen Einfluß aufzubieten, um den Wunsch ihrer Kinder in Erfüllung gehen zu sehen.

Paul seinerseits versäumte nicht, seinen Freund Woldegar mit Günthers Schicksal und mit seinem Vorhaben ebenfalls bekannt zu machen, und fand das willigste Entgegenkommen.

»Laß uns nur nicht zögern,« meinte der schlesische Freiherr. »Ich fühle das Bedürfniß, dem singulären Landsmanne noch einmal in die wunderbar tiefen, von Himmelsglanz und Höllengluth durchleuchteten Augen zu sehen. Uebrigens ist auch dies wieder eine jener unerforschlichen Schickungen, die nur der Herr uns sendet! Auf meiner Reise hierher sprach ich den Grafen. Er hat mir wichtige Briefe an die Gesinnungsgenossen in Halle und in dem ganzen Saalthale mitgegeben. Mein Weg würde mich also auch ohne Deine besondere Einladung doch nach Jena geführt haben. Und so betrachte ich es

als einen Ruf des Herrn, dem Dichter auch das letzte milde Wort unseres edlen Meisters zu überbringen, das ihm die Pforten des Paradieses öffnen wird.«

»Diesmal stimme ich Dir in jeder Beziehung bei,« sagte Paul. »Du sollst Zeuge sein meines Glückes und Zeuge der Werke, welche die Liebe und der Glaube an das Edle, Schöne und Wahre in uns lebendig werden lassen.«

Nach diesen Vorbereitungen erwarteten Paul und Ali-da mit freudiger Zuversicht den Anbruch ihres Verlobungsfestes. Die heitere Stimmung zu schildern, die an diesem Tage in Ehrenhold's Hause herrschte, wollen wir uns nicht unterfangen. Alle waren zufrieden, Alle glücklich, denn es hatten sich die Wünsche Vieler unerwartet und auf die ungesuchteste Weise erfüllt. Ehrenhold selbst sprach es laut aus, daß er nur zwei Tage in seinem Leben gleich froh verlebt habe, nämlich den seiner eigenen Verlobung mit Adele und den darauf folgenden Vermählungstag. Diese überaus glückliche Stimmung machte ihn denn auch für Anderer Glück empfänglich. Er ließ das Brautpaar gar nicht erst zu Worte kommen, als es sich ihm feierlich näherte, und die Begleitung Woldemar's, dessen still-ernstes Wesen dem Papierhändler sehr wohl gefiel, ihm einen wichtigen Vortrag ankündigte.

»Man fasse sich kurz, damit durch überflüssiges Gerede die schöne Zeit uns nicht gar zu schnelle vergehe!« sprach er, als Paul mit der Frage ihn anredete: ob er wohl geneigt sei, eine ihm vorzutragende Bitte mit gewährendem Ja zu beantworten. »Fordert nur immer zu, mein Herz ist geneigt, großmüthig zu sein!«

Paul führte das Wort. Sein Vortrag war in der That bündig und schloß mit der Bitte, sein liebevoller, gerechter und milder Herr Schwiegervater möge ihn und seine Braut nach Jena begleiten, um dort einem schwer Leidenden durch ihr gemeinsames Erscheinen Linderung seiner Schmerzen und einen Schimmer jenes glänzenden Glückes zu bringen, das sich in so schöner Segensfülle seiner Geliebtesten anschmiegen wolle.

Ehrenhold's Frage nach dem Namen dieses Leidenden beantwortete Woldemar von Raschau. Der Papierhändler machte eine mißbilligende Bewegung. Da erfaßte Alida seine Hand und drückte einen Kuß darauf.

»Sie besiegeln mein Glück, Papa, und geben ihm Frieden, Frieden wenigstens im Grabe!« sprach sie gerührt.

Ehrenhold zauderte noch. Paul und Woldemar wiederholten Alida's Bitte.

»Auch Sie werden dann glücklicher sein,« sprach der Letztere, »denn Sie schließen sich jenen großen, erhabenen Geistern an, die sich selbst zu besiegen wissen!«

Ehrenhold reichte dem Freiherrn die Hand.

»Sie sind ein Mann, Herr von Raschau,« sprach er, »Sie verstehen in's Schwarze zu treffen! Ich begleite Euch insgesamt nach Jena, um diesen singulären Menschen, dem ich so gern zu einem soliden Leben hätte verhelfen mögen, als Ehrenmann und guter Christ zu sagen, daß seine Geistesgaben mir jederzeit gewaltigen Respect eingeflößet haben, und daß ich nur unterlassen mußte, ihm diese meine Verehrung seines sonderbaren Talentes kund zu geben, weilen ich besorgte, es möge ihm solches Lob

aus dem Munde eines bedächtigen Buchdruckers seinen hoch einbildnerischen Verstand vollends verrücken.«

Das Glück der Verlobten machte diese Versicherung Ehrenhold's erst vollkommen.

SECHSZEHNTE KAPITEL. SANFTER TOD.

»Noch immer kein Brief da aus Leipzig?« fragte Christian Günther die halb taube alte Frau, die ihm um Gottes Willen ein schmales Kämmerchen eingeräumt hatte, in dem er meistentheils sich selbst überlassen war. Er hatte wenig Ruhe. Am Tage störte ihn der grelle Widerschein des Lichtes, der von einer gegenüber gelegenen weißen Wand abprallte, und des Nachts quälten ihn heftige Schmerzen abwechselnd mit einem Heer wirrer Träume, die sich häufig in laute Phantasieen verwandelten. Seine Frage ward heute wie immer verneinend beantwortet, und der sieche Dichter schloß seufzend die müden Augen und breitete seine abgemagerten Hände darüber.

»Sie haben mich doch Alle vergessen!« seufzte er. »Und warum? – Weil ich kein Glück hatte und nun elend geworden bin! – Und früher haben so Viele mit mir gejubelt, mein Talent gepriesen, meinen Geist bewundert! – Das Alles ist vorüber! – Wenn ich umkomme wie ein Hund, so sieht mich Keiner mehr an, und machte ich mich ihnen nicht unbequem, ich bin überzeugt, selbst ein paar Fuß Erde gönnte mir diese egoistische, herzlose Menschenbrut nicht!«

Er richtete sich mühsam auf und lehnte den matten Oberkörper gegen die Wand. Dann griff er nach einigen Bogen Papier und einer Bleifeder, die auf der dünnen Decke lagen. »Wenn sie mir keine Antwort gibt,« fuhr er fort in seinem Selbstgespräche, »soll sie doch erfahren, wie ich über die Liebe gedacht habe und bis an mein Ende denken will. Sie wird glücklich werden, und ich gönne es ihr, denn Paul ist ein braver Junge, obwohl er nicht weiß, was Liebe heißt. Sie soll aber nicht glauben, ich hätte sie nur geliebt ihrer zeitlichen Güter wegen Das soll ihr dieses Blatt nach meinem Tode verkündigen, denn es stellt dasselbe meinen letzten Willen vor, der über nichts zu verfügen hat, als über meine Empfindungen und den geringen Rest von Gedanken, die nur noch wie erlöschender Zunder in mir glimmen.«

Mit großer Anstrengung und unter mehrmaligen Pausen schrieb Günther folgende Verse:

Aria.

Ich liebe nur, was mich vergnügt,
Nicht, was nach Golde kirrt;
Mein freies Herz wird nicht besiegt,
Wenn gleich der Beutel schwirrt.
Kein goldner Strick fängt meinen Fuß, kein heller
Klang mein Ohr;
Die Redlichkeit
Geht alle Zeit
Bei mir dem Nutzen vor.

Was hilft es, wenn das Silber blitzt,
Und doch der Bräut'gam schießt?
Ein Mann, der stets beim Kasten sitzt,
Und in dem Säckel wühlt,
Theilt mit dem Mammon seine Gunst, die blos
der Frau gehört;
Sein Zeitvertreib
Macht, daß das Weib
Oft fremde Götter ehrt.

Kein Reichthum überwiegt das Weh,
Kein Thaler hilft der Braut,
Wenn ihr die Zwietracht in der Eh'
Zuletzt ein Zuchthaus baut.
Das Ungewitter ist nicht weit, wo gelbe Raben
schrein;
Wer wollte nun
So thöricht thun,
Und ihm zum Schaden frein.

Bethörter Mund, ach spare doch
Der Worte frohen Stolz!
Dein Umgang ist mir stets ein Joch,
Du selbst ein Marterholz.
Dies Wörtchen bringt mir Deinen Haß, der ficht
mich wenig an;
Wie bald stößt mir
Was Besser's für,

Das mich vergnügen kann?

Du aber, der des Himmels Schluß,

Dereinst für mich bestimmt,

Magst glauben, daß mein reiner Kuß

Von keiner Goldsucht glimmt.

Nimm also meinen ganzen Schatz, die reine
Hand voll Blut!

Ein reines Herz

Ist sonder Scherz

Das beste Heirathsgut!«

Mit heiterm Lächeln auf bleichen Lippen ließ er, zum Tode ermattet, den Griffel sinken und lehnte das Haupt wieder zurück. Seine Augen schlossen sich von selbst. Er schlief nicht, aber Bilder aller Art, bald gestaltlos und wirr, bald zu bestimmten Gruppen sich formend, erheiterten ihn. Er hörte Musik, ganz aus der Ferne. Bald klang es ihm wie Gesang einer glockenreinen Frauenstimme, und es däuchte ihm, diesen Gesang habe er vor längerer Zeit schon einmal vernommen. Dann wieder schwirrten Töne einer Violine vor seinem entzückten Ohr, und er sah Louis Brumser inmitten einer lauschenden Menge junger Studenten vor sich stehen, wie er den Bogen meisterhaft führte, eine selbst componirte Cantate vortrug und dann mit kühnen Uebergängen den Takt zu jenem lustigen, frischen Studentenliede angab, das er in den letzten Wochen allabendlich mit fröhlichem Herzen

im Burgkeller bei vollem Stübchen schäumenden Lichtenhainers gesungen hatte. Im Halbtraume summte der phantasirende Dichter noch einmal Melodie und Lied:

»Müdes Herz
Laß den Schmerz
Mit dem Athem fahren!
Lebst Du doch
Jetzo noch
In den besten Jahren.
Thoren denken vor der Zeit
An die Nacht der Eitelkeit;
G'nug, wenn uns das Alter zwingt,
Und den Kummer mit sich bringt.«

Die Violine gab einen schrillen Mißton und Günther fuhr zusammen. Der Gedanke seines Liedes irrte noch durch seine Seele. Er lächelte und schüttelte den Kopf. – Die Violine klang abermals in seinem Ohr. Wieder schloß er die Augen und wieder summte er oder glaubte er zu summen:

»Nehmt doch wahr,
Wie sogar
Todte Kräuter lehren!
Laßt uns noch,
Laßt uns doch
Ihre Warnung hören!
So verfliegt der sachte Rauch,
So verfliegt das Leben auch;

Und die Asche malet hier
Unsers Leichnams Bildniß für.«

Sein Haupt sank auf seine Brust, die Lippe verstummte, aber die hüpfenden Töne der Geige klangen in seiner Seele fort und fort.

Draußen war es still; selten hörte man die Schritte eines Vorübergehenden. Endlich polterte ein Wagen über das Pflaster, und dies schütternde Geräusch ermunterte den müden, kranken Dichter. Der schmerzende Husten, an dem er schon geraume Zeit litt, befahl ihn auf das heftigste, und keuchend sank er in die dürftigen Kissen.

Während er röchelnd wieder Athem schöpfte, vernahm er leis sprechende Stimmen, dann klopfte es und die Thür der Kammer drehte sich geräuschlos in ihren Angeln.

Günther glaubte, weil in den letzten Tagen phantastische Bilder ihn häufig neckten, es sei Augentäuschung. Er strengte seine Sehkraft an und gewahrte nun ein feines Mädchengesicht, von blonden Locken umhüpft, wie es lauschend sich durch den Spalt drängte.

»Alida!« stammelte der Erschöpfte. »Alida, bist Du es? Oder ist es Dein Geist, dem meine Sehnsucht Flügel leiht?«

Er streckte beide Arme nach der lieblichen Erscheinung aus. Diese aber schwebte näher, ihr folgte Paul, und der sanft lächelnde Louis geleitete den ernstesten, steifen Papierhändler Ehrenhold nebst Woldemar von Raschau.

»Mein armer Christian!« sprach jetzt eine Stimme, die doch von zweier Menschen Lippen zugleich zu kommen

schien, und warme Hände legten sich um die kalten Finger des kraftlosen Dichters.

»Sie sind es wirklich!« sprach Günther erfreut, und sein Auge flammte noch einmal auf, wie eine Kerze, ehe sie verlischt. Ihr habt mich doch nicht vergessen? ... Ihr verachtet mich auch nicht?«

Alida's Hand zitterte in der seinen.

»Mit Deinem Namen will ich sterben,
Mit Deinem Bilde geh' ich hin!«

flüsterte Günther, und ein seliges Lächeln verklärte seine eingefallenen Züge. Er sah die ehemalige Geliebte so glücklich an, daß Alida in die bittersten Thränen ausbrach. Dann richtete sich sein Auge auf Paul, und er winkte ihn zu sich.

»Sie ist Dein,« sprach er in kaum verständlichen Lauten, indem er Alida's Hand in die des Freundes legte. »Sei ihrem Herzen, was Du mir gewesen bist, der ich mich ihrer nicht würdig erwiesen habe.«

»So zweifelst Du nicht an meiner Freundschaft?« sagte Paul, seine Braut fest umschlingend.

»Ich bin glücklich, Dich glücklich zu sehen,« erwiderte Günther. Paul rief Ehrenhold heran, dem Louis und Woldegar sich anschlossen.

»Sie sind Alle gekommen, lieber Christian, Alle, die Dich lieb hatten, wenn es auch zuweilen schien, als wären sie Dir nicht geneigt,« sagte er. »Besäßen wir übermenschliche Kräfte, so würden wir Dir ein Loos bereiten, über das Du Dich nicht beklagen könntest.«

Günther streckte die Hand nach Ehrenhold aus. Dieser ergriff sie mit einiger Hast.

»Es gehet mir nahe zu Herzen,« sprach der Papierhändler, »daß ich einen so singulären Menschen nicht allezeit nach seinen Meriten gewürdigt habe, und wäre es mir wohl sehr lieb, wenn der unsterbliche Genius, welcher in gar sonderbarer Weise sich bei Ihnen regete, auch befähiget würde, den kranken Leib durch seine seltsamliche Kraft wieder gesund zu machen. Nach den gemachten Erfahrungen will es mir fast bedünken, als könnten auch wir Beide uns künftig als Freunde vertragen und uns noch recht lieb gewinnen.«

Günther antwortete nur durch Blicke und einen schwachen Händedruck. Sein Auge hing an Woldemar, der jetzt seine Hand auf seine Stirn legte.

»Du wardst viel geprüft,« sprach der eifrige Anhänger Zinzendorfs, »Du wurdest auch viel geliebt, und darum wird Dir viel verziehen werden. Gehe ein zu Deines Herren Freude!«

Christian's Augen schlossen sich unter der segnenden Hand des angehenden Missionär's. Sein Antlitz ward blasser und immer milder.

»Ich höre wieder Musik,« sprach er lallend, noch einmal die Hand Alida's, Paul's und Louis Brumser's erhaschend, der den sterbenden Dichter laut beim Namen rief. »Es sind dieselben Melodien, die vom Himmel herabzitterten, als Hanna – zu meinen Füßen kniete. – Louis, Louis, grüße – meinen Vater! – Die Mutter – lächelt mir

zu – Rosige Wellen schäumen heran – sie überfluthen – sie erdrücken mich –«

Er begann heftig zu röcheln, dann bewegten sich nochmals die verbleichenden Lippen, und mit den leis gelispelten Worten:

»Auf Rosen hab' ich sanfte Träume«

hauchte er selig lächelnd seinen Geist aus.

SIEBZEHNTE KAPITEL. UNTER ROSEN BEGRABEN.

Es war ein milder Herbstmorgen, in den Straßen der kleinen Universitätsstadt bemerkte man noch wenig Leben, Da trug man still einen Sarg, dem kein Leidtragender folgte, nach dem Kirchhofe vor dem Thore. Es läutete weder eine Glocke noch ließ sich ein Geistlicher sehen, um über dem Grabe den Segen zu sprechen. Ohne Zeugen aber sollte die irdische Hülle des begabtesten Dichters seiner Zeit doch nicht in die Erde gesenkt werden. Vor Ankunft der Träger schon hatten die Freunde des Abgeschiedenen sich nach dem Kirchhofe begeben, und Louis Bemühen war es gelungen, aus der Zahl seiner Bekannten ein schwaches Chor zusammenzubringen, das ein von Günther selbst gedichtetes Lied an der Gruft mit tiefer Empfindung sang. Die Verse lauteten:

»Nur getrost, betrübter Geist!
Frisch gewagt, ist halb gewonnen.
Was dein Fernglas Wolken heißt,
Ist ein Himmel voller Sonnen,
Die des Kummers trübe Nacht

Den Kometen ähnlich macht.

»Unser Glaube nimmt den Trost,
Weil die Qual nicht ewig währen.
Dem der mit der Hoffnung loost,
Ist das Kleinod oft bescheeret;
Aus dem Leiden ohne Ruh
Führt sie uns der Glückstadt zu.

»Ich verschweige, was mich drückt,
Und bin in dem Höchsten stille.
Gott hat mir es zugeschickt,
Und vielleicht ist es sein Wille,
Daß nach Klageliedern bald
Auch ein Hallelujah schallt.«

Nun trat die in Schwarz gekleidete Alida von Paul und Louis geführt an das Grab, und bestreute den bereits versenkten Sarg des poetischen Freundes mit einer Fülle von Rosenblättern. Woldemar von Raschau aber machte das Zeichen des Kreuzes über dem Grabe, sprach den Segen und schloß mit den Worten:

»So gehe denn hin, Du Missionär des Geistes, und stärke Deine Blicke in dem Bronnen der Ewigkeit, aus denen die Quellen des wahren Heiles rinnen für und für: der Glaube, die Liebe und die Hoffnung!«

Als der Hügel sich über dem Sarge des Dichters gewölbt hatte, verließen die Freunde in ernster Stimmung die Ruhestätte des früh Vollendeten.

Paul kehrte mit seiner Braut und Ehrenhold nach Leipzig zurück, Louis schloß sich Woldemar an, um einen Besuch in der Heimath zu machen. Hier war sein erster Gang zu Christian's vereinsamtem Vater.

Doctor Günther empfing den Sohn des Stadtpfeifers mit stumpfer Gleichgültigkeit. Seit dem Tode seiner Frau lebte er ganz zurückgezogen, und über sein Fühlen und Denken sprach er sich gegen Niemand aus. Er war sehr alt geworden. Louis' Erzählung über die letzten Lebenstage seines verstoßenen Sohnes und dessen Ende vernahm er ohne ein Zeichen innerer Bewegung. Kein Wort der Theilnahme oder der Trauer kam über seine Lippen.

»Es ist schon gut,« war die einzige Aeußerung, die er that. Auch nach dem Ergehen des jungen Musikers erkundigte er sich nicht, und Louis war froh, als die Thür des Doctors sich wieder hinter ihm schloß.

Dagegen mußte Louis dem eigenen Vater Alles, was er von Christian und dessen Erlebnissen wußte, mehr denn einmal ganz ausführlich erzählen. Brumser hörte mit großer Aufmerksamkeit zu und fuhr sich verschiedene Male mit seiner rauhen Hand über die Augen, indem er die Brille aller Augenblicke abnahm. Zuletzt erfaßte er Louis beim Ohrläppchen und kniff es so stark, daß dieser laut aufschrie.

»Junge,« sagte der brummige Stadtpfeifer, während ihm ein paar große Thränen über das kantige Gesicht liefen, »Junge, mach' mir keine Schande, sonst soll man Dir statt eines Korbes von Rosenblättern dürres Laub auf Deinen Sarg streuen! Der Christian war wild und gottlos und

nichtsnützig, die Funken aber, die er aus seinem klugen Hirnkasten herausgeschlagen hat unter Lachen, Lieben, Trinken und Fluchen, die werden in vielen Jahrzehnten nichts an ihrem Glanze verlieren!«

An ihrem Geburtstage vermählte sich Alida mit Paul von Podelwitz. Louis componirte zu diesem frohen Feste einen schönen Walzer, den Herr Ehrenhold höchst anstandsvoll und strahlend vor Glück mit seiner nicht weniger glücklichen Gattin zu Ehren der Frau Forsträthin von Podelwitz tanzte.

Dieser Vermählung des Freundes wohnte Woldemar von Raschau nicht bei. Ihn zog das Herz bald nach der Bestattung Günthers zu dem Grafen, in dessen Gesellschaft er den ganzen nächsten Herbst und Winter verlebte, um sich für seinen hohen Beruf vorzubereiten. Ein Jahr später vermählte er sich im Bethause zu Herrnhut mit Hanna Evermann, und als nach mehreren Jahren Zinzendorf des Landes verwiesen ward, begleitete er diesen auf seinen Reisen, und ging zuletzt als Missionär und Apostel der Brüdergemeinde nach Surinam.